

# >> Ursprung des Seins <<

David Elsner (2008)

*Was kann ich wissen?*

*Was soll ich tun?*

*Was darf ich hoffen?*

*Was ist der Mensch?*

In einem Tal westlich von Kairo bricht eine seltsame Krankheit aus, die schon nach wenigen Tagen tödlich endet. Schon nach wenigen Tagen wird in den Körpern der Verstorbenen eine hohe Anzahl an ionisierten Kohlenstoffatomen gefunden, die auf die Strahlenkrankheit hinweisen. Doch auch die besten Wissenschaftler schaffen es nicht der Ursache auf den Grund zu gehen. Die Regierung sperrt das Gebiet ab und versucht die Vorkommnisse zu vertuschen. Trotzdem ist das Tal schnell im Volksmund verflucht. Die Archäologin Bobby Parkmann beginnt auf eigene Faust dem Phänomen auf den Grund zu gehen. Doch sie stößt in Kairo nicht nur auf die Ursache der Krankheit, sondern findet auch Antworten auf die wichtigsten Fragen ihres Lebens.

## Prolog

»Ich muss Ihnen allen leider eine unangenehme Wahrheit offenbaren. Doch nur wenn Sie nach meinem Vortrag weiter suchen, wird Ihnen die volle Tragweite dieser Wahrheit erst richtig bewusst werden. Das hat die Vergangenheit schon oft gezeigt und schon Gandhi hat uns gelehrt selbst die Veränderung zu sein, die wir uns für diese Welt wünschen. Doch was ist es für eine Wahrheit, von der ich spreche? Ich möchte Sie nicht länger auf die Folter spannen.«

Der Professor wanderte etwas unbeholfen zu seinem kleinen Laptop und schaltete eine Folie weiter. Ein paar seiner Studenten begannen damit in ihren Taschen zu wühlen und im Raum breitete sich eine unterschwellige Unruhe aus.

»Ich möchte Sie alle bitten Ihr Schreibzeug in den Taschen verstaut zu lassen. Sie brauchen bei der Begrüßungsrede noch nicht mitzuschreiben. Bitte bewahren Sie Ruhe und hören Sie mir genau zu, denn ich habe nicht vor Sie mit bedeutungslosen Floskeln und höflichen Kalendersprüchen zu langweilen.« Es wurde ruhig im Hörsaal, doch das war nicht von Dauer. Die Botschaft, die auf der Leinwand zu lesen war sorgte erneut für Unruhe.

»*Sie alle sind Gefangene Ihres eigenen Verstandes!*« Dieses Mal ließ der Professor einige Sekunden verstreichen, um der Botschaft Nachdruck zu verleihen. Als die Studenten sich wieder beruhigt hatten, fuhr er fort: »Ja, Sie haben richtig gelesen. Sie *alle* sind gefangen in Ihrem eigenen Verstand. Und bevor Sie Ihr Studium beginnen, möchte ich Ihnen auch erklären wieso. Vor einigen Jahrzehnten wurde in Harvard ein Experiment mit Katzen durchgeführt. Eine Gruppe von kleinen Kätzchen wurde in einem Raum aufgezogen, in dem es nur horizontale Strukturen gab. Das Ergebnis dieses Experimentes war verblüffend. Weil die Katzen in einer Welt aufgewachsen waren, in der es keine vertikalen Eindrücke gegeben hatte, waren ihre Gehirne grundlegend anders strukturiert. Doch auch in ihrem späteren Leben wurde dieser Defekt nicht behoben und die Tiere waren unfähig vertikale Strukturen wahrzunehmen. Natürlich lebten diese Katzen in der Illusion, es *gäbe* ausschließlich horizontale Dinge. Experimente dieser Art wurden in den verschiedensten Formen wiederholt und beweisen eine Festlegung des Gehirnes im Kindesalter. Und genau darum geht es bei meiner Botschaft. Auch Sie sind nämlich in einer Welt aufgewachsen, in der es in gewisser Weise nur horizontale Streifen gibt.«

Einige Studenten mussten lachen. Andere tippten in ihren Laptops Suchbegriffe ein um eine unabhängige Quelle zu den Experimenten zu finden. In einer der hinteren Reihen ließ einer der Studenten verlauten, er habe heute sowohl vertikale als auch horizontale Streifen auf der Toilette hinterlassen. Das sorgte für noch mehr Gelächter. Der Professor schien mit dieser Reaktion nicht ganz einverstanden und raufte sich etwas verärgert die Haare.

»Ich möchte um Ruhe bitten. Und heben Sie sich Ihre geschmacklosen Kommentare bitte für die Pause auf, danke.« Er schaltete eine weitere Folie weiter, auf der eine Liste wissenschaftlicher Quellen angegeben war.

»Sie finden alle relevanten Informationen im Quellenverzeichnis meines Skriptes. Bitte schauen Sie sich das aber erst nach der Veranstaltung an. Ich wollte Sie mit diesem Einstieg lediglich auf die Illusion aufmerksam machen, in der Sie alle leben. Schon seit Ihrem Kindesalter haben Sie sich an eine bestimmte Art von Wahrheit gewöhnt. Diese Wahrheit wurde bis zum heutigen Tage von Ihrem neuronalen System immer wieder bestätigt. Alle anderen Eindrücke ignoriert ihr Gehirn, genau wie es für die Katzen keine vertikalen Streifen gab. Und dagegen kann leider auch niemand von Ihnen etwas tun, denn Ihre neuronale Verschaltung sieht an dieser Stelle leider kein Umdenken mehr vor. Aus diesem Grund ist es auch so wichtig, sich mit Kindern zu beschäftigen, denn das sind die einzigen Lebewesen, deren kognitiven Fähigkeiten noch nicht so verdreht worden sind wie unsere. Aber auch mit psychedelischen Drogen ist es möglich, diese Schranke außer Kraft zu setzen. Sie alle haben mit Sicherheit früher in der Schule von Ihrem eigenen Gesicht eine Gipsmaske angefertigt. Fotografiert man diese Masken von der Innen und Außenseite, so sehen beide Bilder für uns Menschen identisch aus. Auch die konkave Seite erscheint uns konvex, weil unser Gehirn an konvexe Gesichter gewöhnt ist. Menschen, die unter einer starken Schizophrenie leiden oder LSD genommen haben, können jedoch zwischen beiden Masken einen Unterschied erkennen. Der lebenswichtige Mechanismus unseres Gehirnes ist bei Ihnen außer Kraft gesetzt. Und aus all diesen

Fakten folgt eine wichtige Erkenntnis.« Er schaltete noch eine Folie weiter und ein weiterer Schriftzug erschien:

*Wir alle glauben nicht, was wir sehen, sondern wir sehen nur das, was wir aufgrund unserer falschen Veranlagung glauben.*

»Lassen Sie sich diese Wahrheit einmal auf der Zunge zergehen und hinterfragen Sie ab diesem Zeitpunkt Ihre eigenen Auffassung von Realität. Schon Immanuel Kant hat sich über diese Dinge Gedanken gemacht. Und bitte machen Sie nie den Fehler in Kant nur einen Philosophen zu sehen. Er wurde schließlich stark von Newton beeinflusst und hat sich selbst intensiv mit Naturwissenschaft auseinandergesetzt. Vermutlich ist fast keinem von Ihnen zum Beispiel klar, dass er eigene Theorien zur Entstehung unseres Sonnensystems entwickelte, die sich später als wahr erwiesen. Besonders wichtig war ihm aber eine Erkenntnis Newtons, denn der hatte kurz zuvor die Wissenschaft des Mittelalters mit einer wichtigen Theorie revidiert. Er hatte es geschafft die Gesetze der Natur auf eine geringe Anzahl zu reduzieren. Man hatte schließlich zuvor noch in dem Glauben gelebt, die Gesetze der Erde und des Himmels würden sich grundlegend voneinander unterscheiden. Doch durch Newtons Scharfsinn wurde der Menschheit das erste Mal die Gesamtheit des Universums bewusst. Kant war vermutlich einer der ersten Menschen, denen die große Illusion dämmerte, in der wir alle heute noch immer leben. Doch erst eine ganze Weile später konnte diese Gesamtheit experimentell nachgewiesen werden. Aber behalten Sie sich das zuerst noch im Hinterkopf. Wichtiger ist mir anfangs aber ein Unterschied, den Sie sich merken müssen. Kant hat niemals behauptet unsere Welt sei eine reine Illusion in der nichts real ist. Er hat vielmehr behauptet, die Dinge in unserer Welt würden durch unsere eigenen *Betrachtungsweisen* des Universums beeinflusst. Wie konnten Naturwissenschaftler durch *reine* Gedankenexperimente Rückschlüsse auf unser Universum ziehen, die sich später als wahr herausstellten? Kant glaubte, so etwas sei nur möglich, weil unsere physikalischen Grundstrukturen von der *Art und Weise* abhängen, wie wir die Realität betrachten. Schon Albert Einstein wunderte sich später über die Fähigkeit des Menschen das Universum zu begreifen. Ich frage mich ob er Kant gelesen hat und ob ihm klar war, dass unsere Realität eventuell nur deswegen für uns verständlich ist, weil wir mit unseren Gedanken eine eigene Realität *geformt* haben.

Haben Sie sich schon einmal die Frage gestellt aus welchem Grund für uns Menschen feste Gegenstände undurchsichtig sind, Luft hingegen transparent? Der Grund ist einfach. Unsere Augen sind nur in der Lage einen winzigen Bruchteil des elektromagnetischen Spektrums wahrzunehmen. Lange Radiowellen sind unsichtbar für uns, genauso wie ultraviolettes Licht. Aber genau den Teil des Lichtes, der von *festen* Gegenständen reflektiert wird und die Luft problemlos durchdringt, kann unser Sehorgan wahrnehmen. Wenn Sie über diese Tatsache einmal kurz nachdenken, wird Ihnen vermutlich immer stärker bewusst, welcher phänomenalen Wahrheit Kant auf der Spur war. Doch es zeigt uns auch sehr gut, was er meint, wenn er von *Wirklichkeit* spricht. Unsere Wirklichkeit ist nur *eine* von sehr vielen Wirklichkeiten. Nämlich genau die Wirklichkeit, die entsteht, sobald es Wesen wie uns gibt, die sie betrachten. Wären wir beispielsweise eine Fledermaus, so könnten wir infrarotes Licht sehen. Und wenn wir Gammastrahlen sehen könnten, wären alle Wände für uns so durchsichtig wie Glas. Und wenn wir komplett andere Wesen wären, so würden für uns auch ganz andere physikalische Gesetze gelten. Es gäbe eventuell gar keine Kausalität mehr. Besonders das letzte Jahrhundert ist für immer mehr Phänomene bekannt geworden, die Kants Theorie immer wieder bestätigt haben. Daher ist er vermutlich bis heute der am meisten gelesene Philosoph seiner Zeit. Ich möchte Ihnen einige dieser Phänomene vorstellen.

Sie haben als Studenten der ägyptischen Philologie vermutlich noch nicht viel von *Gustav Jung* gehört. Jung war einer der ersten Psychologen und er entdeckte ein Prinzip, was neben der Kausalität existierte und bis heute noch nicht verstanden ist. Normalerweise sind wir ganz im Sinne des *Modus ponens* an das Prinzip von Ursache und Wirkung gewöhnt. Wir denken zum Beispiel an einen bestimmten Menschen und greifen anschließend zum Telefonhörer um ihn anzurufen. Jung entdeckte jedoch noch ein weiteres Prinzip, was genauso real ist wie die Kausalität. Er nannte es *Synchronizität*, was Sie nicht mit der Synchronität verwechseln dürfen. Nach dem Prinzip der Synchronizität gibt es Abläufe, die dem Prinzip der Kausalität nicht entsprechen. Wem von Ihnen ist

noch nie eine seltsame Wechselwirkung Ihres Bewusstseins mit einer anderen Person aufgefallen? Haben Sie noch nie an etwas gedacht, während einer ihrer engsten Bekannten genau denselben Gedanken hatte? Dieses Prinzip wurde von Jung intensiv untersucht und auch wenn es nicht leicht reproduzierbar ist, wird es noch bis heute von renommierten Wissenschaftlern untersucht und diskutiert. Es scheint eine Art spukhafte Wechselwirkung zwischen den Gehirnen zu geben, die wir uns einfach nicht erklären können. Und wo wir schon beim Stichwort sind, möchte ich Ihnen gleich noch ein weiteres verblüffendes Experiment aus der Physik nahelegen. Es ist inzwischen möglich mit Hilfe eines einfachen Versuchsaufbaus kleine Teilchen zu erzeugen, die miteinander verbunden sind, egal wie weit man sie voneinander entfernt. Eine Veränderung des einen Teilchens, hat *ohne Zeitverzögerung* auch eine Veränderung des anderen Teilchens zur Folge. Wissen Sie was dieses Phänomen zu bedeuten hat? Es nennt sich Quantenverschränkung und wird unsere Zukunft maßgeblich beeinflussen. Es gibt bis heute noch keinen Menschen, der verstanden hat *wieso* die Quantenverschränkung funktioniert. Doch es wird nicht mehr lange dauern, bis man dieses Phänomen zur Übertragung von verschlüsselten Daten verwenden wird. Überhaupt ist die gesamte Quantenmechanik sowohl eine Sammlung aus wirtschaftlich sehr rentablen Theorien, als auch eine der phänomenalsten Erkenntnisse des letzten Jahrhunderts. Schon Nils Bohr hat gesagt, dass jeder den die Quantentheorie nicht schockiert, sie nicht verstanden hat. Ohne sie sähe unsere heutige Welt bereits ganz anders aus, denn vom Fernseher bis zum Kernspintomographen wird sie inzwischen eingesetzt. Trotzdem macht sie Vorhersagen, die unserer eigenen Vorstellung von Wahrheit bedeutend widersprechen. Schon Einstein und Bohr haben über einen langen Zeitraum über genau diese Vorhersagen gestritten. Bohr folgte ihren Gesetzen und stellte fest, dass es Teilchen geben muss, die sich gleichzeitig an *mehreren* Orten befinden. Einstein widersetzte sich dieser Theorie, bis diese Art von Paradoxon zumindest mathematisch gelöst werden konnte. Aber ich schweife etwas vom Thema ab. Ich erzähle Ihnen all diese Dinge nicht nur aus Spaß, sondern um ihr Bewusstsein zu erweitern. Sie alle sind in einer Welt voller Eindrücke aufgewachsen. Ihre Sinnesorgane nehmen ununterbrochen neue Informationen auf und alle diese Informationen werden von Ihrem Gehirn in ein Raster gepresst, was Ihrer derzeitigen Auffassung von Realität entspricht. Aber diese Realität ist von Ihnen abhängig und im höchsten Maße subjektiv. Gleichzeitig gibt es jedoch Instanzen auf dieser Erde, die sich dieser menschlichen Schwäche sehr bewusst sind und diese gezielt für ihre eigenen Zwecke ausnutzen. Informieren Sie sich über die Masongruppe! Und vergessen Sie sofort wieder, dass ich Ihnen diesen Namen genannt habe. Ich möchte Ihnen aus diesem Grund ans Herz legen, so kritisch wie möglich zu sein. Prüfen Sie jede Wahrheit, die man Ihnen an dieser Universität verkauft so gründlich wie möglich. Das heutige Bildungssystem ist zu unserem Leidwesen nicht mehr darauf ausgelegt freie Denker zu erschaffen, sondern möchte Sie alle nur noch auf ein Monster namens »freier Marktwirtschaft« vorbereiten. Aber dieses Monster hat den größten Teil von Ihnen vermutlich schon längst verschlungen. Und es braucht keine Denker, sondern *Spezialisten* in den verschiedenen Fachgebieten. Doch der Begriff »Spezialist« ist nur ein von der Gesellschaft geschaffener Euphemismus für einen Menschen, der Weitsicht und Objektivität verloren hat. Ein Spezialist kennt nur noch sein eigenes Fachgebiet. Er konzentriert sich nur noch auf einen winzigen Teil des Gesamtsystems. Auf diese Weise wird die so wertvolle Objektivität, die die vergangene Jahrhundertwende so maßgeblich beeinflusst hat unter dem Joch der Lüge verklavt. Doch diese Wahrheit trifft wahrlich nicht nur auf Ihre Auffassung von der Gegenwart zu, sondern auch auf das, was Ihnen hier als Geschichte der Menschheit verkauft wird. Schon Samuel Butler hat gesagt, dass der wichtigste Unterschied zwischen Gott und den Historikern die Unfähigkeit Gottes ist unsere Vergangenheit zu ändern. Merken Sie sich das! Ein großer Teil des gelehrten Universitätsstoff hat schon längst die Filter von bestimmten Interessengruppen durchlaufen. Was Ihnen hier beigebracht wird ist oft nur eine von Gesellschaft und Religion verdrehte Lüge. Doch dieselben Interessengruppen haben auch schon längst die Medien infiltriert und die Medien lügen heutzutage so rasant, dass mir manchmal die Haare zu Berge stehen. Etwas wie freie Berichterstattung gibt es schon gar nicht mehr. Bitte fangen Sie an zu denken und glauben Sie nicht alles, was Ihnen die Medien und die durch genau diese Instanzen geprägte Gesellschaft erzählt und vorgaukelt. Fangen Sie an zu denken und lassen Sie nicht *andere*

*für sich* denken. Sie werden schon nach kurzer Zeit eine Mannigfaltigkeit an Lügen entlarven, die Sie eventuell Ihr ganzes Leben geglaubt haben. Und das ohne jemals die Frage gestellt zu haben, *warum* diese Dinge wahr sind. Und wenn Sie desillusioniert worden sind, werden Sie hinter dem niedergetrampelten Gestrüpp aus Lügen schließlich auf etwas stoßen, was Ihnen für einige Momente den Atem rauben wird. Sie werden auf den Sinn Ihres Lebens stoßen. Doch auch wenn diese Suche nicht leicht wird, so zahlt sie sich am Ende in hohem Maße aus. Wer zur Quelle will, muss *gegen* den Strom schwimmen.

Und weil meine Zeit an dieser Stelle leider begrenzt ist und auch Dr. Schwarz von der *American Agency of natural and exact Sciences* noch etwas sagen möchte, muss ich mich leider schon von Ihnen verabschieden. Doch natürlich werde ich einige von Ihnen im kommenden Semester wiedersehen. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen eine gute Zeit an der *Southern New Hampshire University*.«

Professor Cunningham schaltete noch eine Folie weiter, doch bevor er seinen Laptop vom Beamer entfernt hatte, konnten die Studenten noch eine weitere Botschaft auf der Leinwand lesen:

»*Glaube denen, die Wahrheit suchen, und zweifle an denen, die sie gefunden haben.*« - Gide

## 1

Der Regen war stärker geworden. Er stürzte aus schweren Wolken auf einen gestrandeten Wagen hinab, an dessen Scheiben er in klaren Schlieren hinabfloss. Es war fünf Uhr am Nachmittag und Bobby beobachtete die Sturzbäche vom Beifahrersitz aus. Sie fragte sich, wie es plötzlich so dunkel hatte werden können und begann sich ihr struppiges Haar zu raufen. Diese Panne hatte ihr gerade noch gefehlt. Doch wenigstens war es nicht ihre Aufgabe, bis auf die Haut durchnässt, vor dem roten Chevy Impala zu stehen und ahnungslose Blicke unter die Kühlerhaube zu werfen. Diese Mission war Tony zuteil geworden, doch schien er nicht sehr erfolgreich. Er knallte die Motorhaube zu und rannte um den Wagen herum. Als er die Tür öffnete, riss der Wind sie ihm förmlich aus der Hand und erst nach einem kurzen Kampf brachte er es fertig sich neben seiner Schwester auf den Fahrersitz fallen zu lassen.

»Dreckiges Mistwetter«, fluchte er und drehte voller Erwartung den Zündschlüssel. Einige Kontrollleuchten flackerten auf und das Radio erwachte zum Leben. Ein Elvisong begann aus den übersteuernden Boxen zu plärren und Bobby schlug hastig auf das Radio ein bis es endlich Ruhe gab. Dann folgte sie dem Blick ihres Bruders, der mit hoffnungsloser Miene die einzige Leuchte betrachtete, die noch immer brannte.

»Erst wird das Kühlwasser zu heiß, dann fängt diese verfluchte Motorenleuchte an ihr gelbes Licht zu verbreiten und jetzt bleibt die Schrottkiste mitten im Nichts stehen.« Tony trat mit aller Kraft gegen etwas im Fußraum, doch auch das animierte den Wagen nicht zum anspringen. Bobby schwieg. Sie hatte ihren Bruder selten so verärgert erlebt und die Beherrschung hatte er erst einmal in ihrer Gegenwart verloren.

Damals war er mit dem verzweifelt Versuch beschäftigt gewesen den Abfluss zu reparieren während sie dringend ins Bad wollte. Sie hatte ihm einen Tipp gegeben, doch das war ihm zu viel gewesen und er hatte vor Wut den ganzen Abfluss herausgerissen.

Er hasste Ratschläge. Erst recht wenn sie von seiner Schwester kamen. Vermutlich waren ihre Tipps auch der Grund, wieso die beiden bis ins hohe Teenageralter ganze Abende damit zugebracht hatten sich gegenseitig zu verprügeln. Doch seit Bobby ihrem Bruder einmal mit einem Bündel Orangen ein blaues Auge verpasst hatte, fanden ihre Auseinandersetzungen nur noch auf kognitiver Ebene statt. Jedenfalls meistens.

Aber dass Tony jemals in seinem Leben einmal gegen etwas *getreten* hatte um seiner Wut Ausdruck zu verleihen, hatte selbst sie noch nie erlebt. Sie war fast schon etwas erleichtert, dass sie scheinbar doch nicht die Einzige in der Familie war, die früher oder später die Beherrschung verlor. Seit beide die Pubertät hinter sich gelassen hatten, hielten sie zusammen wie Pech und Schwefel. Jedenfalls dann wenn Bobby keine Versuche unternahm ihrem Bruder einen *Ratschlag* zu erteilen.

Tony schlug mehrfach auf das Lenkrad ein und drehte den Zündschlüssel so weit im Uhrzeigersinn bis der Kunststoff gefährlich knirschte. Ein ersticktes Gurgeln ertönte, welches sich langsam in ein leises Summen verwandelte.

Sie dachte darüber nach einen Vorschlag zu machen, doch als sie den Mund schon geöffnet hatte überlegte sie es sich doch anders. Sie wusste nicht, wie er in einem solch bedauernswerten Zustand auf ihre technischen Tipps reagieren würde.

Eine kurze Weile saßen die beiden schweigend nebeneinander und starteten durch die Windschutzscheibe auf die verschwommene Fahrbahn. Tony wackelte nervös mit dem Fuß auf und ab, während er gedankenverloren seinen Schlüsselbund von der einen in die andere Hand gleiten ließ. Das tat er immer wenn er grübelte. Er würde in diesem Zustand keine Lösung mehr finden. Das war offensichtlich.

Irgendwann fragte Bobby vorsichtig: »Wir könnten versuchen das Auto anzuschieben.«

Tony reagierte kaum und murmelte, die Batterie sei auf keinem Fall das Problem. Dann streifte er erneut die Kapuze seines Regenmantels über und verließ den Wagen ein weiteres Mal. Einige Regentropfen stoben Bobby ins Gesicht und sie kniff die Augen zusammen. Doch sofort schlug der Wind die Tür mit einem lauten Krachen wieder zu und es blieb lediglich das klopfende Geräusch

des Regens zurück. Sie klappte erneut ihr Handy auf und starrte mit zusammengekniffenen Augen auf die Balkenanzeige. Doch genau wie vor einer Dreiviertelstunde hatte sie noch immer keinen Empfang. Sie saßen wirklich in der Klemme.

Währenddessen rannte Tony in den tropfenden Wald und scheuchte dabei ein ganzes Rudel Rehe auf, die hastig im Unterholz verschwanden. Sie zog für einige Augenblicke in Erwägung ihrem Bruder nachzulaufen um beruhigend auf ihn einzureden, doch dann überlegte sie es sich doch anders. Draußen konnte sie ihn hören, wie er hysterisch einige Sträucher in Grund und Boden trampelte und dabei mit glühenden Wangen irgendetwas schrie.

Doch schon nach einigen Augenblicken war er so erschöpft, dass er zum Wagen zurückkehrte und sich wieder neben seiner Schwester fallen ließ. Er strich sich das rabenschwarze Haar aus dem Gesicht, was zuvor noch wie ein nasser Lappen an seiner Stirn geklebt hatte und wischte sich die Handflächen an seiner Jeans trocken.

»Das hat gut getan, Bobby. Wieso bin ich nicht schon früher auf die Idee gekommen?« Sie zog die Augenbrauen hoch.

»Wolltest du nicht immer ein Abenteuer? Hier hast du es.« Ihr Bruder war nicht beeindruckt.

»Jaja Schwesterherz. Mach du nur deine Scherze aber ich raste wenigstens nur aus, wenn es auch einen guten Grund dafür gibt. Du bist damals beim Campen ausgeflippt, weil Hanna die letzte Packung Kekse aufgefressen hatte. Aber du hattest recht. Wir hätten auf dem Highway bleiben sollen. Jetzt sitzen wir nämlich ganz schön in der Klemme.«

Sie wollte erwidern, sie habe damals ihre Tage gehabt und auch ihre *Nächte* seien nicht besser gewesen, doch da wurde beiden schlagartig bewusst, welche Schwierigkeiten sie sich eingebrockt hatten. Sie waren schon öfter den *Highway 6* von Scranton nach Cleveland gefahren und jedes Mal hatte Tony seine Schwester dazu überredet mindestens ein halbes Dutzend Umwege zu nehmen.

Bobby hatte das nie gemocht. Genauso wenig wie das Campen zu dem Tony sie jedes Jahr überredete. Doch er mochte nun mal das Abenteuer. Bis auf heute. Vermutlich vertrug sie diese Panne sogar besser als er selbst. Schweigend sahen sie auf die verschwommene Fahrbahn hinaus. Nach einiger Zeit sagte Bobby: »Wir müssen den Wagen halt hier stehen lassen und bis nach Towanda laufen. Da wird uns mit Sicherheit jemand helfen können.« Doch Tony schüttelte den Kopf. Bobby war nicht verwundert darüber.

»Towanda ist mit Sicherheit noch achtzehn Meilen entfernt. Wenn wir überhaupt dieses Auto verlassen, sollten wir zurück nach Troy. Wenn wir schnell laufen, können wir das in zwei Stunden schaffen. Wenn wir per Anhalter fahren, vielleicht sogar schneller.« Bobby musste dieses Mal zugeben, dass er recht hatte. Der Regen war inzwischen abgeklungen und nur gelegentlich fiel ein schwerer Wassertropfen aus den Bäumen auf die Wagendecke herab. Beide verließen das Auto. Sie standen auf einer schmalen Verbindungsstraße, die früher einmal von Bedeutung gewesen war, jedoch heutzutage nicht mehr genutzt wurde. Der Asphalt war von einer Schicht aus Schlamm und Blättern bedeckt, die bis auf die einsamen Reifenspuren des Chevrolets auf kein anderes Fahrzeug hinwiesen. Als Bobby den Kopf in den Nacken legte, konnte sie hinter den schwankenden Baumkronen dichte Wolken über den Himmel jagen sehen.

»Meinst du wir sollen die Karre noch woanders hinschieben, damit kein Verrückter hier aufkreuzt und sein großes Geschäft auf der Rückbank verrichtet?« Tony schien das nicht für notwendig zu halten.

»Hier wird niemand aufkreuzen und wenn doch, so nehmen wir unser Geld natürlich mit. Ansonsten ist die Rostlaube vermutlich ohnehin nichts mehr wert.« Tony warf seinem Wagen einen finsternen Blick zu und schloss ab. Dann fügte er noch hinzu: »Und *Rostlaube* ist noch euphemistisch ausgedrückt. Jetzt sind wir jedenfalls auf unsere Beine angewiesen. Vielleicht bekommen wir auf dem Highway wieder Empfang und können uns ein Taxi rufen.« Bobby hatte ihr Handy zwar schon wieder vergessen, doch natürlich fand sie auch, dass das ein prächtiger Einfall war. Somit begannen sie etwas niedergeschlagen durch die dämmerige Einöde Pennsylvaniens zu wandern.

\*

Tony studierte in Cleveland Archäologie. Er war im vorletzten Sommer von Pennsylvanien nach

Ohio gezogen und lebte dort im achten Stock eines Wohnheims. Bobby wohnte noch bei ihren Eltern in Scranton, doch bekam sie während der Semesterferien oft die Gelegenheit ihren Bruder in Cleveland zu besuchen um dort für einige Tage zu leben und dann mit ihm gemeinsam zurück nach Hause zu kehren. Die Fahrt bereitete den beiden Geschwistern meistens die größte Freude. Ganz besonders im Frühjahr, denn in Kentucky war es dann traumhaft schön. Doch dieses Mal waren sie um drei Uhr nachts losgefahren und aufgrund der schlechten Wetterverhältnisse nur sehr schlecht vorangekommen. Tony hatte die meiste Zeit nicht schneller als 45 Meilen fahren können und die Scheibenwischer hatte er nur ausgeschaltet als sie an einem einsamen Parkplatz eine Frühstückspause gemacht hatten. Doch jetzt war der graue Chevy bereits aus ihrem Sichtfeld verschwunden und lag nutzlos in der Landschaft herum. Bobby hatte ihren Regenschirm vergessen und hoffte daher inständig, dass es bei den sporadischen Tropfen bleiben würde, die hin und wieder auf die nasse Fahrbahn klatschten. Nur ihre Schuhe waren schnell durchweicht und bei jedem Schritt fühlte es sich an, als würde sie auf einen vollgesogenen Schwamm treten. Doch um sich von alledem abzulenken brach sie schließlich das Schweigen.

»Hast du inzwischen eigentlich eine Idee bekommen, was du nach dem College machen möchtest?« Tony dachte eine Weile nach. Er starrte auf seine Füße und betrachtete die matte Spiegelung auf dem Asphalt. Dann lächelte er bei dem Gedanken an die Uni und sagte: »Also mein absoluter Traum wäre es bei der *Agency* anzufangen. Die haben ein neues Forschungszentrum in Cleveland gebaut. Aber da arbeitet wirklich nur die Elite. Allein wie das Gebäude schon aussieht – das ist der Hammer.« Bobby hatte ebenfalls von der *Agency* gehört. Es handelte sich dabei um eine Stiftung, die irgendein japanischer Wohltäter gegründet hatte. Und es gab eine Abteilung dort, die sich ausschließlich mit Archäologie beschäftigte. Überhaupt war »*Agency*« nur der umgangssprachliche Begriff, der sich im Laufe der letzten Monate entwickelt hatte. Den wirklichen Namen kannte Bobby nicht.

»Naja, da hast du dir aber eine ganze Menge vorgenommen. Bin mal gespannt, wie weit du es noch bringst Bruderherz.« Bobby wusste, dass Tony es nicht leiden konnte, wenn sie ihn »Bruderherz« nannte, doch in dieser Situation schien ihr das irgendwie angebracht. Doch es fiel ihm dieses Mal gar nicht auf und er redete stattdessen einfach weiter.

»Ich war vor einigen Wochen einmal auf einem Kongress, den die *Agency* jedes Jahr abhält. Dort habe ich mir einen Vortrag zur ägyptischen Geschichte angesehen. So ein verrückter Professor hat einen brillanten Vortrag gehalten. Er hat sogar behauptet kurz vor der Erkenntnis zu stehen, wie die Pyramiden gebaut wurden.« Bobby zuckte mit den Achseln.

»Da hat es doch schon viele gegeben.« Tonys Blick wanderte über ein durchlöcherter Schild, welches verkündete es seien noch vier Meilen bis zum Highway 6. Überhaupt hatte er die Theorie aufgestellt, dass die Schusslöcher in den Verkehrsschildern immer stärker zunahmen, je mehr Meilen man von der nächsten Zivilisation entfernt war. Wenn Tony ehrlich war, so stammte diese Theorie auch gar nicht von ihm, sondern von seinem Vater. Er war im Alter von vierzehn Jahren einmal mit ihm nach *Meadowcroft* gefahren. Das war eine archäologische Ausgrabungsstätte in Süd-Pennsylvanien. Sein Vater hatte ihm auf dem langen Weg eine ganze Menge erklärt und folgenden Satz hatte Tony sich behalten: »*Menschen, die so einsam sind, drehen irgendwann völlig durch. Und dann haben sie nichts Besseres zu tun als in ihrer Freizeit ihre gesamte Munition auf unschuldige Verkehrsschilder abzufeuern.*« Tony war froh, solange es bei den Verkehrsschildern blieb und ein kurzer Schauer lief ihm über den Rücken. Er wollte bloß keinem von diesen Verrückten begegnen. Aber auf der anderen Seite war er hier auch nicht in Texas oder New Mexico. Dort hätte er sich vielleicht Sorgen machen müssen. Doch als er feststellte, dass Bobby auf eine Antwort wartete, kehrten seine Gedanken zu Professor Cunningham und der *Agency* zurück.

»So einfach ist das nicht, Bobby. Er hat verlauten lassen, die ganze Welt hielte ihn für übergeschnappt wenn er seine Theorie vorstellen würde. Es hat schon immer Historiker gegeben, die in der Vergangenheit mehr gesehen haben als nur die langsame Entstehung von Leben. Es gibt hier die verrücktesten Theorien. Manche Menschen glauben in der Vergangenheit ernsthafte Hinweise auf ein Mitwirken außerirdischer Existenz zu finden. Andere wiederum sind religiöse Fanatiker, die daran glauben es hätte einen Punkt gegeben an dem die Götter diese Erde besucht



haben um den Menschen zu erschaffen und ihm in den ersten Jahren seines Lebens hier dabei zu helfen gigantische Bauwerke zu errichten. Wissenschaftlich ist von all diesen Theorien natürlich keine anerkannt und die meisten Verfechter solcher Theorien sind Spinner. Oft werden hier aus Profitgier irgendwann Dinge behauptet, die sich widersprechen oder einfach nicht wahr sein können. Aber es verkauft sich natürlich gut. Doch es gibt in der Tat Dinge, die nicht erklärbar sind. Das ist auch der Grund, wieso ich entgegen aller Vernunft schon immer begeistert von Geschichte war. Männer, wie Cunningham halten sich aber natürlich mit ihren Theorien bedeckt. Es ist klar, dass er sein Gesicht nicht verlieren möchte und ohne handfeste Beweise wird man in der wissenschaftlichen Welt nicht ernst genommen. Aus diesem Grunde hat er auch in letzter Sekunde einen Rückzieher gemacht. Obwohl seine Aussagen den Kongress ziemlich aufgewühlt hat. Die Presse der *Science in motion* hat ihn bis zu seinem Wagen verfolgt, aber Cunningham wollte nichts mehr sagen. Später haben sie in ihrer Zeitung einen langen Artikel veröffentlicht und ziemlich über den armen Kerl hergezogen. Dabei war sein Vortrag aller erste Klasse. Ich persönlich denke, dass Cunningham schon eine ganze Menge auf dem Kasten hat. So viel wie der wusste, hat man fast den Eindruck bekommen, er selbst sei dabei gewesen, als die Pharaonen einbalsamiert wurden.« Bobby sah auf den nassen Teer hinab und beobachtet ihr dunkles Spiegelbild. Tony hatte ihr auf den langen Autofahrten nach Hause schon oft von den ungelösten Rätseln der Archäologie berichtet. Sie hatte viele Jahre ihres Lebens geglaubt, die Wissenschaft sei in den meisten Dingen unfehlbar und man könnte sich auf die angegebenen Daten verlassen. Doch durch Tony hatte sie gelernt, dass die Wissenschaft oft falsch lag und es in den letzten Jahrzehnten schon oft große Irrtümer gegeben hatte. Und diese Irrtümer betrafen die ganze Welt. Somit hatte es immer wieder Funde gegeben, die nicht in das Bild der Schulwissenschaft passten. Zum Beispiel den berühmten *Hammer von Texas*, der in einer 140 Millionen Jahre alte Kalksteinschicht gefunden worden war. Ein Artefakt aus einer Zeit in der es aber noch kein menschliches Leben gegeben haben durfte. Tony liebte es ihr von diesen Dingen zu berichten und aus diesem Grund ließ sie sich trotz ihrer trüben Stimmung auf ein Gespräch darüber ein. Also fragte sie halb interessiert: »Und was hat dieser Cunningham für Dinge zu erzählen gehabt?«

Tony freute sich merklich über ihr Interesse. Also fuhr er fort: »Im Prinzip hat Cunningham nicht unbedingt eine Menge neuer Dinge zu berichten gehabt. Im ersten Teil seines Vortrages ging es um das alte Ägypten. Insbesondere um die großen Pyramiden und die unglaubliche Präzision mit der sie errichtet wurden. Sie wurde genau nach Norden und Süden ausgerichtet und es gibt drei wichtige Grabkammern. Die Felsenkammer findet man unter der Pyramide, doch ist sie nur mit einem sehr schmalen Gang mit dem restlichen Kammersystem verbunden. Es ist noch absolut ungeklärt wie es mit primitiven Werkzeugen überhaupt möglich gewesen sein soll einen so schnurgeraden Gang in den Granit zu schlagen. Die alten Ägypter hatten nämlich noch kein Eisen, sondern lediglich kleine Meißel aus Bronze. Doch das ist noch längst nicht das ganze Geheimnis. Erst im letzten Jahrhundert ist nämlich per Zufall einem Luftwaffenpiloten etwas Unglaubliches aufgefallen. Alle vier Seiten der Pyramide sind symmetrisch nach innen geknickt. Und dieses Phänomen kann nur an zwei Tagen im Jahr beobachtet werden. Und zwar an den Äquinoktien, also den beiden Tagen im Herbst und im Frühjahr in denen Tag und Nacht genau gleich lang sind. Natürlich wurde dadurch der Bau noch viel komplizierter. Schließlich mussten sogar ohne dieses Detail mehr als Zweimillionen Steinquader fast tausend Kilometer bis zu der Baustelle transportiert werden. Und das alles ohne die Erfindung des Rades. Zudem ist die Pyramide unglaublich stabil gebaut. Normalerweise hätte ein Gebäude von dieser Größe im Laufe der Zeit einstürzen müssen, denn es hat schon drei schwere Erdbeben in den letzten tausend Jahren gegeben. Doch die Cheopspyramide blieb absolut unversehrt. Der Grund hierfür sind ihre Mauern, die aus unregelmäßig großen Steinquadern gebaut wurden. Erst glaubte man, diese Unregelmäßigkeit hätte es nur deswegen gegeben, weil die Ägypter Baumaterial sparen wollten. Aus einem Steinbruch kommen schließlich keine gleichgroßen Steine. Doch an vielen Stellen wurden gegenüberliegende Mauern absolut symmetrisch konstruiert. Die Monolithen wurden also mit Absicht in diese Form gebracht, denn Symmetrie ist niemals Zufall. Doch selbst in der heutigen Zeit hat man erst seit kurzer Zeit den Bau mit unregelmäßigen Strukturen untersucht. Durch Experimente mit gezielten

Sprengungen oder Computersimulationen bekam man erst Zugang zu diesem Wissen. Wie konnten es also die alten Ägypter wissen? Und der Bau ist keineswegs schlampig. Alle Monolithen schmiegen sich perfekt ineinander.

Auf diese Art und Weise ist ein absolut unzerstörbares Bauwerk erstanden. Es würde viele Milliarden Dollar kosten die Cheopspyramide heute nachzubauen. Man geht heute zudem davon aus, dass die Pyramide in zwanzig Jahren gebaut worden ist. Du musst dir aber mal überlegen, wie wenig 20 Jahre sind. Wenn man Tag und Nacht durcharbeitet, so müsste man immer noch alle vier Minuten einen tonnenschweren Steinquader in Position bringen um in zwei Jahrzehnten den Bau fertigzustellen. Es gibt in Mittelamerika kleinere Pyramiden, deren Bau über ein Jahrhundert gedauert hat.« Bobby unterbrach ihren Bruder.

»Aber vielleicht hat der Bau ja dann einfach länger gedauert. Aus welchem Grund bestehen denn die Archäologen auf einen so kleinen Zeitraum?« Tony schien mit dieser Frage gerechnet zu haben. »In der Schule hatte es immer den Anschein, als sei man sich über die Geschichte des alten Ägypten absolut im Klaren. Doch das ist nicht wahr. Erst ab dem sechsten Jahrhundert vor Christus gibt es überhaupt schriftliche Aufzeichnungen über die Pharaonen. Zu dieser Zeit kann man auch Querverweise zu anderen Hochkulturen dieser Epoche finden, die das Wissen bestätigen. Doch das Alte Reich der Ägypter liegt komplett im Dunkeln. Man hat allerdings die Vermutung, die Pyramide sei in der vierten Dynastie von Cheops erbaut worden. Diese Vermutung kann aber nur wahr sein, wenn man mit 20 Jahren Bauzeit rechnet. Unser gesamtes Wissen über das alte Ägypten würde sich aber als Lüge entpuppen, sobald man offiziell zugäbe, dass der Bau wesentlich mehr Zeit in Anspruch genommen hat. Doch es gibt noch mehr Fakten, die das Schulwissen widerlegen. Cunningham hatte auch eine Menge Beweise vorzubringen, die auf ein viel höheres Alter der Pyramide hinweisen. Es gibt zum Beispiel Wassererosionen an der großen Sphinx, die auf starke Regenfälle hinweisen. Doch geregnet hat es in Giseh das letzte Mal vor über zehntausend Jahren, denn damals war die Sahara fruchtbar. In den letzten zehntausend Jahren war das Klima aber viel zu trocken. Doch in dieser Zeit hat es angeblich erst Menschen gegeben, die in primitiven Hütten lebten. An dieser Stelle fangen dann auch renommierte Ägyptologen an sich zu widersprechen. Jeder hat eine andere Theorie.

Im zweiten Teil seines Vortrages wurde es dann erst richtig interessant. Cunningham hat eine Menge alter Mumien und Grabschätze untersucht. Beides enthielt unglaubliche Fakten über unsere Vergangenheit. In Mumien fand er Hinweise auf einen hohen Drogenkonsum der Menschen zu der damaligen Zeit. Ziemlich verrückt wurde es aber, als er eine Theorie vorstellte, die den Drogenkonsum mit der Entstehung der großen Pyramide in Zusammenhang brachten. An dieser Stelle haben aber dann die ersten Menschen im Publikum angefangen zu lachen und er hat das Thema ziemlich schnell gewechselt. Er wollte wohl nicht seinen Ruf ruinieren. Und ohne handfeste Beweise geschieht das in der Welt der Wissenschaft nur allzu leicht. Am Ende hat er auch noch angefangen vom Erdmagnetfeld zu sprechen. Hier ist er ziemlich aus der Fassung geraten. Er hat von einer Umpolung von Nord und Südpol gesprochen, die scheinbar inzwischen wissenschaftlich nachgewiesen ist. Es gibt an vielen Orten auf der Welt Vulkane, die in den letzten Millionen Jahren immer wieder ausgebrochen sind. Die unterschiedlich alten Lavaschichten konservieren scheinbar Informationen über das damalige Erdmagnetfeld. Beim Abkühlen von flüssiger Magma scheinen die Moleküle, wie winzige Kompassnadeln der damaligen Zeit konserviert zu werden. Ein ähnliches Phänomen ist aber auch in Tonkrügen der alten Ägypter zu finden. Beim Brennen eines Tonkruges wird das zeitgemäße Magnetfeld im Ton für immer gespeichert. Und weil man mit Computersimulationen inzwischen ausrechnen kann, zu welchen Zeiten der Nordpol wie ausgerichtet war, kann auf diese Weise das Alter eines Tonkruges bestimmt werden. Und auf was für ein Alter deuteten seine Ergebnisse wohl hin?«

Bobby wurde aus ihren Gedanken gerissen. Die letzten Sätze ihres Bruders hatte sie gar nicht mehr mitbekommen. Sie war es inzwischen schon von ihm gewohnt, sich sehr lange Vorträge zu allen möglichen Themen anhören zu müssen. Doch meistens schweiften ihre Gedanken nach spätestens zehn Minuten ab.

»Ähh... was?«, fragte sie verwirrt. Tony war seine Enttäuschung sofort anzumerken. Er unternahm

noch einige Versuche sie von dem neuen Gesprächsthema zu begeistern, doch als es nicht funktionierte, hörte er auf zu reden.

Sie liefen noch eine ganze Weile nebeneinander her und irgendwann begann es auch wieder zu regnen. Es war ein feiner Regen, der ihre erschöpften Gesichter benetzte und ihre Laune noch tiefer in den Keller fallen ließ.

Bobby schob gerade ihre Hand in die Tasche um zu prüfen, ob das Handynetz inzwischen einen Anruf erlaubte, doch hielt sie inne als Tony sie an der Schulter festhielt.

»Verflixt, Bobby! Das ist mir aber im Auto nicht aufgefallen.« Er deutete auf eine Stelle, die etwa dreihundert Meter die Straße hinab lag. Bobby jedoch hatte ihre Brille im Auto vergessen und sah nur ein graues Etwas am Straßenrand.

»Was soll da bitte Besonderes sein?« Felix schob sie mit sanfter Gewalt zum Straßenrand hin.

»Da steht ein verfallenes Haus«, sagte er.

Keiner von beiden wusste, ob das jetzt ein gutes oder ein schlechtes Zeichen war.

## 2

Lisa Mason öffnete ihr Zimmerfenster und eine Woge kalter Luft schlug ihr entgegen. Sie kniff überrascht die Augen zusammen und streckte ihren Kopf in die Kälte hinaus. Normalerweise war es um diese Zeit noch verhältnismäßig warm in Kentucky aber dieses Jahr schien der Winter schneller hereinzubrechen als gewöhnlich. Angeblich waren die Temperaturen in einer der vergangenen Nächten sogar unter den Gefrierpunkt gefallen. Lisa sah hinunter in den weitläufigen Garten der Familie Mason.

Sie musste lachen, als sie ihren Vater im Garten dabei beobachtete, wie er verzweifelt versuchte einen Waschbären aus einer der Mülltonnen zu verscheuchen. Die Viecher waren eine echte Plage und besonders in der kalten Jahreszeit zwängten sie sich sogar durch die kleinsten Kellerfenster auf der Flucht vor der beißenden Kälte.

Ihr Vater bemerkte sie und rief ihr etwas zu. Sie konnte ihn nicht verstehen. Der Wind war zu stark. Sie zog ihren Kopf zurück in die beheizte Luft ihres Zimmers und schloss das Fenster. Ihre Frisur war jetzt zwar ruiniert, aber das war es wert gewesen. Sie rümpfte etwas verärgert die Nase und wischte sich eine hellbraune Locke aus der Stirn. Wie gerne hätte sie den ganzen Abend einfach nur damit verbracht mit ihrer Mutter im Wohnzimmer zu sitzen, ein Buch zu lesen und sich später eine dampfende Tasse Tee gönnen. Doch leider war sie zum Lernen verabredet und wenn sie es sich recht überlegte war sie sogar schon viel zu spät. Aber das war auch nichts Ungewöhnliches bei ihr. Sie sah ihrem Vater noch einen kurzen Moment dabei zu, wie er mit Hilfe eines Spatens einen hoffnungslosen Versuch unternahm den Waschbären einzuschüchtern, drehte sich dann jedoch um, und machte sich auf den Weg ins Badezimmer.

Aus dem Spiegelschrank sah ihr ein junges Mädchen von fast achtzehn Jahren entgegen. Sie war schlank, ihr hüftlanges Haar stand zu allen Seiten ab und auf ihrer Nase tummelte sich eine beträchtliche Zahl heller Sommersprossen.

Sie öffnete den Schrank und das Spiegelbild verschwand. Dann nahm sie eine Bürste heraus und begann damit sich gedankenverloren die Haare zu bürsten. Meistens tat sie das viel länger als es eigentlich notwendig war. Diese Gewohnheit stammte noch aus ihrer Kindheit in der sie morgens nie Lust gehabt hatte zur Schule zu gehen und sich immer wieder neue Ausreden hatte einfallen lassen, wieso sie »noch nicht fertig« war.

Als Lisa jedoch in der rechten Hosentasche ihrer Cordhose eine leichte Vibration wahrnahm, wurde sie aus ihren Gedanken gerissen und zog ihr Handy heraus. Die Nummer ihrer Freundin Paula erschien auf dem Display und sie drückte die grüne Annahmetaste und klemmte den Hörer zwischen Ohr und rechte Schulter:

»Hi Paula, es muss aber was Wichtiges sein, wenn du mich mal am Handy anrufst.« Am anderen Ende der Leitung knisterte es jedoch nur und Lisa konnte alles Andere hören als Paulas aufgeregte Stimme.

»Paula? Bist du dran?« Das Knistern wurde etwas lauter, doch dann meldete sich ihre beste Freundin doch noch.

»Lisa es geht um heute Nachmittag. Wir werden uns nicht wie geplant um sieben bei Emily treffen, sondern bei mir.«

Paula war eigentlich ein ausgesprochen fröhlicher Mensch. Sie war genau wie Lisa in einem guten Elternhaus aufgewachsen und obwohl sie nie genug Geld gehabt hatte, war sie trotzdem sehr zufrieden. Sie nannte Lisa außerdem meistens *Schätzchen* und hatte einen Sinn für Humor, der jede Comedy Soup um Weiten schlug. Doch heute schien das anders zu sein und es war nicht nur so, dass sie Lisa mit ihrem Vornamen angesprochen hatte, sondern es lag auch etwas merkwürdiges in ihrer Stimme. Es passte genau so wenig zu der Situation, wie das starke Knistern im Hintergrund, was nur bei ausgesprochen schlechtem Empfang auftrat.

»Paula ist alles in Ordnung bei dir? Ich kann dich kaum verstehen? Bist du zu Hause?«, fragte Lisa in das fremde Geräusch. Nach einigen Augenblicken meldete sich ihre beste Freundin erneut.

»Lisa, es geht mir gut.« Etwas in Lisas Magen zog sich zusammen. Die Stimme ihrer besten Freundin klang fast wimmernd und das passte fast gar nicht zu ihrer sonstigen Euphorie.

»Paula, ich kenne dich inzwischen zu gut, um nicht zu hören, dass es etwas gibt, was da nicht in

Ordnung ist. Bitte sag mir, was los ist. Ich... -« Etwas am anderen Ende kratzte jetzt sehr laut und Lisa fragte sich ob ihre Freundin sie überhaupt gehört hatte doch dann kehrte das fremde Knistern zurück und sie fragte erneut: »Paula, muss ich mir Sorgen machen?« Am anderen Ende war kein Laut ihrer Freundin zu hören.

»Paula?«, fragte Lisa und sah besorgt ihrem eigenen Spiegelbild in die Augen. Als Paulas Stimme doch wieder auftauchte, sprach sie leise und fast stockend.

»Lisa, ich muss mit dir reden. Bitte wir...«, sie schluckte kurz und fuhr dann fort: »wir müssen uns so schnell wie möglich treffen. Bitte mach dich auf den Weg zu mir. *Der Grimm ist los.*«

In Lisas Magen breitete sich plötzlich eine Woge Übelkeit aus. Der Satz den Paula gerade gesagt hatte, stammte noch aus ihrer Kindheit und war der Name eines Spieles, was sich die Freundinnen ausgedacht hatten. In dem Spiel hatten beide immer vor einem Monster davonlaufen müssen, was sie *den Grimm* genannt hatten. Schafften sie das nicht, wurden sie vom Grimm verschleppt und gefressen. Normalerweise lachte sie mit ihrer besten Freundin über diesen Insider, aber Paulas Stimme passte so gar nicht zu Scherzen.

Lisa wollte gerade etwas fragen, als die Verbindung plötzlich weg war. Verzweifelt rief Lisa ihre Freundin zurück, doch noch während sie wartete wusste sie um die Vergeblichkeit dieses Versuches. Sie stürmte aus dem Badezimmer und hastete eine Marmortreppe in die Eingangshalle des Hauses. Noch bevor ihre Mutter ihr noch etwas hinterher rufen konnte, war Lisa durch die Haustüre in die kalte Herbstluft verschwunden.

\*

Sie hatte die Polizei alarmiert. Es war eine rein instinktive Handlung doch trotzdem hatte Lisa keine Sekunde gezögert. Danach war sie hastig in den Wagen gestiegen, den sie zu ihrem siebzehnten Geburtstag bekommen hatte. Es war ein Chevrolet Camaro und Paula war damals sprachlos vor Begeisterung gewesen.

»Lisa ist das jetzt *dein* Wagen?«, war ihr herausgerutscht und ihr Vater hatte für sie genickt. Lisa parkte rückwärts aus der Doppelgarage aus und lenkte den Sportwagen etwas ungeschickt auf die Straße.

Paula wohnte in einem Nebenort und wenn der Verkehr gut war konnte man ihr Haus innerhalb einer halben Stunde erreichen. Doch Lisa hielt sich dieses Mal nicht an das Tempolimit, sondern fuhr die komplette Strecke zwanzig Meilen über dem Richtwert. Nur vor Ampeln hielt sie zähneknirschend und tippte dabei nervös auf ihrem Lenkrad herum. Doch die Hauptstrecke war glücklicherweise nicht stark befahren und Lisa schoss kurze Zeit später über dem Highway Richtung Süden, der sich durch ein sieben Meilen langes Waldgebiet erstreckte. Es hatte begonnen zu dämmern und die Scheinwerfer ihres Wagens schnitten eine helle Schneise in den Vorhang aus Dunkelheit. Lisa warf einen Blick auf den Geschwindigkeitsmesser und stellte fest, dass sie bereits über 80 Meilen fuhr. Die Bäume zu ihren Seiten wurden für Sekunden hell erleuchtet und lagen dann sofort wieder in absoluter Finsternis. Ihre langen Schatten erweckten fast den Eindruck, sie würden sich in Bewegung setzen. Die Fahrbahn war zwar schnurgerade, doch konnte Lisa trotzdem nicht sehr weit sehen, denn es gab ständige kleine Hügel, bei denen sie teilweise bis auf sechzig Meilen abbremsten musste, um die Übersicht zu behalten. Sie schaltete die Heizung des Wagens ein und warme Motorenluft blies Lisa ins Gesicht.

Ihre glatten, dunkelblonden Haare wurden ihr warm aus dem Gesicht geblasen und einige von ihnen klebten auf dem elektrostatisch geladenen Sitz hinter ihr, wie feine Bahnen einer unendlichen Landkarte. Sie beobachtete in einer fast hypnotischen Trance, wie der gelbe Mittelstreifen des Highways, wie eine gelbe Schlange unter ihr endlos hinweg zog und das verkrampfte Unbehagen in ihrer Bauchgegend begann sich zu lösen. Mit einmal jedoch riss sie die Augen auf und stieg mit beiden Füßen auf die Bremse. Das Heck brach leicht aus und der ganze Wagen begann zu ruckeln als würde sie über einen Schotterplatz fahren. Das Handy was neben ihr auf dem Beifahrersitz gelegen hatte, wurde wie ein Geschoss in den Fußraum geschleudert und prallte dort mit einem dumpfen Schlag auf. Lisa wurde nach vorne geworfen, doch der Sicherheitsgurt schnitt schmerzhaft in ihren Körper und bewahrte sie vor einer gebrochenen Nase. Eine schneeweiße Spur

Gummidampf verzog sich langsam hinter dem Wagen, der von den Hecklichtern blutrot angestrahlt wurde. Sie war erstaunlich schnell zum Stillstand gekommen. Erst jetzt realisierte Lisa geschockt die Ursache ihrer plötzlichen Bremsung.

Mitten auf der Fahrbahn stand ein Stuhl, auf dem eine hagere Gestalt kauerte. Es war soweit Lisa erkennen konnte eine Frau, die jedoch bewegungslos auf ihren Schoss hinunter blickte. Ein glatter Vorhang aus Haaren fiel wie eine Flüssigkeit auf ihre Beine herab und verbarg ihr Gesicht. Lisa betrachtete mit rasendem Herzen diese unwirkliche Szene und entschloss sich dazu sehr langsam weiter zu fahren. In ihren Gedanken quasselten hunderte von Stimmen auf einmal.

»*Steig bloß nicht aus, Lisa. Fahr einfach weiter. Lass die Finger von der Sache. Geb endlich Gas und fahr an ihr vorbei. Es ist nicht dein Problem, nicht dein Problem, nicht dein Problem.*«. Sie nahm ihren bebenden Fuß von der Bremse und schluckte dann die Panik hinunter, die sich wie ein Parasit in ihrer Brust festgebissen hatte. Das Licht ergoss sich über die gesamte Fahrbahn und begann die Gestalt jetzt langsam zu ertasten. Der Schein glitt Zentimeter für Zentimeter über den trockenen Asphalt und der Stuhl kam langsam näher. Die Gestalt war klein, schwächling und ihr Haarschleier war von dunkelroter Farbe.

»*Das ist noch ein Kind*«, dachte Lisa alles andere schien plötzlich unwichtig zu werden.

»Sie kommt mir vertraut vor.«, murmelte sie und plötzlich schien ihr Herz von einer Sekunde zur nächsten still zu stehen.

»Paula«, flüsterte sie und gab einen kurzen Schrei von sich. Sofort stieß sie so energisch es ihre zitternden Hände erlaubten die Wagentür auf. Draußen war die Temperatur bereits fast unterhalb des Gefrierpunktes und auch Lisas pinker Wollpullover konnte sie nicht vor dem eisigen Wind schützen, der ihr entgegen schlug. Sie begann zu laufen. Sie rannte so schnell wie noch nie auf ihre beste Freundin zu und spürte wie ihr eiskalte Tränen die Wangen hinabrannen.

Das Fernlicht des Wagens ließ ihre transparenten Schatten, während des Rennens immer schmaler werden und nun konnte sie erkennen, dass Paula auf dem Stuhl sie nun ebenfalls ansah. Sie kauerte sich neben ihrer Freundin auf den Asphalt und schloss sie in die Arme.

»Alles wird gut. Alles wird gut. Du bist in Sicherheit. Ich bin ja da. Lisa ist da. Ich habe dich gefunden.« Sie konnte Paula nun leise schluchzen hören und als sie das zitternde Beben ihres Körpers spürte, bemerkte sie wie durchgefroren er war. Sie zog ihren Pullover so rasch es ging aus und wollte ihn Paula gerade umlegen, als diese heftig mit dem Kopf schüttelte. Erst jetzt bemerkte Lisa den Strick der Paulas Handgelenke hinter dem Stuhl zusammenschnürte.

»Was ist mit dir geschehen? Du liebe Zeit! Wer hat das getan?!« Lisas Gedanken überschlugen sich und sie sah ihrer Freundin in die halb geöffneten Augen.

»Willst du etwas sagen? Bitte sag doch etwas!« Ihre Freundin schluckte und allein dieses Geräusch reichte aus um Lisas Herz zu zerreißen.

»Lisa, ich wollte das nicht. Sie haben mich gezwungen. Verzeih - bitte, Lisa *verzeih mir*.« Ihre Stimme klang fast wie ein Gebet.

\*

»Der Zeitpunkt bis zu dem alles gut wird liegt noch weit entfernt.« Paula begann erneut zu schluchzen, als diese Worte vom Straßenrand her, wie eine Prophezeiung an die Ohren der beiden Mädchen drangen. Lisa wandte sich um, während sie immer noch über den Stoff der ausgebleichten Jeans ihrer besten Freundin strich. Eine Gestalt stand am Straßenrand. Sie war maskiert und trug eine dunkle Bomberjacke. Als sie ins gleißende Licht der Wagenscheinwerfer trat, konnte Lisa erkennen, dass sie eine Waffe in der rechten Hand hielt.

»Deiner Freundin wird es, wenn ein Wunder geschieht vielleicht bald wieder gut gehen, aber es hängt wohl ganz von deinem Vater ab, ob das bei dir auch der Fall sein wird.«, sagte die Gestalt und ging nun mit schnellem Schritt auf die beiden Mädchen zu. Währenddessen glimmten in der Schwärze hinter ihm zwei weitere Autoscheinwerfer auf, wie die Augen einer Raubkatze. Lisa hielt geblendet die Hand vor ihr Gesicht und blinzelte zu dem Fremden nach oben. Er hatte seine Waffe nicht auf sie gerichtet, doch ließ er sie sinken als er die Angst in den Augen der beiden Mädchen erblickte.

»Ich bedaure die Umstände unter denen wir beide uns kennen lernen wirklich zutiefst, Lisa, das kannst du mir glauben. Dein Vater hat oft von dir erzählt, weißt du?« Der Mann spuckte vor ihr auf die Straße und zog anschließend eine zerdrückte Schachtel Zigaretten aus seiner Jackentasche. Für einen kurzen Augenblick zog Lisa den Gedanken in Erwägung einfach so schnell es ging zu verschwinden. Der Mann hatte seine Waffe schließlich nicht auf sie gerichtet und sie würde es mit Sicherheit schaffen in den Wald zu fliehen um dort in der Dunkelheit zu verschwinden. Doch der Schauplatz wurde nun von zwei Seiten hell erleuchtet und Lisa biss sich verärgert über ihre eigenen Gedanken in die Oberlippe. Was wäre sie für eine Freundin, wenn sie Paula mit diesen Verbrechern alleine ließ? Sie neigte den Kopf und sah auf den kalten Teer herab. Der eisige Wind ließ sie erschauern und das rote Top, was sie unter dem Pullover getragen hatte, bot ihr nun keinerlei Schutz mehr gegen der Kälte.

»Ich möchte meinen Pullover wieder anziehen.«, sagte sie und versuchte mit aller Kraft gegen die Tränen anzukämpfen. Der Mann gab seinem Komplizen im Wald ein kurzes Handzeichen und unternahm einen Versuch seine Zigarette anzustecken. Doch der kalte Wind, der inzwischen von allen Seiten gleichzeitig zu kommen schien, machte ihm einen Strich durch die Rechnung.

»Verdammt! Ich hatte mir das Rauchen eigentlich abgewöhnt, aber die Hölle durch die ich mit meiner Familie gehen musste, hat mich sofort zurück in die Arme des Nikotinteuflers getrieben.« Er stopfte die Schachtel Zigaretten fluchend zurück in seine Jackentasche und kaute unzufrieden auf der verbliebenen Zigarette herum.

Dann warf er Lisa einen verachtenden Blick zu und sagte: »Du kannst ihn auch deiner erbärmlichen Freundin hierlassen, wenn du möchtest. Dann überlebt sie vielleicht noch eine halbe Stunde länger.« Er hustete und brüllte dann in den Wald: »Johan!? Ich brauche mal dringend Feuer. Hast du alles vorbereitet?« Doch als niemand antwortete, schaffte er es schließlich doch noch seine Zigarette zu entzünden und sog gierig den Qualm ein. Lisa wandte ihren Blick der Straße ab und blinzelte dann zu der maskierten Gestalt nach oben.

»Was haben Sie vor? Sie wollen uns doch nicht hierlassen, oder?« Der Mann lachte leise und blies eine Spur Qualm in den Wind, welche sofort verweht wurde.

»Nein, Lisa. Ich werde nur deine Freundin hierlassen. Aber dich nehme ich mit.« Er nahm einen weiteren Zug und fügte dann noch hinzu: »Nein, Masontochter. Du wirst es kuschelig warm haben in den nächsten Stunden. Das kannst du mir glauben. Aber was mit deiner Freundin passiert -«, er spuckte ein zweites Mal auf den Asphalt und machte eine unbedeutende Geste mit dem Arm, »-ist mir ziemlich egal.« Er drehte sich um und gab dem Fahrer des unbekanntes Wagens ein Zeichen. Dieser stieg nun aus und kam auf die beiden Mädchen zu.

»Bitte lassen Sie sie nicht hier. Nehmen Sie uns beide mit wenn es sein muss, aber lassen Sie sie nicht hier!« Lisa sah flehend zu der zweiten Gestalt auf, die nun wortlos über ihr stand. Es war ein Junge, den Lisa nicht älter als 18 Jahre einschätzte. Seine Haut war fahl und seine Augen eingefallen und emotionslos. Er war lediglich in einen dicken Pullover gehüllt, der ihm jedoch mindestens zwei Nummern zu groß war. Trotzdem zitterte er und machte auch sonst einen eher kränklichen Eindruck. Seine Erscheinung war heruntergekommen und bemitleidenswert. Er sah den Mann zweifelnd an und fragte dann mit stockender Stimme: »Du willst sie doch nicht wirklich hierlassen, Vater?« Obwohl der Mann selbst eine Maske trug, konnte Lisa förmlich spüren, wie er wütend wurde. Er riss sich verärgert seine eigene Strumpfmaske vom Kopf und sagte: »Was habe ich dir gesagt? Du solltest erstens kein Wort sagen und zweitens deine verdammte Maske anziehen. Und genau, wie wir es mit *Ihm* besprochen haben, werden wir sie wirklich hierlassen. Jetzt kümmer dich gefälligst um deine Aufgabe hier und pack das Mädchen auf den Beifahrersitz. Hast du wenigstens an die Handschellen gedacht?« Der Junge erwiderte nichts, sondern packte Lisa jetzt am Arm. Wie es schien, hatten die Worte seines Vaters ihn stark genug eingeschüchtert. Lisa setzte sich ihm zur Wehr und klammerte sich jetzt mit beiden Armen an Paula fest, die sich so schlaff anfühlte, als sei sie nur noch eine Puppe. Doch trotz seiner schwächtigen Gestalt, entwickelte der Junge eine überraschende Kraft und riss Lisa auf die Beine.

»*Nein!* tun Sie das nicht. Sie wird erfrieren. Tun Sie ihr das nicht an Sie Mörder. Lassen Sie mich bei ihr. Sie hat nichts Warmes zum Anziehen. Sie wird in der Kälte sterben.« Der Junge sah kurz in

Paulas Gesicht, deren Schminke in dunklen, schmutzigen Spuren ihre Wangen herabgeströmt war. Sie bebte am ganzen Körper und Lisa war nicht sicher, wie viel sie überhaupt noch mitbekam. Der Junge zog Lisa nun von ihrer Freundin weg, die sich jedoch mit allen Kräften dagegen sträubte. »Lassen Sie mir wenigstens Zeit ihr meinen Pullover anzuziehen. Sie werden sie töten. Sie können das nicht tun. *Nein!* –Paula, gib die Hoffnung nicht auf. Versuche einen Ausweg zu finden.« Lisa sah verzweifelt über die Schulter zurück, wurde jedoch immer weiter von ihrer besten Freundin weg gezerrt. Der Junge hielt ihre Arme geschickt auf ihrem Rücken gekreuzt und jedes Mal, wenn sie sich noch zur Wehr setzte, fuhr ihr ein stechender Schmerz bis in die Schulter. Als sie an dem fremden Wagen angekommen waren, wurde sie brutal auf die Kühlerhaube gestoßen und der Junge verdrehte Lisas schmerzenden Arm noch mehr. Dann zog er ein Paar Handschellen aus seiner hinteren Hosentasche und ignorierte ihr Flehen.

»Bitte lassen Sie Paula nicht hier. Bitte haben Sie doch Erbarmen. Ich tue alles, was sie wollen, aber lassen Sie sie nicht hier. Bitte!« Der Junge schloss die Handschellen hinter ihrem Rücken und schubste sie Richtung Seitentür. Dabei hielt er ihr mit der linken Hand den Mund zu, sodass Lisa kaum noch Luft bekam und hysterisch um sich trat.

»Du solltest ihr wenn sie auf der Fahrt nicht die Klappe hält Klebeband um ihr Maul binden. Ich habe in letzter Sekunde noch eine Rolle besorgt«, sagte der Mann und Lisa wurde von seinem Sohn ins Innere des Wagens gestoßen. Dort fiel sie auf die Rückbank und stieß ihren Kopf an etwas Hartem, was nun auf den Boden fiel. Als die Tür hinter ihr zugeschlagen wurde hörte rang sie verzweifelt nach Luft und blieb für einige Augenblicke nur leise weinend auf der Rückbank des Wagens liegen. Ihr Kopf dröhnte und die Todesangst um Paula hatte sich wie ein fester Strick um ihren Hals gelegt. Sie hatte den Eindruck zu hyperventilieren und zwang sich dazu ruhiger zu atmen. Die Fahrertür des Wagens wurde nun aufgestoßen und der Mann in der Bomberjacke setzte sich ans Steuer. Er schloss die Tür und blickte über die Schulter zu Lisa, die zusammengekauert auf der Rückbank lag.

»Wenn du genau tust, was wir dir sagen, wird dir nichts geschehen.« Lisa bewegte sich langsam und drehte den Kopf nach rechts. In ihrem Blickfeld lag nun die Kopfstütze des Fahrersitzes und die hellgraue Wagendecke.

»Eventuell tröstet es dich ja, wenn ich dir sage, dass deine Freundin nicht lange allein bleiben wird. Ein alter Bekannter von mir wird sich um sie kümmern und weil ich keine Ahnung habe, was er genau mit ihr vorhat, kann ich dir leider auch nicht versprechen, ob sie das alles hier überleben wird.« Der Mann sah nun aus dem linken Wagenfenster und beobachtete wie sein Sohn auf Lisas Auto zuging, um es an einen versteckten Ort zu fahren.

»Wieso tun Sie das?«, fragte Lisa nun und richtete sich vorsichtig wieder auf. Sie musste dabei ihren linken Ellenbogen fest in den Schaumstoff der Hinterbank drücken, denn bei jedem Versuch ihre Hände zu bewegen schnitt das blanke Eisen der Handschellen schmerzhaft in ihr Handgelenk. Der Mann auf dem Fahrersitz drehte sich erneut zu ihr um, sodass sie nun in einem leichten Schein seine Augen erkennen konnte. Sie waren dunkel und Lisa fuhr zusammen als sie sah, wie ausdruckslos sie waren. Es erschrak sie fast noch mehr als der Gedanke an Paula.

»Ich habe immer geglaubt wenn man ein Mädchen entführt, will es als Erstes andere Dinge wissen«, sagte er, während Lisa mit blutendem Herzen durch die Windschutzscheibe auf Paula blickte, die noch immer leblos auf dem Stuhl kauerte. Sie spürte erneut, wie ihr die Tränen kamen, doch schluckte sie ihre Verzweiflung entschlossen herunter und sagte: »Antworten Sie auf meine Frage. *Wieso* tun Sie das?« Der Mann lachte leise und drückte seine Zigarette dann gedankenverloren in einen Aschenbecher neben dem Fahrersitz.

Dann antwortete er: »Selbst, wenn ich es dir erklären würde, könntest du es ohnehin nicht verstehen. Dir fehlt die Erfahrung und Objektivität, die es erfordert, diese Art von Entscheidungen zu treffen. Es ist mir selbst nicht leicht gefallen, aber es gibt Situationen in denen der Zweck die Mittel heiligt. Du glaubst vielleicht es ginge hier ausschließlich um dich und deine erbärmliche Freundin, aber in Wahrheit geht es um viel mehr. Meine Tat mag zwar schlecht sein, doch wird sie letztendlich mehr Gutes hervorbringen.«

Er drückte den Zigarettenanzünder im Armaturenbrett kurz herein und kramte in seiner



Jackentasche nach der Packung Zigaretten. Lisa überkam eine weitere Welle der Verzweiflung und sie begann leise zu schluchzen. Ihr Blick fiel auf Paula, deren blasse Haut im Scheinwerferlicht, weiß wie Papier unter ihren dunkelroten Haaren hervorschimerte.

»Wissen Sie wie fröhlich sie immer war? Sie hat immer gelacht. Sie hat es oft schwer gehabt, doch trotzdem hatte sie immer diese fröhliche Ausstrahlung.« Lisa hatte sich in den letzten Sätzen dazu gezwungen ihre Stimme so fest wie möglich klingen zu lassen, aber nun war es absolut vorbei. Eine Woge aus Verzweiflung und Trauer überwältigte sie, und sie drückte schluchzend ihr feuchtes Gesicht in den Schaumstoff des Beifahrersitzes.

»Probiere bitte kein Mitleid bei mir zu erwecken, denn es wird nicht funktionieren. Es gibt andere Menschen, die mehr Mitleid als deine Freundin verdient haben. Mein Vorgehen ist nur eine logische Konsequenz aus den Handlungen deines Vaters.« Seine Stimme klang gleichgültig, doch auf irgendeine merkwürdige Weise gleichzeitig hoffnungslos.

Lisa sagte eine Weile nichts, sondern gab nur ein dumpfes Schluchzen von sich. Der Mann wollte sich gerade wieder seiner Zigarette widmen, als sie schließlich sagte: »Sie hat nie jemandem etwas Böses zu leide getan. Was wissen Sie schon?« Der Mann drehte sich ein zweites Mal nach hinten um und sah Lisa nun direkt in die Augen. Hinter ihm konnte sie ihr eigenes Auto erkennen, wie es lautlos neben Paula vorbeiglitte, und dann rechts in den Wald einschlug.

»Deine Familie hat unglaubliches Leid über dieses Land gebracht. Du hast vermutlich selbst keine Vorstellung davon, aber dein Vater ist in Dinge verwickelt, die ein viel größeres Verbrechen an der Menschheit sind, als ich es gerade tue. Und den Staat interessieren diese Art von Verbrechen nicht. Ganz im Gegenteil. Er *unterstützt* Menschen, wie deine Familie sogar noch.« Lisa traute ihren eigenen Ohren nicht.

»Mein Vater? Was hat er damit zu tun?« Sie wandte ihren Blick von Paula ab, die immer noch reglos nach vorne geneigt auf dem Stuhl kauerte, als sei sie bloß eine leblose Puppe. Lisas pinker Pullover hing nutzlos hinter ihr auf den schwarzen Asphalt herab. Der Mann schien jetzt erst richtig in Fahrt zu kommen und sprach weiter: »Du hast wirklich keine Ahnung, was dein Vater eigentlich tut, nicht wahr? Du glaubst er würde nur etwas besser verdienen, aber das ist noch weiter untertrieben. Du hast ja keine Ahnung, mit welchen Summen dein Vater es zu tun hat. Aber auch ich selbst weiß erst seit kurzer Zeit davon. Er hat dich doch nicht bis heute im Glauben gelassen, er sei ein normaler Aktienspekulant, der bloß die Wirtschaft beobachtet und ein paar Knöpfe an seinem Laptop drückt, oder? Du hast immer das bekommen, was du wolltest ohne dafür zu kämpfen. Du hast keine Ahnung, Mastontochter, wie gnadenlos das Leben sein kann. Du magst vielleicht denken, dass ich ein böser Mensch bin, aber bitte gib nicht mir die Verantwortung für das, was diese Nacht passieren wird. Bitte bedanke dich bei deinem Vater!« Die Stimme des Mannes hatte sich von dem ruhigen Tonfall in ein hysterisches Brüllen verwandelt. Lisa ließ ihren Kopf zurück auf den Rücksitz sinken und schloss für einen kurzen Moment die Augen. Sie nahm weder Paula wahr, noch den Jungen, der nun auf den Beifahrersitz geklettert war sagte: »Den Wagen findet so schnell niemand.« Der Mann zog den Zigarettenanzünder aus dem Armaturenbrett und hielt seine glimmende Vorderseite an den Tabak. Als dieser begonnen hatte zu glühen, nahm er einen kurzen Zug und sah seinen Sohn an.

»Gut«, sagte er und startete den Motor. Der Wagen setzte sich langsam in Bewegung. Wenige Minuten später lag der Highway 37 und auch Paula wieder in absoluter Finsternis.

\*

»Wohin genau fahren wir eigentlich?« Die Stimme des Beifahrers klang neugierig und Lisa konnte mit halb geschlossenen Augen erkennen, wie sich sein Kopf von der halb angestrahlten Fahrbahn abzeichnete.

»Diese Strecke führt durch einige kleine Ortschaften. Etwa zehn Meilen hinter ihnen liegen ein altes Industriegebiet und ein Bahnhof. Wir fahren in ein verfallenes Bohrwerk, wo ich letzte Woche bereits einige Dinge vorbereitet habe.«

Die Stimme des Fahrers hatte wieder ihren ruhigen Tonfall angenommen und Lisa konnte kaum glauben, dass er jemals lauter gesprochen hatte. Eine Zeitlang sagte keiner der beiden Männer etwas

und auf der langen Fahrt kam ihnen nicht ein einziges Mal ein fremdes Fahrzeug entgegen. Als der Wagen dann plötzlich hielt, musste Lisa sich bemühen nicht nach vorne zu stürzen.

»Wieso halten wir?«, fragte der Beifahrer und sah seinen Vater an. Dieser entgegnete erst nichts und für einen kurzen Moment glaubte Lisa er wollte sich bloß eine neue Zigarette anstecken. Doch als er sich umdrehte und sie ansah, stellte sich das als Irrtum heraus.

Er paffte zufrieden eine Rauchwolke zur Wagendecke und sagte: »Wir fahren gleich durch eine Ortschaft, Masontochter.« Lisa erwiderte nichts, sondern drehte angewidert ihren Kopf von ihm weg. Der Mann öffnete die Fahrertür und die Innenbeleuchtung des Wagens sprang an. Die Seitentür wurde nun geöffnet und der Verbrecher setzte sich neben sie. Als sie sich nicht rührte, riss er sie gewaltsam an der Schulter herum und packte ihr Kinn mit der rechten Hand fest. Er zwang sie ihm in die Augen zu sehen und zischte ihr dann ins Ohr: »Ich denke es wird dich keiner bemerken, Masontochter!« Dann griff er entschlossen in den Fußraum und riss ein großes Stück Klebeband von der Rolle ab. Noch bevor Lisa etwas unternehmen konnte, war sie geknebelt und sog panisch durch die Nase die Luft ein und aus. Der Junge auf dem Beifahrersitz versuchte etwas beruhigendes zu ihr zu sagen, doch das half ihr auch nicht. Der Mann schlug ihre Tür wieder zu und setzte sich zurück auf den Fahrersitz. Dann warf er seinem Sohn einen vernichtenden Blick zu und startete den Motor.

»Weil du scheinbar immer noch Mitleid mit der Kleinen hast, werde ich dir jetzt einmal genau erklären, wieso wir das hier alles machen. Und du wirst mir gefälligst bis zum Ende zuhören und meine Entscheidung nicht mehr hinterfragen. Hast du das verstanden?« Der Sohn nickte hastig und sah beschämt auf seinen Schoß hinab. Dann begann sein Vater zu erzählen.

\*

»Weil du ja scheinbar die ganze Zeit über echte Skrupel hast, was wir hier tun, werde ich dich jetzt einmal genau darüber informieren, worum es eigentlich geht und was ihr Monster von Vater der amerikanischen Bevölkerung antut und schon seit geraumer Zeit angetan hat. Nicht *wir* sind nämlich die Verbrecher auf dieser Welt und das muss dir klar werden. Die wirklichen Verbrecher sitzen in gemütlichen Ledersesseln viele hundert Meter über der Stadt und betrügen die Bevölkerung nach Strich und Faden. Und sie haben es schon immer getan. Hast du dir schon einmal die Frage gestellt, was eigentlich der Ursprung unserer Zentralbanken ist? Uns wird dieses Konzept zwar immer ausgesprochen positiv verkauft aber eigentlich steckt dahinter eine der größten Lügen der Menschheitsgeschichte. Wir feiern zwar jeden Sommer den Unabhängigkeitstag, obwohl wir nicht unabhängig sind. Wir sind abhängig von *Privatpersonen*, die im Besitz unserer Notenbank sind. Und diese üble Wahrheit ist den meisten Amerikanern noch nicht einmal bewusst! Doch diese Form von Betrug ist schon seit dem Mittelalter nichts Neues mehr. Damals wurde zumindest noch mit Münzen bezahlt, die aus echtem Gold oder Silber bestanden. Der Gegenwert des Geldes war also zumindest noch gegeben. Doch kurze Zeit später wurden Wertpapiere eingeführt, sodass niemand mehr sicher sein konnte, ob es im entsprechenden Gelddepot überhaupt noch genug Gold als Gegenwert für sein Papier gab. Damals bereits hat der ganze Wahnsinn angefangen und er ist trotz starkem Protest immer weiter gegangen. Die Wertpapiere sind natürlich schnell sehr unpraktisch als Zahlungsmedium geworden und somit wurde schließlich statt nur einem großen Wertpapier, sehr viele kleine Wertpapiere gedruckt und aus diesem Konzept wurden irgendwann unsere Banknoten, die von niemand anderem als unseren Zentralbanken verwaltet werden. Doch auch, wenn es heute so normal zu sein scheint mit Banknoten zu bezahlen, so ist der Betrug immer noch derselbe. Anfang des 20. Jahrhunderts hatte unsere Regierung große Schulden bei privaten Bänkern, die vermutlich noch aus dem Unabhängigkeitskrieg stammten. Und weil die Schuldenberge immer stärker anwuchsen, wurde der Druck auf den Kongress immer größer eine eigene Notenbank zu errichten. Schon in England hatte es viele Jahre zuvor schon einmal dasselbe Konzept gegeben, doch damals hatte das nur dazu geführt, dass die Bevölkerung immer ärmer und die Bankiers immer reicher geworden waren. Man hatte damals genehmigt 16 Mal so viel Geld drucken zu lassen, als es überhaupt mit Gold gedeckt werden konnte. Die Regierung nahm also gigantische Kredite zu hohem Zinssatz bei *Privatpersonen* auf. Und genauso ist es in Amerika

inzwischen auch, seit wir Anfang des letzten Jahrhunderts von unseren Schuldnern dazu gezwungen wurden ebenfalls eine Zentralbank zu errichten. Der Kongress hat zwar eine Menge Blut und Schweiß vergossen um dem finanziellen Druck standzuhalten, doch spätestens als unser Land in einer Währungskrise versank, die von keinem anderen als genau diesen Bankiers verursacht worden war, gab man dem Druck nach und ließ sich auf dasselbe kriminelle Konzept, wie in England ein. Unsere Regierung lieh sich gegen Zinsen ihr *eigenes Geld* von den Privatpersonen, denen die US-Notenbank gehört. Und so ist es bis zum heutigen Tag geblieben. Die meisten unserer Landsleute sind sich aber diesem kriminellen Konzept überhaupt nicht bewusst. Von außen her haben die Zentralbanken der Welt immer den Anschein als gehören sie den entsprechenden Regierungen aber genau das ist nicht der Fall. Aber es kam kurze Zeit später dann sogar noch schlimmer. Nach der Errichtung unserer Zentralbank, war ein großer Teil der Banknoten zumindest noch mit einem entsprechenden Gegenwert gedeckt, denn es war jeder Zeit möglich sein Geld gegen Gold oder Silbermünzen einzutauschen. Doch schon wenige Jahre später hat die Regierung im *Gold Reserve Act* diesen edlen Plan nicht länger weiter verfolgt, sondern alle Münzen eingezogen. Ab diesem Tag fing der Betrug dann auch erst richtig an, denn unser Geld war nicht mehr gedeckt. Natürlich wurde dem amerikanischen Volk und auch dem Rest der Welt der Dollar als *die eine* Währung verkauft, dessen Gegenwert angeblich nur wenige Meilen nördlich von hier in Fort Knox gelagert war. Auf der ganzen Welt haben sich eine Menge Staaten dazu entschlossen ihre eigenen Währungen nicht nur in Gold, sondern auch in US-Dollar abzusichern, denn der war ja angeblich von Gold gedeckt. Doch erst vor knapp vierzig Jahren wurde unter Nixon eine Bestandaufnahme der tatsächlichen Goldreserven unternommen und ich brauche vermutlich nicht das Debakel zu erwähnen, was darauf folgte. Denn in Fort Knox lag fast gar kein Gold und Nixon war quasi dazu gezwungen den Wert eines Dollars komplett vom Wert einer Goldmünze zu lösen. Ab diesem Tag war eine Dollarnote eigentlich nicht mehr viel mehr Wert als das Spielzeuggeld in einer Monopolybox, doch zu diesem Zeitpunkt war es schon viel zu spät, denn der Dollar war schon längst zur Welthandelswährung geworden. Ab diesem Zeitpunkt konnte unsere Notenbank dann unbegrenzt viele Scheine drucken und Wucherkredite in astronomischen Höhen vergeben. Letztendlich ein Betrug und eine ungeheure Ungerechtigkeit, die jedoch von unserer eigenen Regierung seit dem genehmigt und sogar unterstützt wird. Ich möchte überhaupt nicht wissen, wie viele Billionen US-Dollar es inzwischen auf dieser Erde gibt, die mit genau keinem Gramm Gold gedeckt werden können. Und genau an dieser Stelle fangen die legalisierten Verbrechen der Masongruppe an, denn dein Vater, Masontochter«, er drehte sich kurz um und warf einen verächtlichen Blick auf Lisa, »ist niemand anders als einer von denen, die die Fäden in der Hand halten. Er ist ein Teil des verteuflten *Federal Reserve Systems* dieses Landes. Durch die viel zu hohen Zinssätze gehen jährlich Unternehmen von den treuen Arbeitern dieses Landes zugrunde. Doch die zahllosen Anklagen gegen seine Machenschaften werden natürlich nicht ernst genommen, denn sie sind ja auf ihre eigene widerwärtige Weise legal. Während die Welt schuftet, bereichern Menschen wie er sich aus dem Nichts. Denn wer Zinsen verlangt, der generiert Geld, für das nicht gearbeitet wird und es daher auch keinen Gegenwert geben kann. Und wer muss dieses Geld letztendlich bitter abbezahlen? Natürlich die Amerikaner selbst! Ich verachte diese Familie und ich verachte das ganze amerikanische System. Wir leben nicht in Freiheit und wir haben es auch noch nie. Unser gesamter Patriotismus basiert im Endeffekt auf einer Lüge, aber so ist es natürlich nicht nur in Amerika, denn auf der ganzen Welt gibt es inzwischen Zentralbanken und deren düstere Machenschaften sorgen immer wieder für furchtbares Leid. Aber daran wird sich auch in der Zukunft niemals etwas ändern, denn die Menschen die etwas ändern könnten, sind meistens selbst in der Lage Profit aus diesem System zu schlagen. Sie haben also meistens überhaupt kein Interesse an einer Änderung. Doch die meisten Menschen begreifen das System nicht. Es wird mit Absicht kompliziert gehalten, damit der kleine Mann nicht mitbekommt, wie er nach Strich und Faden hintergangen wird. Wir verschaffen uns durch diesen kleinen Nebenjob aber zumindest etwas Gerechtigkeit, auch wenn es so etwas eigentlich überhaupt nicht gibt.« Die Fahrt sollte nicht mehr lange dauern.

### 3

Die verwitterte Fabrikhalle erhob sich wie eine Festung unter den schweren Abendwolken. Daneben lag ein altes Bahnhofsgelände von dem nur noch vereinzelt Mauerwerke übrig waren, deren roter Backstein im fahlen Licht der Dämmerung fast schwarz wirkte. Im Hintergrund standen einige alte Wagons auf den verrosteten Schienen, deren Silhouetten sich düster vom Himmel abzeichneten. Felix ließ seinen Blick über das verlassene Gelände schweifen und dachte nach. Der rostige Stracheldrahtzaun stellte kein sonderlich großes Hindernis für ihn dar, denn an vielen Stellen hatte man große Öffnungen hineingeschnitten. Über seine Lippen huschte ein Lächeln. Es war also noch viel einfacher hier einzubrechen, als Charly ihm versprochen hatte. Ihm lief ein kalter Schauer über den Rücken, als er einen flüchtigen Blick durch eine der Maschen warf. Zerbrochene Betonsteinplatten pflasterten den Vorhof des Gebäudes, zwischen denen bereits eine lebhafte Vegetation im Gange war. Große Büschel toten Grases hatten sich im Laufe der Jahre eine breite Schneise durch den Beton gebahnt, und sogar einem verdorrten Fliederstrauch war es irgendwie gelungen sich seinen Weg ans Tageslicht zu kämpfen. Doch war es ihm inzwischen scheinbar unmöglich noch genug Nahrung aus der toten Erde zu ziehen. Als Felix das alte Gebäude musterte, begann sein Herz zu schlagen. Es war aus demselben Backstein gemauert, wie der alte Bahnhof und daher stammte es vermutlich auch aus genau derselben Zeit. Er strich sich eine schwarze Haarsträne aus der Stirn und atmete tief durch. Die kalte Winterluft strömte in seine Lungen und belebte seine Sinne.

Da stand er nun. Ein heruntergekommener Kerl, der gerade mit seiner Ausbildung abgeschlossen hatte und sich nebenbei etwas verdienen wollte. Er war mit einem verblassten Flanellhemd gekleidet und hatte die Hosenbeine seiner verfilzten Jeans zu einem Drittel nach oben gekrempelt. Darunter kamen zwei zerschundene Beine zum Vorschein, die besonders um die Knie von zahlreichen Stellen getrockneten Blutes geziert wurden. Felix schob seine linke Hand in die Hosentasche und zog ein klobiges Siemenshandy heraus. Dann wischte er gedankenverloren mit dem Daumen über das schmale Display und fragte sich, wo Charly blieb. Eigentlich musste er schon lange hier sein, denn schließlich hatte er diesen komischen Vogel angeschleppt, der ihnen fünfzig Dollar die Stunde geben wollte. Er ließ verärgert seinen Blick über die zahlreichen Schlaglöcher der alten Straße schweifen und runzelte die Stirn. Dann tippte er eine siebenstellige Nummer in das Handy und drückte die Wahltaste. Er hielt es ans Ohr und lauschte dem gleichmäßigen Rauschen, welches alle paar Sekunden von einem hellen Tuten unterbrochen wurde. Während er gedankenverloren auf ein zersplittertes Fenster des Gebäudes starrte, wartete er bis es am anderen Ende zwanzig Mal geklingelt hatte. Dann legte er verärgert auf und machte sich entschlossen auf den Weg zu seinem 1970er Cutlass Supreme. Der Wagen war Felix einziger Stolz und schon seit er vierzehn war sein einziges Hobby. Er hatte erst letzten Dienstag die Kühlerhaube neu lackiert und war seitdem noch viel zufriedener mit ihm. Und dass der Auspuff nicht lang genug war und jedes Mal beim Starten des Motors ein schepperndes Geräusch verursachte, hatte er mit Absicht nicht geändert. Er öffnete die Seitentür und warf das Handy auf den Beifahrersitz, wo es in die Rille zwischen Sitzfläche und Lehne rutschte. Dann zog er einen kleinen Armeerrucksack aus dem Fußraum und legte ihn vor sich auf den Fahrersitz. Er kramte eine Weile darin herum und zog schließlich seine Autoschlüssel heraus. Den Wagen direkt an der Straße zu parken war nicht schlau obwohl dieser Ort ansonsten wirklich gut gewählt war. Somit warf er den Rucksack in den Fußraum zurück und setzte sich vor das Steuer. Dann steckte er den Schlüssel ins Zündschloss und dachte mit schmerzhaftem Herzen daran, was sein Auto alles durchgemacht hatte um ihn hier her zu bringen. Dann startete er den Wagen und nach zwei Fehlzündungen sprang der Motor knatternd an. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht als er den Geräuschen lauschte, die der Cutlass von sich gab. Er hatte den sie "Johanna" getauft und bereits an vielen privaten Autoausstellungen teilgenommen, die an Feiertagen auf zahlreichen Parkplätzen des Landes in allen US-Staaten veranstaltet wurden. Er drückte die Kupplung bis auf den Wagenboden und legte den ersten Gang ein. Als er vorsichtig Gas gab und Johanna nach links auf die lädierte Straße navigierte, begann der Auspuff ohrenbetäubend zu scheppern. Er rollte in Schrittgeschwindigkeit nun langsam den Kiesweg entlang und schlug dann rückwärts zwischen zwei Lorbeerbüscheln ein, die aufgrund ihrer ähnlichen Farbe zu Johannas

Lack eine gute Tarnung abgaben. Als der Wagen vollständig zum Stillstand gekommen war, nahm er den Rucksack und warf die Wagenschlüssel zurück hinein. Dann stieg er vorsichtig aus und achtete dabei darauf, dass keiner der Äste des widerspenstigen Gewächses seine Wagentür zerkratzte. Schon wenige Minuten später stand Felix wieder an derselben Stelle fünf Minuten zuvor. Er würde diesen Job auch ohne Charly durchziehen.

\*

Er zwängte sich durch eine der Öffnungen des Zaunes und fluchte verärgert, als sich eine der Drahtspitzen im Stoff seiner Hose verfang. Als er versuchte sich wieder zu fangen, verspürte er einen stechenden Schmerz in der Wade. Vorsichtig befreite er sich von dem Stacheldraht, doch es war zu spät. Im Augenwinkel konnte er erkennen, wie eine schmale Blutspur aus der Wunde hervorquoll, die der Stachel in seine Wade gerissen hatte. Aber immerhin hatte er es geschafft. Er sah sich um. Im Westen des Bauwerkes stand hinter dem Vorhof eine an den Zaun gelehnte Wellblechhütte, die vermutlich einmal die Funktion eines Wareneinganges übernommen hatte. Dieser Gedanke kam Felix nur deswegen, weil er selbst einmal in einem Lager gearbeitet hatte. Das Tor direkt daneben war mit einem schweren Vorhängeschloss gesichert. Er musste also auch auf dem Rückweg wieder einige Kratzer in Kauf nehmen. Das Dach der Halle bestand aus einer stumpfen, sehr flach zulaufenden Platte aus verstärktem Wellblech, die im Innenraum durch morsche Holzbalken gestützt wurde. An der Nordseite des Bauwerkes befand sich zudem ein großes Tor, welches Eintritt in die alte Fertigungshalle gewährte. Doch Felix entschied sich bewusst für eine kleine Stahltür, die ihn ebenfalls in das Innere der Ruine führte. Zu seinem Glück war sie sogar einen Spalt breit geöffnet, sodass er sich dem Erfolg seines Einbruchs nun sicher war. Vermutlich konnte er seine Aktion noch nicht einmal wirklich als richtigen »Einbruch« bezeichnen, denn eigentlich wurde die Halle von niemandem mehr verwendet. Zumindest hatte Charly das gestern gesagt. Er tat einige Schritte in die Richtung der Metalltür und spähte währenddessen zwischen den Lorbeersträuchern hindurch ob es eventuell Anzeichen eines anderen Menschen gab, der ihn bei seiner Tat beobachtete. »Und selbst wenn«, dachte er, während sein Herz immer schneller schlug. »Außerdem interessiert sich keine Sau mehr für dieses Grundstück.« Er erreichte den kleinen Eingang und zog nun vorsichtig an der schwarzen Kunststoffklinke. Die Tür ließ sich mit wenig Kraft öffnen und knickte dabei einige vertrockneten Grasbüschel nach hinten. Sie gab die Sicht in den gigantischen Innenraum frei, der von innen sogar noch viel größer wirkte. Links und rechts erhoben sich eine große Metallkonstruktion, deren schmutzig-weißer Lack bereits an zahlreichen Stellen abgeblättert war. Die Lagerfächer waren zum größten Teil unbenutzt, auch wenn in manchen Etagen rostige Metallgegenstände ruhten. Die linke Hälfte der Halle war fast leer und nur einige Holzkisten waren an der südlichen Wand einige Meter hoch gestapelt. Darüber fiel durch die vielen kachelförmigen Fenster ein schwacher Schein. An einigen Stellen waren sie zerschlagen und das verbleibende Tageslicht zeichnete eine Spur leuchtenden Staubes in die Luft. Zudem gab es eine Metallempore, die einmal um die gesamte südliche Hälfte der Halle verlief. Es gab insgesamt vier steile Stahltreppen, die den Zugang auf die Empore ermöglichten, um von dort aus in die bereits zerstörten Räume des Anbaus zu gelangen, der an der westlichen Seite gebaut worden war. Doch dieser Teil war aufgrund einer Bahnstrecke vor vielen Jahren abgerissen worden und die vereinzelt Türen waren aus Sicherheitsgründen mit groben Holzbalken vernagelt, damit niemand aus Versehen in die Tiefe dahinter stürzte. Felix Blick fiel auf ein Blechschild, was vor ihm an eines der Regale genagelt war. *Einsturzgefahr. Betreten verboten.*

Er kratzte sich am Hinterkopf und machte sich langsam auf den Weg in die zweite Hälfte der Halle, die von einer großen Anzahl alter Maschinen und groben Schrottteilen bevölkert war. Felix erinnerte der zweite Teil der Halle fast an eine Art Miniaturstadt, die jedoch den Eindruck vermittelte, als sei sie bei einer verheerenden Explosion zu großen Teilen verwüstet worden. Er schritt über eine große Rolle aus dickem Stahldraht, der halb verheddert vor einem großen Maschinenblock lag. Die rostigen Enden des Drahtes führten ins Innere des Blockes und Felix vermutete, dass es sich einmal um die Zugschnur eines Rundlaufgetriebes für einen Werkzeugwechsler gehandelt haben musste. Wieder kehrten die Erinnerungen an seine früheren

Gelegenheitsjobs wieder. Es war ihm wirklich schwer gefallen etwas Passendes zu finden. Er war inzwischen im Zentrum der Halle angekommen und das beklemmende Gefühl in seiner Brust verstärkte sich. Er sah sich um. Es gab einige Dinge, die bestimmt niemals wirklich hier her gehört hatten, sondern erst nach der Schließung des Werkes abgeladen worden sein mussten. Vor einer gigantischen Bohrvorrichtung, lag beispielsweise ein Kühlschrankschrank, dessen obere Türangel herausgerissen war. In seinem Inneren lag eine tote Ratte auf dem Rücken, die ihre winzigen Krallen starr in die Luft gestreckt hatte. Felix lief ein fröstelnder Schauer über den Rücken und er ging angeekelt an einem Motorenblock vorbei, auf dem einem alten Wäschetrockner thronete. Die Halle hatte schon von Anfang an einen unheimlichen Eindruck auf ihn ausgeübt, doch jetzt wurde ihm sogar richtig übel vor Anspannung. Er ignorierte das flaue Gefühl, was seit er mit seinem Wagen vorgefahren war immer stärker geworden war und atmete tief durch.

»Ich fahre wohl besser nach Hause und suche mir einen schöneren Ort«, dachte er und drehte sich um. Er entschloss sich dazu die Halle wieder zu verlassen, doch in diesem Moment fiel sein Blick auf einen Block, der auf dem Kühlergrill einer der Motoren lag. Es war eine Zentrifuge aus massivem Stahl und das Beste war, dass man sie mit Hilfe eines noch gut erhaltenen Eisenrades perfekt abdichten konnte. Sie war nicht sonderlich groß, dafür aber schwer und dickwandig, sodass Felix sich fragte, worin ihr ursprünglicher Zweck bestanden hatte. Die Tür der Zentrifuge stand halb offen und war von Spinnweben versehen. Er ging auf einen freien Platz zu, der genau zwischen einer Kabelrolle und dem Kühlschrankschrank lag und nahm den Rucksack von seinen Schultern. Anschließend zog er einen undichten Plastikbeutel heraus, den er in einem Truckstop erworben hatte, als er letzten Mittwoch mit Charly von einer Safttour aus Winchester zurückgekehrt war. Er befreite den Gegenstand von der Tüte und betrachtete ihn für einige Augenblicke. Es war eine etwa sieben Zoll lange Stahlkapsel, in deren Inneren zwei feine Wolframkontakte durch eine kleine Öffnung liefen. Diese Kontakte berührten sich innerhalb der Stahlkapsel in einem kleinen Kern aus Schwarzpulver. Das Schwarzpulver war aber nur der Zünder, und wurde von einer nach Marzipan stinkenden Knetmasse umgeben. Was es genau für ein Sprengstoff war, wusste er nicht. Wichtig war nur sein Job und das Geld, was er dafür bekommen würde.

»Charly, der kleine Feigling hat sich natürlich nicht blicken lassen. Ist ja mal wieder typisch. Alles muss man selbst machen. Und am Ende ist er vermutlich noch sauer auf mich«, dachte Felix und schob die Kapsel vorsichtig auf die geriffelte Oberfläche des Kühlergrills. Danach schob er einen alten Drehstuhl mit fehlender Lehne daneben und kletterte ebenfalls neben die Zentrifuge. Dort legte er Phils Experiment in ihren Innenraum. Sie war mit einem schwarzen, teilweise geschmolzenem, Granulat gefüllt, in das Felix die Kapsel leicht hereindrücken konnte. Dann nahm er eine Art Schraubzwinde aus seinem Rucksack, doch fuhr er plötzlich zusammen, als ein gellendes Scheppern die Luft der ganzen Halle zum Erzittern brachte. Er fuhr herum und stieß sich dabei um ein Haar an der Oberseite der Zentrifugenöffnung. Sein Herz hatte zu rasen begonnen und pumpte so plötzlich eine Extraladung Adrenalin in seinen Kreislauf, dass es ihm kurz schwarz vor Augen wurde.

»Hallo?« Seine Stimme klang hohl und viel zu leise. »Wer ist da?« Nun war sein Ruf etwas lauter, doch hallte er unbeantwortet von den leblosen Wänden der Halle zurück. Vor seinen Augen flimmerte es immer noch. Er lauschte angestrengt in die Stille und sein Puls schlug in seinen Ohren so heftig, dass sie sich fast taub anfühlten. Nachdem fast eine ganze Minute verstrichen war, nahm Felix ein leises Geräusch hinter sich zur Kenntnis. Er wirbelte blitzschnell herum und blickte in den leeren Teil der Fertigungshalle. Etwas bei den Kisten bewegte sich und er fuhr ein zweites Mal leicht zusammen. Doch das, was da gerade von der schweren Kiste gesprungen war, war nur ein gestreifter Waschbär, der nun auf das um ein paar Fuß geöffnete Tor zuhuschte und schon wenige Sekunden darauf verschwunden war. Ihm fiel ihm ein tonnenschwerer Stein vom Herzen. Der Waschbär hatte irgendetwas umgeworfen. Als sich sein Herz wieder beruhigt hatte, beugte er sich wieder zurück in die Öffnung der Zentrifuge und klemmte die Kapsel in die Zündvorrichtung. Jetzt wurde es spannend, denn der Sprengsatz war fertig. Er zögerte. Vielleicht war dieser Job nur deswegen so gut bezahlt, weil Phil nicht sicher war, ob der Zünder überhaupt funktionierte. Doch bei dem Gedanken an das viele Geld verdrängte er diese Möglichkeit.

»Man lebt nur einmal«, sagte er und zog mit zusammengekniffenen Augen einen kleinen Stift aus der Halterung. Nichts geschah. Angeblich hatte er jetzt fünfzehn Minuten Zeit um sich aus dem Staub zu machen und die Kamera auszurichten. Mist! Das hätte er sich vielleicht früher überlegen sollen.

Aber Hauptsache war natürlich, dass er sich in Sicherheit bringen konnte. Hastig schloss er die Schwere Tür der Zentrifuge und drehte das schwere Stahlrad mit aller Kraft nach links bis die Zentrifuge komplett abgedichtet war. Es war fast dasselbe Gefühl, wie wenn er den Tresor seines Chefs in der Autowerkstadt schloss, wenn er am Ende der Woche die Kundenbelege dort untergebracht hatte. Dann sprang er zurück auf den Boden der Halle. Er sah er auf seine Armbanduhr und stellte fest, dass er um fünf nach sieben einen sicheren Ort gefunden haben musste. Der Schrecken, der immer noch in seinen Gliedern saß, wurde nun mit Spannung und Vorfreude gemischt. Das erste Mal würde er Zeuge einer C4-Explosion sein.

\*

Erst hatte er in Erwägung gezogen, sich hinter einer der Holzkisten, zu verbarrikadieren. Doch dann war ihm noch ein viel besserer Plan in den Sinn gekommen. Er würde auf die Empore klettern, denn von dort aus hatte er die Zentrifuge am Besten im Blick und konnte Phils Kamera sehr leicht ausrichten. Zwar war die Wahrscheinlichkeit dort auch wesentlich höher von einem Metallsplitter getroffen zu werden, doch suchte Felix sich eine Stelle aus, die ihm sicher vorkam. Das lag daran, weil dort nicht nur eine dicke Massivholzplatte als Geländer der Empore diente, sondern diese zusätzlich mit Metallblechen verkleidet war. Zudem waren in die Platte kleine Schlitze geschnitten worden, sodass er durch diese die Zentrifuge perfekt im Blick hatte. Er musste schon sehr viel Pech haben damit einer der Splitter gerade dieses Loch traf. Somit stieg er vorsichtig eine der steilen Eisentreppen hinauf, die ihn schließlich auf die Empore brachten. Er schlich vorsichtig bis zu dem Punkt, den er sich von unten ausgesucht hatte und kauerte sich dann auf den Boden. Dann zog er die kleine Kamera aus dem Rucksack und befestigte sie über sich am Geländer. Er startete die Aufnahme und lächelte zufrieden. Er konnte perfekt die Zentrifuge erkennen, war jedoch ebenfalls bestens geschützt. Wäre die Metalltür unter ihm nicht im selben Moment aufgestoßen worden, hätte Felix Gardener vielleicht die Chance gehabt den heutigen Tag ohne weitere Eskapaden zu überstehen. Es war fast sieben.

## 4

Keiner von beiden hatte auf die Uhr gesehen, doch kam es ihnen so vor als seien sie bereits mindestens neunzig Minuten über die nasse Fahrbahn gelaufen. Der Highway war nicht aufgetaucht und auch wenn Tony ihn hinter jeder Biegung vermutete so waren sie bisher immer enttäuscht worden. Bobbys Nase lief fast ununterbrochen und ihr einziges Taschentuch war nach einem halben Dutzend Benutzungen nur noch ein nasser Fetzen. Sie warf es verärgert vor sich auf die Straße. Sie wollte sich gerade zurück in ihre Gedankenwelt flüchten, als Tony plötzlich abrupt stehen blieb. Dann deutete er aufgeregt auf ein altes Haus, was vor ihnen auf der linken Seite der Kurve aufgetaucht war. Sie lauschten einige Augenblicke, doch bis auf das Rauschen des Windes in den Bäumen war nichts zu hören.

Dann sagte Bobby: »Mit ein bisschen Glück hat der Typ, der da wohnt ein Telefon für uns« Sie wollte gerade weiter laufen, als Tony sie am Arm zurückhielt.

»Ja vielleicht. Oder mit ein bisschen Pech hat der Typ, der da wohnt eine Ladung Schrot für uns. Wir sollten am linken Straßenrand weitergehen, damit wir im Optimalfall überhaupt nicht bemerkt werden.« Bobby runzelte die Stirn. Ihr Bruder sah eindeutig zu viele Horrorfilme. Doch sie hatte auch keine Lust auf eine von den endlosen Debatten, bei denen sie sowieso immer irgendwann nachgeben musste. Tony war eben ein unverbesserlicher Sturkopf. Sie gingen also vorsichtig weiter ohne dabei zu sprechen oder sonst irgendeinen Ton von sich zu geben. Währenddessen beobachteten sie das Haus, was mit jedem Schritt besser in Sicht kam. Die Wolken zogen mit bemerkenswerter Geschwindigkeit über den Himmel und immer wieder segelten vereinzelte Herbstblätter vor ihnen auf die Fahrbahn. Der Regenschauer war inzwischen abgeklungen und nur an vereinzelten Stellen war zu hören, wie vom feuchten Blätterdach einzelne Tropfen auf die Straße platschten. Je länger sie schwiegen, desto mehr hatte Bobby das Bedürfnis irgendetwas zu sagen. Doch als sie ihrem Bruder etwas zuflüsterte, sah dieser sie nur aufgebracht an und drückte den Finger auf die Lippen. Langsam liefen sie an der linken Straßenseite entlang und lauschten in die Stille. An vereinzelten Stellen waren sogar noch die Überreste eines längst vergessenen Seitenstreifens zu erkennen. Bobby stellte zudem jetzt erst fest, wie düster die Bäume inzwischen schon wirkten. Und wenn sie ehrlich war, dann konnte sie sogar ein bisschen verstehen, warum ihr Bruder darauf bestand vorsichtig zu sein. Sie waren immerhin auf sich allein gestellt und die Dämmerung trat an verregneten Novemberabenden sehr früh ein. Schließlich hatten sie das Haus fast erreicht. Ein fauliger Geruch stieg ihnen in die Nase. Er kam höchstwahrscheinlich von den vermoderten Haufen aus Laub, die man auf der rechten Straßenseite zusammengekehrt hatte. Tony verzog das Gesicht und stieß seine Schwester an.

»Das ist ja pervers«, flüsterte er. Sie nickte. Sie hatte den Geruch bereits wahrgenommen als sie vor zwei Stunden den Wagen verlassen hatten, doch war ihr Sinn dafür ohnehin ausgeprägter als der ihres Bruders. Das Haus war ziemlich heruntergekommen und war viel kleiner als es von Weitem gewirkt hatte. In dem geschieferten Dach fehlten zahlreiche Ziegel unter denen vermoderte Holzbalken zum Vorschein kamen. Der schmutzige Putz war an den meisten Stellen bereits abgebröckelt oder rissig. Die Fenster im unteren Stockwerk waren mit groben Holzbalken zugenagelt worden und im oberen Stockwerk schlug ein Fensterladen in unregelmäßigen Abschnitten gegen die Wand. Die restlichen Läden waren geschlossen, sodass man nicht ins Innere sehen konnte. Es schien zudem bemerkenswert stabil gebaut zu sein, denn hinter dem Putz kamen echte Backsteine zum Vorschein. Tony schien seine Vorsicht inzwischen vergessen zu haben und machte einige entschlossene Schritte auf das Haus zu.

»Es steht kein Auto vor der Tür. Entweder wohnt hier niemand mehr oder derjenige ist gerade einkaufen.« Er zog Bobby hinter sich her, die inzwischen aber plötzlich ein merkwürdiges Gefühl bei der Sache hatte. Tony betrat den schlammigen Vorgarten und wäre um ein Haar über eine verrostete Schippe gestolpert, die im Matsch steckte.

»Das ist interessant. Hier war vor bis vor kurzer Zeit noch ein leistungsstarkes Stromaggregat angebracht. Siehst du den Schaltkasten neben der Haustür und diesen Abdruck im Schlamm?« Bobby sagte nichts. In ihrer Brust hatte sich ein flaes Gefühl ausgebreitet. Irgendetwas stimmte hier nicht. Sie wusste nur noch nicht genau, was es war. Als der Fensterladen ein weiteres Mal



gegen die Hauswand schlug, fuhr sie zusammen. Warum war sie bloß plötzlich so schreckhaft?

»Meinst du im Ernst, dass hier noch jemand lebt? Es sieht alles ziemlich vergammelt aus, wenn du mich fragst.«, fragte sie. Tony war inzwischen an der Haustür angekommen und untersuchte ein kleines Kästchen unter dem Türknauf. Dann drehte er sich aufgeregt zu seiner Schwester um.

»Schau dir das hier einmal an. Das gibt es doch nicht.« Er zog eine kleine Gummiverkleidung von dem Kästchen. Darunter kam ein elektronisches Türschloss zum Vorschein.

»Das ist eine Alarmanlage«, sagte er und klopfte vorsichtig gegen das Material. »Und die Tür ist aus Stahl. Warte mal kurz.« Er hastete durch den Schlamm zu einem der unteren Fenster. Dort versuchte er zwischen den Holzbalken ins innere des Erdgeschosses zu schielen. Er schüttelte fassungslos den Kopf. »Das Holz ist nur eine Attrappe. Die Fenster sind von innen mit einem viel massiveren Material gesichert.« Er warf einen kurzen Blick auf den Schaltkasten und rannte dann zurück auf die Fahrbahn.

»Es gibt hier keine Strommasten. Ohne das Aggregat kann die Alarmanlage gar nicht mehr in Betrieb sein. Ich frage mich trotzdem, wer mitten im Nirgendwo sein Haus so gut sichert.« Er kehrte zu seiner Schwester zurück, die ihn die ganze Zeit wortlos beobachtet hatte. Sie hätte gerne einen Versuch unternommen einfach weiter zu gehen, aber sie kannte Tony inzwischen viel zu gut. Er würde noch mindestens eine halbe Stunde hier bleiben, damit ihm bloß nicht das geringste Detail von dem mysteriösen Haus entging. Das beklemmende Gefühl in ihrer Brust war inzwischen noch stärker geworden. Aber eventuell konnte sie ihn ja von der Sinnlosigkeit dieses Unterfangens überzeugen, wenn sie ihm demonstrierte, dass die Tür verschlossen war. Sie drückte entschlossen die Klinke herunter, doch zu ihrer Überraschung öffnete sich die Tür plötzlich und ein keilförmiges Lichtes fiel in den Innenraum des Gebäudes. Sie gab einen spitzen Schrei von sich und trat hastig einige Schritte zurück. Tony musste lachen. Vorsichtig schob er die Tür komplett auf. Im Raum dahinter standen eine Reihe staubiger Möbel auf einem schmutzigen Parkettfußboden. An der Decke hing ein schiefer Ventilator, der schon bessere Zeiten gesehen hatte. Im hinteren Teil stand ein Tisch. Als Tony die Tür noch weiter öffnete, entdeckte er, dass eine Reihe an Lebensmitteln dort ausgebreitet waren. In seiner Magengegend zog sich etwas zusammen und er drehte sich zu seiner Schwester um.

»Hier scheint wirklich noch jemand zu leben.« Bobby hatte inzwischen genug gesehen. Sie wollte nicht länger bleiben, denn egal wer noch hier lebte. Es musste irgendeine paranoide Seele sein, die sich in der richtigen Welt nicht zurecht fand. Und sie hatte kein Interesse daran diese Seele kennen zu lernen. Doch Tonys Neugierde war zu ihrem Leidwesen jetzt erst richtig geweckt worden. Er betrat den Raum und sah sich um.

»Hallo?« Niemand antwortete. »Unser Auto ist stehen geblieben und wir brauchen Hilfe.« Immer noch keine Antwort. Tony schüttelte mit dem Kopf und schob einen Steinblock vor die Tür, damit sie nicht hinter ihm wieder ins Schloss fiel. Bobby wollte ihm nicht folgen, doch tat sie es schließlich doch.

»Dir ist schon klar, dass du gerade dabei bist in eine Privatwohnung einzudringen, oder?« Ihre Stimme klang ängstlich, doch Tony schien keine Notiz davon zu nehmen. Bobby prüfte ein weiteres Mal den Empfang ihres Handys, doch auch dieses Mal klappte sie es enttäuscht wieder zu und ließ es wieder in ihrer Tasche verschwinden. Tony war inzwischen bei dem Tisch angekommen. Sein Blick wanderte über die verschiedenen Nahrungsmittel.

»Naja, wenn du das hier als *Privatwohnung* bezeichnest ist unser Auto ein Rolls Royce.« Bobby folgte ihm und nahm in diesem Moment noch einen anderen Geruch wahr. Es lag zwar immer noch der modrige Gestank nach verfaulten Blättern in der Luft, doch darunter mischte sich jetzt noch etwas anderes. Bobby verzog angeekelt das Gesicht.

»Mir wird schlecht, Tony. Bitte lass uns einfach weiter gehen.« Doch ihr Bruder überhörte sie, denn er hatte inzwischen eine weitere Tür im hinteren Teil des Raumes entdeckt, durch dessen schmales Fenster Tageslicht zu ihnen hineinschien.

»Es riecht merkwürdig. Wir sollten nicht hier sein. Bitte lass uns wieder gehen«, flehte sie, doch Tony murmelte nur etwas davon, Bobby behauptete auch immer, sein Zimmer röche komisch und das würde schließlich auch nicht stimmen. Er öffnete die Tür und trat nach draußen. Auf einer

vergammelten Wiese, die von nackten Felsen eingebuchtet wurde, wucherten eine Reihe Sträucher. Ein kleiner Brunnen über dem ein Blecheimer baumelte, stand direkt in der Mitte. Daneben war eine kleine Feuerstelle, die jedoch nur aus einem schwarzen, nassen Fleck bestand. Bobby hörte ihren Bruder nun aus dem Garten etwas rufen.

»Ich denke die Lebensmittel hier sind schon etwas älter. Hier haust halt ab und zu mal jemand, aber im Moment steht die Bude leer. Vielleicht gibt es im oberen Stockwerk ja etwas, was uns weiterhelfen kann.« Er kehrte zurück und rümpfte die Nase. Jetzt roch er es auch. Er stieß die Hintertür nun komplett auf und Licht fiel nun auch in den hinteren Teil des Raumes. In diesem Moment stieß Bobby einen spitzen Schrei aus. Ihr Unterkiefer klappte herunter und sie starrte mit glasigen Augen auf etwas in der Ecke. Man hatte es in der Dunkelheit zuvor nicht erkennen können. Ein Hund lag ausgestreckt an der Wand. Sein Maul war geöffnet. Seine noch feuchten Zähne glänzten in der Dämmerung. Bobby stolperte einen Schritt rückwärts, denn der Hund hatte ihr einen schrecklichen Schrecken eingejagt. Auch Tony wirkte, wie versteinert und betrachtete mit halb geöffnetem Mund das riesige Tier.

»Okay«, sagte er langsam, »Du hattest recht, Bobby. Ja, es riecht wirklich merkwürdig hier. Ich denke den Grund dafür kennen wir jetzt.« Und dann hatte Bobby plötzlich den Eindruck, der Hund hätte sich bewegt. Ihre Kehle schien wie zugeschnürt denn sie hätte schwören können, dass das Fell des Tieres sich für einen kurzen Augenblick gewölbt hatte. Doch im nächsten Moment war sie sicher, dass es nur Einbildung gewesen sein konnte. Es *musste* Einbildung gewesen sein. Dieser Hund war mausetot.

»Bruderherz, du kannst ja gerne noch länger hier bleiben, aber ich verschwinde jetzt. Dieses Vieh muss ich mir nicht noch länger ansehen.« Sie ging zurück zur Tür und rang gierig nach der frischen Luft. Es war noch einen Tick dunkler geworden. Sie hatte kein Interesse daran die Nacht hier zu verbringen. Doch Tony schien zu planen auch noch das obere Stockwerk zu durchforsten, denn er folgte ihrem Beispiel keineswegs. Sie wurde nun ernsthaft wütend.

»Jetzt komm die Treppe wieder runter. Es wird dunkel und ich habe keine Lust im Wald zu schlafen. Dieser Ort gefällt mir nicht und ich will endlich weiter.« Ihre Stimme klang ängstlich. Sie hatte eigentlich vorgehabt wütend oder energisch zu klingen, denn normalerweise war sie darin sehr gut. »Tony, was hast du da oben noch vor?« Doch er schien etwas entdeckt zu haben und man konnte nur ein Rumpeln aus der oberen Etage hören. Irgendwann meldete er sich.

»Bobby, das hier oben ist der Hammer. Das musst du dir ansehen. Ich denke ich weiß jetzt, wieso das Haus so gut gesichert ist.« In diesem Moment hörte Bobby ein Geräusch. Es war ein Jaulen und es kam von der Hinterseite des Hauses. Jetzt rief eine laute Männerstimme: »Wer zum Henker hat die Tür offen gelassen?« Ein Hund hechelte. »Jahn, hiergeblieben!« Der Mann keuchte. Bobby wagte kaum zu atmen. Sie huschte lautlos zurück auf die Straße und verbarg sich hinter einem Haselnussstrauch. Der Fremde betrat das Haus und Tony konnte ihn unter sich hören. Er hatte einen Hund mitgebracht. Und wie es schien war es ein eben so großer Hund, wie das Exemplar auf dem Boden. Seine Tatzen kratzten ungleichmäßig über den Fußboden. Tony bereute nun, jemals das Haus betreten zu haben. Panik packte ihn mit eisigen Klauen. Das Vieh kam jetzt die Treppe hoch.

## 5

Der immer wiederkehrende Schatten der B-Säule, huschte in regelmäßigen Abständen über Lisas Gesicht. Sie lag zusammengekauert auf dem Rücksitz und lauschte dem ruhigen Brummen des Motors. Sie war komplett bewegungsunfähig. Die Handschellen schnitten schmerzhaft in ihre Haut und ihre Beine waren mit grauem Panzerband zusammengebunden. Doch das Allerschlimmste war der bittere Geschmack des Klebebandes in ihrem Mund. Egal wie oft sie ihn herunterschluckte, er verschwand nicht. Und mit jedem Mal wurde ihr schlechter. Alle paar Sekunden sog sie panisch Luft durch die Nase ein und betete keinen Asthmaanfall zu bekommen. Irgendwann jedoch lagen die kleinen Ortschaften hinter ihnen und der Wagen schoss wieder über den verlassen Highway. Nach einer halben Ewigkeit bog der Mann auf eine unbefestigte Straße ab. Lisa musste ihren rechten Ellenbogen mit aller Kraft gegen das Sitzpolster drücken, um bei dem ständigen Geruckel nicht in den Fußraum zu rutschen. Ihr wurde mit jedem Meter schlechter. Plötzlich mischte sich der bittere Geschmack des Klebebandes mit etwas Saurem. Sie musste sich übergeben. Sofort begann sie verzweifelte Geräusche von sich zu geben und trat mit den gefesselten Beinen gegen die Beifahrertür. Immer wieder schluckte sie. Jetzt bekam sie plötzlich gar keine Luft mehr. Der Wagen kam zum Stehen.

»Sieh mal nach was sie hat«, sagte der Mann zu seinem Sohn. Dieser stieg aus und öffnete die Tür. Er riss ihr das Klebeband vom Mund. Es brannte wie Feuer. Doch dann sprang er angeekelt zurück, denn Lisa erbrach sich in den Fußraum. Der Mann fluchte.

»Verdammt. Diesen Gestank bekommen wir wochenlang nicht mehr raus. Wenn wir gleich da sind, wischst du es weg.« Man konnte Johan sofort ansehen, wie wenig Lust er dazu hatte. Ohne noch etwas zu sagen, stieg er wieder ein. Lisa schnappte nach Luft und erbrach sich ein zweites Mal. Sein Vater wurde jetzt erst richtig wütend.

»Hast du nur Luft im Kopf? Du hättest sie rausziehen sollen, damit sie uns nicht die ganze Rückbank ruiniert.« Johan wollte gerade wieder aussteigen, doch sein Vater gab energisch Vollgas. »Jetzt ist es zu spät. Bleib sitzen!« Lisa wurde nach vorne geschleudert. Sie schrie auf, doch konnte sie gerade noch verhindern in ihr eigenes Erbrochenes zu rutschen. Ihr Herz pochte, wie ein Vorschlaghammer gegen das Innere ihrer Brust. Wann waren sie endlich da?

Doch schon wenige Minuten später blieb der Wagen stehen. Der Mann schaltete den Motor aus und öffnete die Tür. Er gab seinem Sohn ein Zeichen.

»Du hilfst mir kurz alles vorzubereiten und dann machst du hier sauber. Dieser Gestank ist ja nicht auszuhalten.« Er öffnete die Beifahrertür und setzte sich neben sie. Plötzlich hatte er ein Messer in der rechten Hand. Er strich ihr behutsam mit der scharfen Klinge über die Wange.

»Du kannst nur hoffen, dass dein Vater ähnlich, wie deine Freundin reagiert und tut, was ich ihm sage.« Er erhob das Messer und ließ die Klinge plötzlich nach unten schnellen. Sie schrie aus Leibeskräften und presste die Augenlieder zusammen. Das war wohl ihr Ende. Sie wollte panisch ihren Kopf wegrehen, doch der Beifahrer des Wagens packte ihren Unterkiefer und hielt sie fest. Das Messer stoppte kurz vor ihren bebenden Lippen.

»Hast du das auf Band, Johan?«, fragte er, während er die Klinge langsam über ihre Haut strich.

»Ja«, antwortete er und schaltete den kleinen Camcorder aus.

»Tut mir Leid, Masontochter, aber wir möchten wirklich sehr viel Geld von deinem Vater. Es geht hier um was Größeres«, sagte er und schnitt das Panzertape an ihren Fußgelenken durch.

»Du solltest ab hier wieder laufen können. Johan, bring ihr etwas Wasser.« Sie setzte sich misstrauisch auf. Im nächsten Moment hielt Johan ihr eine Flasche Wasser an den Mund.

»Keine Angst, es ist nicht vergiftet«, sagte er, als sie die Lippen so fest sie konnte zusammenpresste. Er nahm selbst einen Schluck und hielt es ihr erneut hin. Sie begann zu trinken. Es fühlte sich erst an, als sei sie im Himmel, doch plötzlich hatte sie wieder das Gefühl sich übergeben zu müssen. Die Übelkeit kehrte zurück. Sie hustete und spuckte einen Teil des Wassers auf die Erde. Dann schüttelte sie den Kopf. Johan verschloss die Flasche und hielt sie seinem Vater hin. Dieser deutete jetzt auf eine düstere Fabrikhalle.

»In der Halle dort drüben gibt es einige alte Gasleitungen, die an der Westseite im Innenraum bis zum Boden laufen. Du kannst sie dort mit den Handschellen festbinden.« Sie richtete sich auf und

kletterte dann vorsichtig ins Freie. Dabei hielt der Mann sie mit eisernem Griff am Arm fest. Draußen war es noch kälter geworden und Lisas Gedanken fanden ihren Weg zurück zu Paula. War sie noch am leben? War vielleicht ein Wunder geschehen und man hatte sie gefunden? Ihre kleine Paula. Verlassen und erfroren in der Dunkelheit. Gab es etwas Furchtbareres? Eine Träne floss ihr die verschmierte Wange hinab und sie begann zu schluchzen. Der Mann kramte im Kofferraum und rief nun in provozierendem Ton hinter der geöffneten Klappe hervor: »Du fragst dich bestimmt, wieso das gerade dir passieren muss. Doch ob du es glaubst oder nicht. Ich kenne die Antwort selbst nicht.« Lisa wollte das alles gar nicht hören. Johan blieb stehen und sah seinen Vater an. Doch dieser machte nur eine energische Handbewegung.

»Geht weiter. Worauf wartest du?«, rief er. Johan blickte sich um.

»Entschuldige, ich habe geglaubt, du wolltest noch etwas zu ihr sagen.« Johan wollte sich gerade umdrehen, um weiterzugehen, als der Mann den Kofferraum zuknallte und auf ihn zu kam. Er griff seinen Sohn am linken Arm.

Dann zischte er: »Du ignorierst ab jetzt alles, was ich zu Masontochter sage, kapiert? Das hat nichts mit deinem Job hier zu tun!« Sein schmerzhafter Griff lockerte sich etwas und er nickte dann langsam: »Jawohl, natürlich.«

Er stieß Lisa in die Richtung einer alten Halle, die sich vom bewölkten Nachthimmel nun, wie eine bedrohliche Festung abhob. Die drei Gestalten stiegen nahezu lautlos durch eine große Öffnung im Maschendrahtzaun, der das Gebäude umschloss und gingen dann auf die kleine Tür an der Ostseite des Gebäudes zu. »Ich gehe vor!«, wies der Mann seinen Sohn an und stieß die Metalltür auf. Dann riss er Lisa mit einem Ruck aus Johans Griff und schubste sie vor sich her. Sie stolperte über einen Backstein am Boden und schlug der Länge nach ungeschützt auf den Beton. Ihr Kiefer knackte, ihr Kinn begann stark zu bluten. Sie hörte den Mann hinter sich höhnen.

»Gestolpert, Masontochter?« Als sie sich umdrehte und ihr Blick in die Dunkelheit fiel, hatte sie für den Bruchteil einer Sekunde das Gefühl, dass sich auf der instabilen Metallempore über ihr etwas bewegt hatte.

»Das wird eine lange Nacht für dich und deine Familie.« Der Mann warf seine Zigarette neben Lisa auf den Boden. Lisa beobachtete, wie einige der zerstäubenden Tabakfunken über den kalten Betonboden wirbelten. Der Mann sollte recht behalten.

## 6

Officer Steve Kahle betrachtete das kleine Holzhaus, was hinter dem zugewucherten Garten fast verschwand. Es war ein typisch amerikanischer Blockbau mit einem Flachdach und einer Hauswand aus türkis verputzten Holzlatten. Der Polizist schob vorsichtig das kleine Gartentor auf. Es reichte ihm gerade bis zu den Hüften. Dann betrat er das Grundstück und ging langsam auf die vollgestellte Haustür zu. Im Garten lagen einige Kinderspielzeuge achtlos herum und eine verhedderte Lichterkette hing von der lockeren Regenrinne genau über der Haustür. Ein leichtes Lächeln huschte über Steves Gesicht, wurde jedoch als er ein starkes Pieksen an der rechten Wade wahrnahm sofort wieder ausgelöscht.

»Verdammt! Was zum-?«, er sah an seinem massigen Körper herab und fahndete nach der Ursache des Stiches. Erst jetzt bemerkte er einen dornigen Ast, der sich im Vorbeigehen in seiner Uniform verfangen hatte.

»Netter Platz zum Leben«, murmelte er spöttisch vor sich hin. Er verzog gequält das Gesicht. Dann stieg er vorsichtig zwei morsch wirkende Holzstufen bis zum Eingang des Hauses hinauf. Als er dann begann nach einer Klingel oder wenigstens einem Namensschild zu suchen, wurde er ebenfalls enttäuscht und klopfte somit energisch gegen das Glas der Außentür. Erst regte sich im Inneren des Hauses nichts, doch als dann doch das Licht eingeschaltet wurde, atmete der Officer tief durch und setzte seine Amtsmiene auf. Eine schwächige Frau öffnete die Tür. Sie war klein, hatte zerzauste braune Haare, von denen ein großer Teil angegraut war. Ihr Gesichtsausdruck war friedfertig. Sie war das typische niedliche Mütterchen. Die Frau sah Steve nun mit ihren strahlenden Augen überrascht an und fragte: »Hat Alfredo wieder vergessen zu Tanken und ist auf dem Interstate gestrandet?« Steve hatte keine Ahnung, wer genau Alfredo war aber vermutlich sprach sie von ihrem Mann.

Er räusperte sich kurz und sagte: »Sie sind Mrs. Baker?« Die Frau begann nun zu lächeln und beteuerte: »Genau Officer, die bin ich. Darf ich Ihnen einen Tee anbieten? Es ist doch so schrecklich kalt draußen!« Steve überlegte für einige Augenblicke ob er tatsächlich eintreten sollte. Je nachdem wer ihn hier erwartet hätte, wäre er vermutlich sowieso nicht umhin gekommen sich kurz in der Wohnung umzusehen. Doch die Dame, die ihm geöffnet hatte wirkte viel zu herzlich. »Mrs. Baker ich würde wirklich gerne, aber eigentlich wollte ich nur wissen ob Ihre Tochter Paula zu Hause ist.« Die Frau trat einige Schritte zurück und legte dabei die Stirn in Falten. Erst vermutete Steve er wäre mal wieder unhöflich gewesen ohne es zu merken, doch dann hellte sich das Gesicht der Dame auf und sie erwiderte: »Meine Tochter weilt leider schon seit fast zwanzig Jahren nicht mehr unter uns, Officer.« Steve öffnete gerade den Mund um der Dame sein Beileid auszusprechen, doch redete sie dann in melancholischen Tonfall sofort weiter: »Sie war bei ihrem Ehemann im Krankenhaus. Er hatte nur eine Blinddarmoperation und dann fand man sie in der nächsten Nacht beide. Ihre Herzen«, – sie stockte – »hatten einfach zu schlagen aufgehört. Eine schreckliche Tragödie, wissen Sie?«

Steve atmete tief ein und erwiderte dann: »Das tut mir wirklich ausgesprochen leid, Mrs. Baker. Das hört sich nach einem sehr tragischen Ereignis an. Ich bin hier um Sie nach einer Paula Baker zu fragen.« Der Gesichtsausdruck auf dem Gesicht der Frau festigte sich wieder etwas und sie erwiderte leise: »Paula?« Ihr Mund begann leicht zu beben und eine Sorgenfalte bildete sich unterhalb ihrer dunklen Augen.

»Ist ihr etwas zugestoßen?« Steve fuhr sich mit der Hand über den weichen Ärmel seiner Uniform und antwortete dann: »Wir haben vor etwa einer Stunde einen Anruf erhalten, den mein Kollege nicht sehr ernst genommen hat. Er hat ihn nur nebenbei erwähnt, doch ich wollte der Sache doch lieber nachgehen und die Adresse, die das Mädchen meinem Kollegen gegeben hat, war diese hier. Der Name der Anruferin war Lisa Mason.« Steve brauchte nicht viel Menschenkenntnis um zu erkennen, dass der Frau beide Namen geläufig waren.

»Paula lebt seit dem Tod ihrer Eltern bei mir, Officer. Lisa ist ihre beste Freundin. Sie kennen sich schon seit dem Anfang der Highschool.« Steve war also doch nicht falsch hier. Er fragte hoffnungsvoll: »Kann ich denn einmal mit ihr sprechen?« Die Frau schüttelte traurig den Kopf. »Das wird leider nicht möglich sein. Sie ist nicht hier. Ich glaubte sie bei einer Freundin zum

Lernen.« Die Dame sah nun so besorgt aus, dass Steve inständig hoffte ihr Ehemann würde bald nach Hause kommen.

»Mrs. Baker, ich werde mich jetzt auf den Weg nach Lexington machen und dort versuchen die Freundin ihrer Enkelin ausfindig zu machen. Die Angelegenheit wird sich mit Sicherheit bald aufklären. Es besteht also noch kein Grund zur Sorge.« Mrs. Baker schien den Satz nicht verstanden zu haben, sondern starrte durch Steve hinweg, als sei er aus Glas. Er war kein sonderlich sentimentaler Mensch und somit wusste er nicht, was er sonst noch sagen sollte. Dennoch fiel es ihm schwer sie nun allein lassen zu müssen.

Also fügte er beruhigend hinzu: »Ich werde Sie sofort informieren, falls es etwas Neues von einem der beiden Mädchen gibt. Aber ich muss Sie jetzt leider allein lassen.« Die Frau schwieg und Steve wollte gerade bestärken, er müsste jetzt wirklich los, als sie leise murmelte: »Ich habe bereits meine Tochter verloren. Bitte bringen Sie mir meine Paula gesund zurück.« Steve wusste nicht so richtig, was er noch sagen sollte. Er trat einen etwas unbeholfenen Schritt zurück und versicherte ihr: »Es wird mit Sicherheit alles gut werden, Mrs Baker. Wir melden uns bei Ihnen.« Er drehte sich um und stieg das kleine Treppchen herunter. Es brach ihm das Herz die kleine Frau nun allein lassen zu müssen. Er winkte ihr beim Öffnen des Gartentores noch einmal zu. Sie bemerkte es nicht.

\*

Er sah wie hypnotisiert auf die Fahrbahn und beobachtete, wie einige große Regentropfen auf die Windschutzscheibe platschten. Große Kleckse entstanden an vereinzelt Stellen und flossen im Fahrtwind in zitternden Wasserbächen nach oben. Als Steve gerade auf den Interstate abbiegen wollte, kam ihm der Gedanke, dass seine heutige Streife eigentlich über den Highway 37 verlief. Er wendete und machte sich in die umgekehrte Richtung auf den Weg. Als der Schein seines Autos ein fast vergessenes Schild erhellte auf dem zu Lesen war *Hwy 37- Lexington*, blinkte er rechts. Er gähnte und sah auf seine Uhr. Seine Schicht war in einer knappen Stunde zu Ende.

»Das schaff ich noch«, murmelte er. Der Regen war inzwischen so stark, dass Steve die Scheibewischer einschalten musste. Er beobachtete, wie sie in regelmäßigen Abständen die verschwommene Sicht in klare Umrisse verwandelten. Er griff zu seinem Funkgerät um seine Kollegen zu informieren wo er war. Dann schaltete er das Radio ein. Der Regen wurde nun immer stärker und schon nach kurzer Zeit stoben ihm auf der Kühlerhaube des Wagens Wasserwolken entgegen, die vom Wind durch die Dunkelheit getragen wurde. Er nahm den Fuß vom Gas und der Geschwindigkeitsmesser fiel auf vierzig Meilen zurück.

»Sauwetter«, murmelte er und drehte das Radio etwas lauter, was inzwischen komplett vom Regen übertönt worden war. Plötzlich stieg Steve mit voller Wucht auf die Bremse. Die Reifen seines Wagens quietschten und die Gefahrenleuchte für Nässe begann energisch zu flackern. Der Polizeiwagen rutschte kreischend über die Straße und brach am Heck auf die Gegenseite aus. Ein beißender Gestank nach abgeschliffener Kupplung stieg in seine Nase, während er mit aufgerissenen Augen betrachtete, wie das Hindernis auf der Straße aus seinem Blickfeld gerissen wurde. Der Wagen stellte sich quer und schleuderte ihn nach rechts. Der Gurt blockierte und sein massiger Körper wurde für einen kurzen Moment in der Schwebe gehalten. Dann fiel er zurück und stieß sich schmerzhaft am Getriebehebel. Er hielt für einige Sekunden die Luft an. Dann schlug er mit aller Wucht die Hände aufs Lenkrad. »Grundgütiger!«

Als er sich langsam wieder beruhigt hatte, spähte er vorsichtig aus dem rechten Seitenfenster. Er legte zitternd den Schalthebel in Rückwärtsstellung und gab vorsichtig Gas. Der Regen hatte inzwischen etwas nachgelassen und als Steve das Blaulicht des Wagens einschaltete, tanzten im Wald orange-blaue Schatten. Die feinen Regentropfen in der Luft schimmerten nun wie bunter Nebel und streuten sich über den schwarzen Asphalt der Fahrbahn. Erst jetzt begann Steve nach dem Ausschau zu halten, was ihn so erschrocken hatte.

»Welcher Idiot hat seinen Drehstuhl loswerden wollen?«, grunzte er verärgert und stieg aus dem Wagen. Von draußen schlug ihm eine unangenehm kalte Atmosphäre entgegen und er ging verärgert auf das Hindernis zu. Er bückte sich und fischte einen durchweichten Pullover von der Straße. Er wollte sich gerade zu seinem Wagen umdrehen, als er plötzlich innehielt. Etwa zwei Meter neben

ihm lag ein schwächtiger Körper auf der Straße. Steve ließ den rechten Arm sinken und der Pullover klatschte zurück auf die Straße.

»Oh mein - ! Ach du liebe Zeit.« Er schlug die Hände vors Gesicht und hastete auf die Gestalt zu. Es war ein Mädchen und ihre langen Haare ergossen sich wie schmutzige Fäden über den Asphalt. Sie war kreidebleich und ihre Kleidung war dreckig und absolut durchnässt.

»Du meine Güte«, stöhnte er und kniete sich neben sie. Seine Hand fuhr hastig über ihren Hals und suchte nach der Schlagader, doch konnte er ihren Puls nicht finden. Panisch packte er den schmalen Körper unter Armen und Kniekehlen und hob das Mädchen von der schwarzen Fahrbahn. Dann trug er sie schockiert zu seinem Streifenwagen, hockte sich kurz vor die Seitentür und legte sie behutsam auf die Rückbank. *'Sie muss noch am Leben sein. Sie darf nicht tot sein'*, rasten seine Gedanken. Er schloss die Tür seines Wagens und stürzte um das Auto herum zur Beifahrertür. Er öffnete sie und klappte den Sitz nach hinten. Dann startete er den Wagen und schaltete die Heizung an.

*„Ich muss sie so warm es geht halten. Der Kofferraum!“*, befahl er sich und er spurtete zum Heck des Wagens. Er riss den Kofferraumdeckel auf und kramte in seinem Inneren wild umher. Als seine Finger etwas Weiches zu fassen bekamen, zog er eine schwere Wolldecke heraus. Sofort war er zurück und hüllte sie hinein. Dann setzte er sich hinters Steuer und tastete von vorne erneut nach ihrem Puls, wobei er nicht genau wusste, wo genau er suchen sollte. Seine Finger rasten über ihre glitschige Haut. Doch irgendwo auf der rechten Seite unterhalb ihres Kieferknochens konnte er ein leichtes Pochen fühlen. Steve drehte sich um und fuhr sich mit den Händen durch den feuchten Haarschopf.

»*Gott sei Dank, Gott sei Dank!*«, stieß er hervor während er zur Wagendecke emporblickte. Dann nahm er das Funkgerät aus der Fassung und rief die Polizeistation in Lexington. Sein Kollege Ben meldete sich und noch während er sprach unterbrach Steve in.

»Ben, hier ist Steve! Ich habe ein fast erfrorenes Mädchen auf der 37 gefunden. Hundertzwanzigste Meile in einem Waldgebiet. Ich werde mich so schnell es geht auf den Weg nach Lexington machen, aber du musst sofort einen Krankenwagen kommen lassen. Sie lebt, ist aber bewusstlos. Ende.« Er bekam eine kurze Rückmeldung von Ben, doch hörte er es schon gar nicht mehr. Er riss den Schalthebel in N-Stellung und drückte das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Die Reifen quietschten und der Polizeiwagen raste mit Blaulicht Richtung Lexington davon. Kurze Zeit später lag der Drehstuhl wieder im Schatten der Nacht.

\*

Steve hatte am Waldrand das Blitzen roter Lichter wahrgenommen. Der Krankenwagen blieb als er das Blaulicht erkannte stehen und zwei Männer sprangen aus dem hinteren Teil. Bevor sie Paula jedoch aus dem Wagen zogen, hörte Steve, wie sie hinter ihm leise wimmerte.

»Kleine, kannst du mich hören? Ich bin Polizist und du bist jetzt in Sicherheit.« Er stieg aus dem Wagen und öffnete die Seitentür. Das Mädchen öffnete die Augen und Steve fragte: »Kannst du mich hören? Wie ist dein Name?« Er kam mit seinem Kopf etwas näher und hörte, dass das Mädchen stockend den Versuch unternahm etwas zu sagen. Sie schluckte schwach, doch dann hörte er plötzlich ein schwaches Flüstern.

»Paul- Paula Baker. Sie haben Lisa. Nach -dustriegebiet.« Sie schloss ihre Augen und Steve nickte.

»Es wird alles gut. Ich werde deine Freundin finden. Du bist in Sicherheit. Du wirst ins Krankenhaus gebracht.« Die zwei Sanitäter waren inzwischen mit einer Trage am Polizeiwagen angekommen und halfen Steve dabei Paula vorsichtig heraus zu heben. Als er vier Minuten später den rot-blitzenden Lichtern nachsah, spürte er Aufregung in seinem Magen. Er stieg in den Wagen und machte sich auf den Weg Richtung Industriegebiet. Seine Streife war noch nicht vorbei.

Felix beobachtete wie einer der beiden Männer Lisa auf den Boden schubste. Seine Blicke rasten immer wieder zur Armbanduhr, doch wagte er nicht sich zu rühren. Die Zeit würde ihm davon laufen, wenn er nicht innerhalb der nächsten Minuten etwas unternahm. Er wusste zwar nicht genau ob sein Experiment funktionierte, doch wenn Phils Sprengsatz funktionierte, durfte er nicht einfach hier sitzen bleiben. Er war nicht sicher, wie stark die Explosion sein würde, doch wollte er am Ende nicht für das Leben von drei Menschen verantwortlich sein. Erst recht nicht wenn ein Mädchen seines Alters dabei war. Doch warnen konnte er sie auch nicht, denn mindestens einer der Männer war bewaffnet. Es musste sich also um ein Verbrechen handeln und man würde ihn vermutlich nicht besser behandeln als das Mädchen. Vermutlich würde er selbst noch Opfer der Explosion, wenn er versuchte die anderen zu warnen. Er kauerte sich hinter der dicken Holzplatte zusammen. Sein Herz hämmerte fast schmerzhaft in seiner Brust. Dann blickte er sich lautlos nach links und rechts um, ob es etwas gab, was ihm helfen konnte. Vielleicht einen Gegenstand, der als Waffe oder Ablenkung dienen konnte. Unten hörte er, wie einer der Männer das Mädchen zu den Kisten an die Südseite des Gebäudes zerrte und sie dort mit Handschellen an einer schmalen Gasleitung ankettete. In diesem Moment fiel sein Blick auf etwas, was etwa drei Meter vor ihm im Schatten lag. Es war ein verrosteter Gegenstand. Er blickte angestrengt in die Dunkelheit. Vermutlich war es ein schwerer Schraubenschlüssel.

'*Ich muss an dieses Ding herankommen*', dachte er und begann so leise wie möglich über den schmutzigen Boden zu robben. Leider hörte die schützende Verkleidung etwa einen Meter vor dem Werkzeug auf. Dennoch hatten ihm in diesem Moment beide den Rücken zugekehrt. Felix nutzte das aus und bewegte sich etwas schneller über den Eisenboden. Dennoch fuhr er bei jeder seiner Bewegungen zusammen. Zudem schossen durch seinen Kopf hoffnungslose Gedanken, denn selbst wenn er den Schraubenschlüssel zu fassen bekam, bevor einer der Verbrecher ihn bemerkte, würde er nur einen von ihnen treffen können. Doch er trotzte seinem Verstand und bewegte sich fast lautlos immer näher an sein Ziel. Mit einem Mal hörte er unter sich einen der Männer sagen: »Okay Johan, ich werde nun draußen kurz auf unseren Freund warten. Er kommt mit einem Pickup und hat ein bisschen Ausrüstung dabei. Und du passt in der Zeit auf die Kleine auf, verstanden? Hier hast du meine Waffe. Doch sauber machen musst du gleich trotzdem noch.« Felix konnte nun hören, wie der Mann unter ihm durch die Eisentür wieder in die Nacht verschwand. Das war seine Chance, denn beim quietschenden Geräusch der Tür macht er einen großen Schritt Richtung Schraubenschlüssel. Er zögerte kurz und blickte dann nach unten, wo Johan ihm immer noch den Rücken zugekehrt stand. Dann ertastete er kurz die ungefähre Größe des Schlüssels und packte ihn dann so rasch er konnte. Es gab einen schabenden Laut und Johan fuhr herum.

»Wer war das?« Felix konnte nun erkennen, wie die Augen des Jungen versuchten die Finsternis oberhalb der Empore zu durchdringen. Als dieser plötzlich innehielt, wusste Felix, dass er ihn entdeckt haben musste. Er erhob so schnell er konnte den Schraubenschlüssel und schleuderte ihn dann mit aller Kraft in die Richtung seines Gegners. Dieser griff in derselben Zeit nach seiner Waffe und sprang nach hinten. Dennoch traf der rotierende Schlüssel ihn mit einem dumpfen Ton hart an der Brust.

»Mist!«, kreischte Felix. Dennoch stöhnte Johan gequält und rieb sich nach vorne geneigt die schwächliche Brust. Die Waffe war in seiner rechten Hand sinnlos in eine unbedeutende Richtung gerichtet. Felix spurtete nun auf die Eisentreppe zu und raste sie so schnell es ging herunter. Auf dem Weg nach unten stolperte er und klammerte sich während des Sturzes am Metallgeländer fest. Er prellte sich das Knie an einer der Stufen und ein betäubender Schmerz donnerte durch sein linkes Bein. Er schrie auf und hörte, wie der Verbrecher vor ihm immer noch mit dem Atem rang und laut fluchte. Felix stolperte dem Schmerz trotzend auf ihn zu und trat ihm in den Bauch. Der Junge richtete sich auf und schrie: »Dafür wirst du bezahlen!« Felix packte die Schaufel, die auf dem Boden lag. Es gab einen schabenden Laut und er holte zum Schlag aus. Johan richtete seine Waffe nun genau auf ihn und schrie: »*Keine verfluchte Bewegung!*« Doch Felix war viel zu entschlossen um darauf noch reagieren zu können. Er ließ den Spaten durch die Luft sausen und traf den Mann an der Stirn. Es gab ein dumpfes Geräusch und der Kopf des Verbrechers wurde nach links



geschleudert. Er ließ mit verblüffter Miene die Waffe sinken und taumelte nach hinten. Dort fiel er nach zwei wackeligen Schritten auf den Rücken und die Pistole glitt ihm aus der Hand. Felix verlor keine Sekunde und sein Blick huschte zur Armbanduhr. Es waren zwei nach sieben, doch jetzt konnte er von draußen den anderen der Verbrecher rufen hören.

»Was zum Geier ist da drin los, Johan?« Felix hastete nun auf den bewegungslosen Mann zu und nahm seine Waffe an sich. Er hatte noch niemals eine echte Pistole in der Hand gehalten und war verblüfft, wie schwer und kühl sich das Metall anfühlte. Dann rannte er zu Lisa, die von der Gasleitung her das ganze Schauspiel mit verwirrter Miene beobachtet hatte.

»Wir müssen hier weg. Hier wird uns gleich alles um die Ohren fliegen!«, schrie Felix sie an und rampte die Waffe in seine linke Hosentasche. Er packte den Spaten, der nun an eine der Kisten gelehnt war. Dann schlug er mit all seiner Kraft gegen das obere Ende der Gasleitung, neben der Lisa verständnislos kauerte. Doch das Metall gab nicht nach. Ihm kam eine zweite Idee und er steckte die Schaufelkelle zwischen Wand und Eisenstange. Dann drückte er mit aller Kraft gegen den harten Holzstil und gab dabei einen stöhnenden Laut von sich. Er schrie auf und warf sich dann ein weiteres Mal dagegen. Überraschend leicht zerbarst die Leitung plötzlich und Felix riss Lisa auf die Beine. Dann navigierte er blitzschnell die Handschellen bis zum gebrochenen Ende der Leitung und Lisa stieß einen spitzen Schrei aus, als er ihren Arm viel zu stark in die Höhe riss. Es knackte in ihrem Ellenbogen, doch Felix hatte es nun endlich geschafft sie zu befreien. Er schleuderte sie hinter eine der Kisten und rief fast paranoid: »Bleib bloß da liegen, wenn du nicht in Stücke gerissen werden willst!« Lisa fiel auf den Boden, schlug mit dem Kopf auf. In ihrer Stirn schien der Schmerz zu explodieren. Felix sah in diesem Moment, dass der zweite der Männer mit erhobener Waffe in der Metalltür aufgetaucht war und sie auf ihn gerichtet hielt. Sofort schnellte seine Hand zur Hosentasche, wo immer noch Johans Pistole steckte. Der Mann schoss und eine Wolke roten Schmerzes breitete sich in Felix Schulter aus. Die Kugel fraß sich tief in sein Fleisch. Er sah kurz nur noch Sternchen und stolperte nach hinten.

»Ja, du hast richtig gesehen. Ich habe noch eine zweite Waffe«, brüllte der Mann und gab einen zweiten Schuss ab. Die Holzkiste wurde getroffen. Holzsplitter stoben in alle Richtungen. Dann begann Felix panisch mit den Beinen über den Hallenboden zu strampeln und stützte sich dabei mit dem linken Arm auf dem Boden ab. Instinktiv griff Lisa nach Felix und zog ihn ohne viel nachzudenken mit aller Kraft hinter die Kiste.

»Worin besteht genau die Logik in eurer Handlung? Ihr seid hinter dieser Kiste gefangen wie ein Hund in seinem Zwinger«, sagte der Mann und in seiner Stimme lag nun wieder fast derselbe ruhige Tonfall wie zuvor. Er ließ seinen Blick gleichgültig über den Betonboden der Halle schweifen und hielt bei Johans Körper kurz inne. Dann schüttelte er kaum merklich den Kopf und seine Augen huschten über die Stelle der Kiste, hinter der seine zwei Opfer saßen.

»Es gibt keine Chance mehr für euch. Masontochter, wenn du jetzt herauskommst, erschieße ich deinen Retter nicht.« Felix sah vorsichtig zu Lisa herüber und schüttelte mit überzeugender Miene den Kopf. Dann biss er die Zähne zusammen und packte die Waffe, welche immer noch mit dem Lauf in seiner Tasche steckte. Er zog sie heraus und richtete den Lauf in die Richtung ihres Versteckes, wo jeden Moment der Verbrecher auftauchen musste. Doch der Schmerz in seiner linken Schulter hatte sich inzwischen in seinem ganzen Rücken verbreitet und Lisa flüsterte neben ihm: »Nein. Gib sie mir. Ich werde auf ihn schießen. Er ist für das Leben meiner besten Freundin verantwortlich.« Sie schluckte bei diesen Worten, doch ihr Flüstern klang überraschend überzeugt. Er nickte langsam und Lisa nahm ihm die Waffe aus der Hand. Felix rutschte ein Stück nach hinten und Lisa beobachtete angespannt die Stelle, an der der Mann jeden Moment auftauchen musste. Die Schritte des Verbrechers waren als leises Geräusch auf dem Betonboden zu hören und er war schon sehr nah.

»Masontochter, wenn du mich wütend machst ist das eine Sache, aber wenn du *Ihn* wütend machst, bist du tot.« Beim diesem Satz lief ihr ein kalter Schauer über den Rücken. Auf einmal sprang der Mann in Lisas Blickfeld und richtete den Lauf seiner Waffe auf Felix Kopf, der blinzeln und zusammengekauert hinter ihr saß.

»Dein Befreier bekommt eine Kugel ins Gesicht, wenn du nicht auf der Stelle die Waffe fallen lässt.

Das ist eine Tatsache, Masontochter!« Lisa presste die Lippen zusammen und die Waffe in ihren Händen begann zu beben.

»Lass die Waffe fallen. Bei *Drei*. Oder dein Freund stirbt!« Die grauen Augen des Mannes trafen sich für Sekundenbruchteile mit Lisas und er sagte langsam: »*Eins*«. Lisa ließ den Lauf langsam sinken. »Leg sie auf den Boden, Lisa. *Zwei*.« Lisa legte die Waffe vor sich auf den Boden.

»Okay, das wars!«, sagte er und griff nach Johans Waffe. In seinen Augen flackerte ein gnadenloser Schein auf und er umfasste das Metall der Waffe mit einer grotesken Miene noch etwas fester. Sein Blick war konzentriert in das Versteck hinter der Kiste gerichtet und Lisa schrillte auf bevor der Schuss fiel. In diesem Moment explodierte die Zentrifuge. Der Mann wurde, wie von einer unsichtbaren Macht gegen die Hallenwand geschleudert und schlug dort mit dem Hinterkopf auf. Der Schuss seiner Waffe löste sich etwas zu spät und durchschlug die Kistenwand nur wenige Zentimeter neben Felix Kopf. Die winzigen Scheiben der Halle zersplitterten und verwandelten sich in einen Glashagel, der durch die ungeheure Detonation auf die gesamte Halle niederprasselte. Zwei Stahlstücke der vorderen Zentrifugenwand flogen auf das Geländer der Empore zu, wo Felix noch vor wenigen Minuten gesessen hatte. Sie durchschlugen die dicken Holzplanken und große Brocken Beton wurden aus der Hallenwand geschlagen. Die Druckwelle riss das gigantische Bohrgestell inmitten der Miniaturstadt um. Es donnerte auf den Hallenboden. Der Kühlschrank wurde zerfetzt und die vordere Tür flog etwa dreißig Meter Richtung Südseite der Halle. Der Wäschetrockner durchschlug eine morsche Trennwand und zertrümmerte zwei Träger des großen Metallregales, an der Ostseite des Gebäudes. Die Zentrifuge spie brennende Kunststoffackeln in alle Richtungen und kippte von dem Kühlerblock. Dann stürzte das Regal mit einem ohrenbetäubenden Scheppern zusammen und Felix presste so feste er konnte die Handflächen auf seine Ohren. Zum Abschluss dröhnte ein tiefes Rauschen durch das gesammte Bauwerk und ließ eine brennende Zentrifugenruine zurück, in deren Inneren der weiche Kunststoffsand gelb loderte und die Halle mit schwarzem Qualm füllte.

\*

Für einige Augenblicke war es totenstill. Ihre Ohren fühlten sich seltsam taub an. Nur ihr leises Atmen war zu hören. Sie waren dem Tod gerade so von der Schippe gesprungen. Nachdem etwa eine Minute vergangen war, strich Lisa sich ihre braunen Strähnen hinter die Ohren und stöhnte leise auf. Ihr Schädel dröhnte noch immer vom Aufprall und ihr Kiefer fühlte sich seltsam locker an. Sie betastete vorsichtig mit der linken Hand ihr Gesicht und zuckte leicht zurück als ihre Finger die Verletzung am Kinn berührten. Dann betrachtete sie Felix, der leise atmend an die Wand der Halle gelehnt war. Sein Hemd war an der Schulter von Blut durchnässt und auf seiner Stirn standen kalte Schweißperlen. Lisa musste keine Krankenschwester sein um zu sehen, dass es ihn schlimmer erwischt hatte. Viel schlimmer.

Sie schluckte und fragte: »Du bist also keiner von *denen*?« Felix bewegte seinen Kopf langsam in ihre Richtung. Sein Gesicht war verschmiert und seine dunklen Haare standen in alle möglichen Richtungen ab.

»Nein« Er zwang sich zu einem Lächeln, verzog dann jedoch den Mund, als er den Schmerz in seinem Rücken spürte.

»Das tut so unglaublich weh. Hilf mir.« Lisa wusste nicht genau, wie sie ihrem Retter helfen sollte, denn sie konnte auch keinen Arzt herbeizaubern. Dennoch kniete sie sich jetzt neben ihn und zog den Ärmel seines Hemdes ein Stück nach oben. Unterhalb des Schlüsselbeines befand sich die Wunde. Sie war überraschend klein, doch trotzdem wurde Lisa kurz schwarz vor Augen, als sie sie sah. Sie zog Felix Hemdärmel sofort wieder herunter, denn sie wollte auf keinem Fall, dass er selbst den Einschuss sah. Vermutlich würde er in Panik ausbrechen, wenn das nicht schon längst geschehen war.

»Ich heiße Lisa. Wir müssen hier so schnell es geht weg, bevor dieser Komplize hier auftaucht. Wir sollten bei einem der Männer nach den Wagenschlüsseln suchen und ich fahre dich sofort in ein Krankenhaus.« Felix schüttelte den Kopf und sagte mit ersticker Stimme: »Nicht nötig, nicht nötig. Ich habe einen Wagen hier. Die Schlüssel sind in meinem Rucksack. Er müsste noch irgendwo da

oben auf der Empore liegen. Zumindest dann, wenn er nicht von der Explosion unbrauchbar gemacht worden ist. Wenn ihr nicht gekommen wärt, hätte mich die Explosion vermutlich umgebracht.« Den letzten Satz sagte er ohne jeglichen Ton der Ironie und Lisa wurde erst jetzt bewusst, dass die Situation gar nicht so schlimm für die beiden aussah. Sie hievte sich auf die Beine und kletterte hinter der Kiste hervor. Der Mann, der Felix fast erschossen hätte, lag bewegungslos an die Betonwand der Halle gelehnt. Aus dem linken Ärmel seiner Jacke sickerte in kleinen Tropfen rotes Blut. Man konnte nicht erkennen, ob er noch am Leben war. Sein Sohn lag immer noch wo Felix ihn niedergeschlagen hatte auf dem Boden. Sie lief hastig bis zu der Metalltreppe und suchte oben nach Felix Rucksack. Hinter der Holzwand fand sie ihn schließlich im flackernden Licht des Feuers liegen. Sie nahm ihn und brachte ihn zurück zu ihrem Retter. Sie wühlte kurz darin und fand die Schlüssel im vorderen Fach.

»Okay, ich habe sie. Worauf warten wir noch? Du musst jetzt aufstehen. Ich werde dir helfen.« Sie sah Felix dankbar an, denn langsam dämmerte ihr, was er soeben für sie riskiert hatte. Sie hielt ihm die Hand entgegen und fragte: »Wie heißt du eigentlich?« Felix ergriff vorsichtig ihre Hand und sagte dann: »Felix«

Die Tür des Raumes war nur angelehnt. Tony ließ seinen Blick umher schweifen und suchte nach etwas, womit er sie am besten verbarrikadieren konnte. In der unteren Etage wäre das ein leichtes Spiel gewesen, doch dieses Zimmer war anders. Als er es entdeckt hatte war er für kurze Zeit so überrascht gewesen, dass Bobbys Ruf erst viel später in sein Bewusstsein drang. Es war hell mit Leuchtstoffröhren erleuchtet. Der Boden war weiß gekachelt und machte einen sterilen Eindruck. In der linken Ecke stand ein schwerer Abzug unter dem ein Teller befestigt war auf dem etwas in einem neonfarbenen Orange leuchtete. Es glänzte wie geschmolzene Knete. An der linken Wand standen weiße Schränke auf einer Arbeitsplatte derselben Farbe. Hinter ihren Glastüren waren zahlreiche Steilbrustflaschen aus Braunglas einsortiert worden, deren Etiketten alle sorgfältig beschriftet waren. Auf der linken Seite der Arbeitsplatte thronte eine Vorrichtung aus über einem Dutzend Röhrchen, die in Destilatkolben verschiedener Größe mündeten. Daneben lag eine auf die Seite gefallene Kunststoffdose aus deren Hals sich Tabletten über die gesamte Arbeitsfläche ergossen. Tony schluckte. Es gab hier nichts, was er zum Schutz vor die Tür schieben konnte. Sein Blick schweifte über einen schmalen Tisch auf der rechten Seite. Auf ihm waren schmale Terrarien aufgereiht. In den meisten davon lagen tote Ratten, doch in mindestens einem lebten die Tiere noch, obwohl sie sich merkwürdig träge bewegten. Jedes Terrarium war sorgfältig mit Etiketten in spanischer Sprache beschriftet. Doch obwohl Tony einige Jahre Spanisch in der Highschool gelernt hatte, verstand er die meisten Wörter nicht. Doch alles das half ihm jetzt sowieso nichts mehr. Der Hund befand sich inzwischen in der oberen Etage und es lief ihm kalt den Rücken hinunter als er das näherkommende Kratzen der großen Pfoten hörte. Von unten ertönte erneut die Stimme des Mannes, doch konnte Tony dieses Mal nicht verstehen was er sagte. Es schien eine andere Sprache zu sein. Sie klang hart, mit merkwürdigen Zischlauten und machte den Hund scheinbar sogar noch aggressiver. Viel schneller als erwartet stieß er mit der Schnauze die Tür auf und betrachtete Tony in geneigter Kampfhaltung. Er starrte das Tier für einige Augenblicke an. Der Hund war kleiner als erwartet, doch trotzdem sehr kräftig. Seine Nackenmuskeln bebten bei jedem Atemzug. Tony hätte ihn für einen Bullterrier gehalten, doch die Schnauze dieses Hundes lief viel zu spitz zu. Vermutlich irgendeine Züchtung. Er begann jetzt zu kleffern. In seinen zu Schlitzen verengten Augen funkelte der blanke Wahnsinn. Der Stummelschwanz bewegte sich langsam von links nach rechts und das grau gescheckte Fell bebte unter der Anspannung des bulligen Körpers. Tony tat einen Satz zur Seite, doch das war ein Fehler. Der Hund reagierte blitzschnell und schoss auf ihn zu. Tonys wilder Blick fuhr verzweifelt über die Arbeitsplatte, doch es gab nichts womit er sich hätte verteidigen können. In diesem Moment kniff er die Augen zusammen und schleuderte die gesamte Glasapparatur von der Arbeitsplatte dem Hund entgegen. Zwei große Glaszylinder zerbarsten mit einem Knall auf den Kacheln. Ein dritter traf den Hund an der Schläfe. Eine klare Flüssigkeit überströmte das zerzauste Fell, doch schien es dem Biest nichts auszumachen. Er startete einen weiteren Angriff und Tony sprang mit einem panischen Schrei auf die Arbeitsfläche. Die Spanplatte gab unter seinem Gewicht etwas nach und für eine schreckliche Sekunde glaubte Tony sie würde brechen. Doch sie schwankte nur bedrohlich hin und her. Der Hund verbiss sich für eine kurze Zeit in dem berstenden Holz und riss ein großes Stück mit dem Maul heraus. Er kläffte wütend und sprang nach Tonys rechtem Bein. *'Warum taucht der Besitzer nicht auf und pfeift dieses Untier zurück?'*, schoss es ihm durch den Kopf, doch der Hund schien neue Anweisungen in der fremden Sprache zu erhalten. Tony trat um sich, doch nützte auch das nicht viel, denn schnell versank einer der Reißzähne in seinem linken Schuh. Tony schrie jetzt so laut er konnte. Seine Arme ruderten unkoordiniert durch die Luft. Er drohte auf den Boden zu stürzen. Seine Gedanken rasten. *Nicht das Gleichgewicht verlieren. Bloß jetzt nicht das Gleichgewicht verlieren!* Der Hund riss erneut an seinem Fuß und verbiss sich noch fester darin. Blut quoll aus dem Loch, das der Eckzahn in seinen Fuß gestanzt hatte und Tony sah für einige Momente Sternchen. Dann hörte er von unten einen verzweiferten Schrei. Ein Schlag folgte. Jemand rannte die Treppe hinauf. In diesem Moment rutschte er aus und verlor das Gleichgewicht. Er stürzte seitlich von der Spanplatte und schlug mit der Hüfte auf der vorderen Kante auf. Die gesamte Arbeitsfläche stürzte jetzt in sich zusammen und er landete in einem Meer aus Scherben und Flüssigkeit. Ein widerlicher Gestank stieg in seine Nase.

Er blickte verzweifelt nach oben. In seinem Blickfeld tauchte der Hund auf, der seinen Fuß jetzt losließ und mit gefletschten Zähnen auf ihn zukam. Er versuchte sich panisch aufzurichten, doch ein stechender Schmerz in seiner Hüfte ließ ihn zurück auf den Boden sinken. Er fuhr herum und versuchte den Träger eines Regales zu erreichen. Sein einziges Ziel war es zu überleben. Sein Hirn hatte einen verzweifelten Notfallplan aufgestellt. Wenn er das Regal zum Einsturz brachte, begrub es das Vieh vielleicht unter seinen Trümmern. Er hörte jetzt schnelle Schritte die Treppe hinaufkommen. Tony umklammerte den Regalträger, biss die Zähne zusammen und zerrte mit aller Kraft daran. Es tat sich nichts. Der Hund kläffte und sprang auf seinen Arm zu. Er zog ihn zur Seite. Das Ende war gekommen. Tränen schossen ihm in die Augen. Er blickte verzweifelt zu den grellen Leuchtstoffröhren hinauf. Im Augenwinkel konnte er sehen, wie jemand im Türrahmen auftauchte. Es war Bobby. Ihre Augen funkelten als stände sie ihrem ärgsten Feind gegenüber. Ihre Brille war zerfetzt worden und nur einer der Bügel baumelte nutzlos in ihrem blonden Haar. Sie hielt einen Spaten in der rechten Hand. Ihre Finger waren entschlossen um den Schaft gekrallt. Der Hund bemerkte sie sofort. Sie stürmte auf ihn los. Sie erhob den Spaten wie ein Alliiertes das Sturmgewehr. Kurz darauf zerschnitt die verrostete Kelle die Luft. Es gab einen erstaunlich dumpfen Schlag als der Stahlkopf den Hund zwischen den Ohren traf. Die Beine des Tieres gaben nach und der Hinterteil sackte zusammen. Bobby erhob den Spaten erneut und wollte ihm einen zweiten Schlag verpassen. Doch sie überlegte es sich anders. Sie stolperte rücklings gegen die Tür. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Der Spaten schlug mit einem gellenden Scheppern auf die Kacheln. Tony keuchte noch immer. Noch nie hatte er solche Erleichterung verspürt. Sie durchflutete seinen Körper wie ein heller Strom und sein rasendes Herz beruhigte sich langsam. Bobby ließ sich fassungslos gegen einen der Blechschränke fallen und sank langsam zu Boden. Man konnte förmlich hören, wie der letzte Adrenalinstoß durch ihre Venen gepumpt wurde. Dann herrschte für kurze Zeit Stille.

\*

Tonys Atem beruhigte sich langsam wieder. Er spürte wie seine Glieder immer schwerer wurden und alles verblasste. Kurz bevor er wegnickte, hörte er die Stimme seiner Schwester: »Tony, aufwachen!« Er öffnete die Augen und blickte zu ihr hinauf. Sie hatte die Brille wieder aufgesetzt und versuchte ihn auf die Beine zu zerrn. Schließlich brachte sie ihn dazu sich hinzusetzen und er blinzelte vom grellen Licht geblendet auf den Boden. Sein Fuß blutete noch immer. Er hatte eine rote Schmierspür auf den weißen Kacheln hinterlassen. Doch auch die Scherben um ihn herum glänzen rötlich. Ihm wurde übel. Das war alles *sein* eigenes Blut. Er musterte die Umgebung und sein Blick blieb schließlich an dem Hund hängen, der alle Viere von sich gestreckt auf dem Boden lag. Sein Maul war nur einen Spalt geöffnet. Tony erkannte weiß Schimmernd den Reißzahn, der ihm kurz zuvor beinahe den Fuß abgerissen hatte.

»Meinst du er ist tot?«, fragte er. Bobby runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf.

»Ich habe zwar ordentlich zugeschlagen, aber ich glaube die Viecher sind ganz schön zäh. Ich würde sagen wir sperren ihn hier ein.« Tony schien nicht überzeugt.

»Damit er gleich nach dem Aufwachen den Nächsten umbringen kann? Du solltest lieber noch ein paar Mal draufhauen, damit dieses Monstrum auch wirklich tot ist.« Der Blick seiner Schwester verfinsterte sich.

»Du glaubst doch nicht im Ernst, dass der Hund so auf die Welt gekommen ist? Es gibt keine bösen Tiere. Es gibt nur böse Menschen, die die Tiere falsch erziehen.« Tony konnte nicht fassen, wie seine Schwester Mitleid mit diesem Ungeheuer haben konnte.

»Ja, aber wenn sie schon mal falsch erzogen sind, sollten sie nicht leben. Zudem bin ich fest davon überzeugt, dass *dieser* Hund abgrundtief böse ist. Ich habe seine Augen gesehen.« Bobby war überrascht. Ihr Bruder war immer noch so gut im diskutieren, obwohl er vermutlich schon längst die Tollwut hatte. Der Schock saß noch immer in ihren Knochen, doch bevor sie auf sein Argument hätte eingehen können, schien Tony einen viel wichtigeren Einfall zu haben.

»Wo ist der Kerl, der die Bestie hier hochgeschickt hat? Der hat das Vieh nämlich dazu angestachelt mich anzugreifen. Wir sollten uns aus dem Staub machen, solange es noch geht.« Bobby schien den

Mann ebenfalls bis jetzt vergessen zu haben.

»Naja, das ist eine ziemlich merkwürdige Sache gewesen. Als ich ihn bemerkt habe, bin ich zuerst auf die Straße gerannt und habe mich hinter einem Busch versteckt. Doch dort ist mir klar geworden, in welchen Schwierigkeiten du jetzt stecken musst. Als ich das Gekläff gehört habe, konnte ich es nicht mehr länger aushalten und habe mir den Spaten geschnappt, der vor dem Haus im Schlamm steckte. Als ich hineingerannt kam, habe ich den Typen bemerkt. Er stand zwar im Halbdunkel und ich habe ihn nur für den Bruchteil einer Sekunde gesehen, aber ich denke, dass ich ihn sofort wieder erkennen würde. War ein ganz junger Kerl. Vielleicht sogar jünger als wir. Ich weiß es nicht. Aber er hat einen großen Schreck bekommen, als er mich bemerkte und hat sich sofort aus dem Staub gemacht. Ich glaube ich sah auch gefährlich aus mit diesem Spaten in der Hand. Ich bin so schnell ich konnte die Treppe hochgerannt und bin auf halbem Weg nach oben über eine Stufe gestolpert. Ist aber nichts weiter passiert.« Bobby zog ihre Jeans ein Stück nach oben und eine hässliche Prellung kam zum Vorschein.

»Du liebe Zeit, Bobby. Das ist ja geschwollen und leuchtet in allen Regenbogenfarben.«, sagte Tony, obwohl er selbst in diesem Moment aufstöhnte. Der Schmerz in seinem Fuß pochte wiederlich und schien mit jedem Herzschlag stärker zu werden. Bobby zwang sich zu einem Lächeln.

»Ich denke das ist nichts gegen deinen Fuß. Das muss sofort desinfiziert werden. Wir haben keine andere Möglichkeit als die Böschung so weit es geht nach oben zu klettern um Hilfe zu rufen. Vielleicht haben wir da Empfang.« Doch natürlich konnte Tony in diesem Moment nicht im Traum ans Klettern denken. Als er versuchte auf die Beine zu kommen, fuhr ein blendender Schmerz von seiner Hüfte bis ins Steißbein. Er stöhnte und sank zurück auf den Boden.

»Bobby, wenn ich mich bewege habe ich das Gefühl meine Hüfte geht in Flammen auf. Du musst alleine versuchen Hilfe zu holen.« Bobbys Augen huschten wild durch den Raum. Der Hund zuckte jetzt. Sie warf einen flüchtigen Blick auf eine weiße Tafel neben der Tür. Ihr Blick blieb für einen Moment an einer Reihe Formeln hängen, die sie an den Chemieunterricht erinnerten. Neben jeder Formel waren in spanischer Sprache kurze Hinweise gekritzelt. Über der Tafel war ein schmales Schild angebracht. Darauf war in dicken Buchstaben zu lesen: *Alma en Movimiento*. Sie runzelte die Stirn. *Seele in Bewegung*. Was hatte das zu bedeuten? Doch sie hatten keine Zeit mehr. Bobby unternahm einen weiteren Versuch ihren Bruder auf die Beine zu zerren.

»Erstmal musst du hier raus. Dann schließen wir die Tür ab. Das hättest du auch gerade machen können, damit das Vieh erst gar nicht hier herein kommt. Es geht aber nur von außen.« Tony richtete sich ächzend auf. Er hätte sich ohrfeigen können. Wieso war ihm das nicht aufgefallen? Bobby packte ihn nun an beiden Händen und zerrte ihn Richtung Tür. Er schrie auf und stolperte ihr halb aufgerichtet nach. Auf halbem Weg strauchelte er, schlug auf den Boden und seine Finger verkrampften sich. Glas schnitt erneut in seine Haut. Am ganzen Körper drangen die kleinen Splitter in seinen Körper ein. Bobby half ihm erneut auf die Beine. Sie schafften es in den Flur hinaus. Doch bevor sie die Tür endgültig verriegelte, ließ sie ihren Blick für einige Augenblicke noch einmal durch den Raum schweifen.

»Was um alles in der Welt macht dieses Zimmer hier?«, murmelte sie. Doch Tony wusste natürlich auch nicht mehr als sie und sagte: »Gute Frage, aber im Moment gibt es wirklich Wichtigeres. Willst du nun gehen, oder hier Wurzeln schlagen?« Bobby drückte die Tür zu und das Schloss rastete leise ein. Dann ging sie schweigend den schmalen Korridor entlang und spähte die Treppe hinunter.

»Hoffentlich kommt der Typ nicht wieder zurück.« Bei diesem Gedanken wurde Tony ganz flau. Er fühlte sich plötzlich sehr hilflos. Was konnte er tun, wenn dieser Verrückte ihm schon in wenigen Minuten ein Schrotgewehr an die Schläfe hielt? Doch er riss sich zusammen und zeigte diese Angst nicht.

»Ist schon okay, Bobby. Geh nur. Beile dich aber bitte und nimm mein Handy auch gleich mit. Vielleicht hast du mit meinem Netz ja mehr Glück.« Bobby war hin und hergerissen. Verzweifelt startete sie die Treppe hinunter und versuchte einen Plan auszuklügeln, der Tony in Sicherheit brachte und ihnen gleichzeitig die notwendige Hilfe brachte. Sie riss die anderen Türen des

Obergeschosses auf. Doch sie fand nur zerfetzte Rollläden, verschimmelte Matratzen und eine ganze Menge anderen Unrates vor. Einen Raum, den man hätte abschließen können gab es nicht. Das Labor war der einzige und da lag ein unberechenbares Monster drin. Sie ignorierte die Panik, die erneut in ihrem Magen pulsierte und starrte ihren Bruder an. Er sah wirklich ziemlich wehrlos aus.

»Ich bin so schnell es geht wieder zurück« Tony nickte.

»Ist schon okay, Bobby. Jetzt beeile dich.« Sie warf ihm einen letzten besorgten Blick zu. Ihr Knie begann erst jetzt zu schmerzen, doch hatte sie sich glücklicherweise nichts verstaucht. Sie lief langsam die Treppe hinunter, zurück in den Raum im Untergeschoss, der jetzt bedrohlicher wirkte als je zuvor. Aus allen Ecken schienen ihr Schatten entgegen zu kriechen. Sie fuhr zusammen, als sie den Hund erblickte, der immer noch an derselben Stelle lag.

»Ich hoffe du bist wirklich mausetot«, murmelte sie und lief zu der Vordertür. Eine verrostete Brechstange war dort gegen die Wand gelehnt. Sie überlegte kurz ob Tony sie nicht besser gebrauchen könnte, doch dann nahm sie sie schweigend an sich und trat an die frische Luft. Es regnete nicht mehr und war absolut windstill. Aus einer undichten Regenrinne des Gemäuers tröpfelte Regenwasser in eine braune Vertiefung im Gras. Sonst war kein Geräusch zu hören. Ihre Finger krallten sich noch entschlossener um den rauen Griff des Brecheisens. Diese Einöde kam ihr plötzlich feindlich vor. Fast wie in einem Horrorfilm. Sie stapfte geduckt durch das matschige Gras auf die Straße zu. Der Asphalt glänzte schwarz. Die Nacht war fast hereingebrochen und eine Wolkenbank im Westen ließ das letzte Tageslicht auf die Fahrbahn fallen. Sie zog ihr Handy aus der Tasche und klappte es auf. Das blendende Display verkündete immer noch dasselbe. *Kein Empfang*. Erst jetzt wurde ihr klar, dass es völlig sinnlos gewesen war, dass sie auch Tonys Handy dabei hatte. Notrufe konnten sogar durch fremde Netze übertragen werden. Sie rannte die Fahrbahn einige Meter Richtung Highway, hielt jedoch inne, als sie ein leises Geräusch vernahm. Es hörte sich an, wie ein kleiner Wasserfluss. Sie lief auf die linke Fahrspur und rannte die Böschung weiter hinunter. Das Geräusch wurde deutlicher. Nach wenigen Augenblicken tauchte eine Schneise im Gebüsch auf. Sie war nicht breit, doch sah der Felsen über den das Wasser strömte so aus, als könnte man daran hinaufsteigen. Sie sprang über eine Mulde aus Schlamm und spürte kaltes Wasser über ihre Hände strömen, als sie sich an den Felsen klammerte. Sie ignorierte das eisige Gefühl und begann die Böschung nach oben zu steigen. Es ging besser als sie erwartet hatte, auch dann wenn der Stein an vielen Stellen sehr rutschig war. Vermutlich entstand dieser Wasserstrom nur dann, wenn es regnete. Normalerweise wuchs Moos auf den Felsen. Ihre Hände rutschten immer wieder auf dem schlüpfrigen Stein ab. Nach einigen Minuten ließ die Vegetation zu ihrer rechten Seite nach und immer mehr Felsen ragten aus dem Boden. Immer wieder hielt sie inne und prüfte den Handyempfang. Ihre Finger waren inzwischen nicht mehr das einzige, was taub war. Die oberste Hautschicht ihrer Arme schien gefühllos, doch darunter kribbelte es schmerzhaft, wenn sie einen Ast streifte oder sich an Dornen schnitt. Schließlich verschwand das Rinnsal und sie kletterte nur noch über feuchten Fels. Sie hielt erneut inne und klappte ihr Handy auf. Immer noch kein Signal. Sie wollte es gerade wieder zuklappen, als für den Bruchteil einer Sekunde auf dem Display ein Schriftzug aufflackerte: *Nur Notrufe*. Bobbys Herz begann zu schlagen. Sie ignorierte ihre Erschöpfung und den Schmerz in ihrem Schienbein. Jetzt kletterte sie schneller als zuvor. Einmal rutschte ihr Fuß ab und sie schlug mit dem Ellenbogen auf einen scharfen Stein. Ein Schmerz durchzuckte ihren ganzen Arm bis zur Schulter. Sie stieß einen spitzen Schrei aus und betrachtete die Schramme. Als sie keuchend weiter kletterte erreichte sie einen Felsvorsprung über dem die Wand so steil wurde, dass sie unmöglich weiter klettern konnte. Ihre Hände waren inzwischen blutverschmiert und sie wollte gar nicht wissen, wie viele Blasen sie sich zugezogen hatte. Die Brechstange lag längst vergessen in einem Gebüsch weiter unten. Sie klappte ihr Handy auf und betete für nur einen Balken Empfang. *Nur Notrufe*. Bobby keuchte. Das reichte vollkommen aus. Ihre Finger fuhren wild über die verschmierten Tasten. Das Mobiltelefon war inzwischen ein schlammiger Klumpen. Auf dem Display erschienen die Nummern. *9111*. Das war eine Eins zu viel. Sie wählte erneut, presste den Hörer ans Ohr und lauschte. Ein brüchiges Tuten ertönte. Sofort meldete sich eine Stimme: »Notrufzentrale Towanda. Welche Form von Notruf haben Sie zu

melden?« Erleichterung wallte in Bobby auf. Sie lachte und stotterte zugleich. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Ihr ganzes Gesicht strahlte. Sie vergaß für einige Momente all ihre Prellungen und die Kälte. Sie hatten es geschafft.



»Wer waren diese Typen überhaupt?« Felix sah Lisa von der Seite an und betastete vorsichtig seine blutende Schulter. Der Schmerz war etwas zurückgegangen und pochte energisch gegen das Innere seines Oberarmes. Lisa schluckte und überlegte. Sie hatte keine Ahnung. Doch es musste irgendetwas mit ihrem Vater zu tun haben. Sie strich sich gedankenverloren immer wieder die gewellte Haarsträhne hinter die Ohren und antwortete: »Ich weiß über diese ganze Sache selbst nur sehr wenig. Aber angeblich ist mein Vater in irgendetwas verwickelt.« Felix gab sich mit dieser Antwort zufrieden. Eigentlich wollte er auch nur so schnell wie möglich hier weg.

»Meinst du, dass die Polizei uns bald entgegen kommt?«, fragte Lisa. Felix schien immerhin genau zu wissen, wo sie waren. Er sah sie ein zweites Mal von der Seite an und lächelte.

Dann antwortete er: »Die haben gesagt ein Streifenwagen sei durch Zufall schon hier in der Gegend. Wie es scheint haben die bereits eine Spur.« Lisas zog die Augenbrauen nun hoch und sah ihn interessiert an: »Was für Spuren? Sie können unmöglich wissen, wo wir sind.« Doch dann flackerte ein kurzer Hoffnungsschimmer in ihr auf. Paula.

In ihren Augenwinkeln sammelten sich Tränen. Felix bemerkte es und erinnerte sich plötzlich an ihre Worte von eben: *'Ich werde auf ihn schießen. Er ist für das Leben meiner besten Freundin verantwortlich'* Er schwieg und sah hinunter auf seine Hände. Im Augenwinkel konnte er seine matt glänzende Schulter erkennen und er erschauerte.

»Du warst also nicht die einzige.« Lisas Blick streifte ein Blechschild, was den Highway 37 ankündigte und sie konzentrierte sich auf den schmalen Kiesweg. Sie schluckte kurz und sah dann Felix an.

»Sie haben meine beste Freundin heute Nacht-« Sie brach ab und atmete bebend aus. Felix wusste nicht genau, wie er reagieren sollte, doch legte er ihr nun die Hand auf die rechte Schulter.

»Die Polizei wird gleich hier sein. Wir haben es bald geschafft.« Etwas Besseres fiel ihm nicht ein, doch vermutlich gab es in einer solchen Situation auch nichts, was man hätte sagen können. Die beiden schwiegen und als der Highway 37 im Lichtkegel der Scheinwerfer auftauchte, fühlten beide sich etwas sicherer.

\*

»Siehst du auch das Licht hinter uns?« Felix drehte sich herum und starrte angestrengt in die Finsternis hinaus.

»Nein, was genau meinst du?« Lisa sah skeptisch in den Rückspiegel und entgegnete: »Ich habe gerade hinter uns kurz etwas aufblitzen sehen. Ich glaube es war auf dem Highway. Vielleicht ist es ein Fahrzeug. Jemand, der uns helfen kann.« Felix blickte angestrengt in die Schwärze hinter ihnen und als der Wagen eine der zahlreichen Bergkuppen empor fuhr, konnte er selbst einen kurzen Schimmer erkennen.

»Es ist zumindest kein Polizeiwagen. Ich sehe kein Blaulicht«, sagte er und fuhr mit gesenkter Stimme fort: »Lisa, es fahren hier um diese Zeit keine Autos. Was wenn diese Typen wieder aufgewacht sind?« Lisa strich sich ein weiteres Mal die Haarsträhnen hinter die Ohren und der betäubende Schmerz über Paula mischte sich nun erneut mit Angst.

Dann erwiderte sie: »Der eine von ihnen ist schwer verletzt und der andere vielleicht sogar tot. Außerdem haben wir ihre Wagenschlüssel.« Sie fuhren die Bergkuppe nun wieder hinunter und das Licht hinter ihnen verschwand wieder. Dennoch hatte Lisa den Wagen inzwischen auf über siebzig Meilen beschleunigt und der Motor gab ein ungesundes Dröhnen von sich. Als der Cutlass die nächste Hügelkuppe erreichte, blickte Felix ein weiteres Mal nach hinten. Das Licht war inzwischen schon viel heller geworden.

Er drehte sich wieder um und sagte: »Ich glaube das Licht ist wirklich ein anderes Fahrzeug. Und es kommt näher.« Lisa hatte so etwas bereits befürchtet. Sie erhaschte ebenfalls einen Blick auf das Licht und antwortete: »Er darf nicht näher kommen. Wir fahren ja schon viel zu schnell.« Die Bäume flogen inzwischen bereits in viel zu hohem Tempo an ihnen vorbei und dennoch kletterte der Geschwindigkeitsmesser des Wagens auf fast neunzig Meilen.

»Lisa, nimm den Fuß vom Gas. Du kannst hier nicht bremsen ohne auszubrechen. Das ist ein *Oldtimer*.« Felix sah sie flehend an und sie befolgte seinen Ratschlag. Das energische Brummen des Cutlass nahm wieder etwas ab, doch das änderte immer noch nichts daran, wie schnell sich die zwei Lichter hinter ihnen näherten. Felix brauchte inzwischen noch nicht einmal mehr nach hinten zu sehen, sondern wurde bereits von den grellen Scheinwerfern im Innenspiegel geblendet.

»Dieser Wagen hinter uns fährt viel zu schnell. Wir sind hier in einer fünfziger Zone. Er muss einen sehr guten Grund haben mitten in der Nacht auf einem Highway aufzutauchen auf dem mir heute nicht ein anderer Wagen begegnet ist. Und es ist auch keine Polizei.« Er stockte und sprach dann weiter: »Lisa gib lieber wieder etwas mehr Gas. Unsere Hilfe muss bald hier auftauchen. Dieser Streifenwagen kommt uns entgegen.« Sie wollte ihn erst anfauchen, er sollte sich entscheiden, was er wollte, doch dann zwang sie sich dazu ruhig zu bleiben. Sie gab also wieder mehr Gas. Sie konnte einfach nicht fassen, wie schnell sie eingeholt wurden. Er musste weit über hundert Meilen fahren, denn erst vor wenigen Minuten war er nur ein Blitzen am Horizont gewesen. Und das war auf dieser Straße einfach nicht möglich. Nicht ohne beim Überqueren einer der Bergkuppen zu springen und sich das Getriebe zu zertrümmern. Sie drückte das Gaspedal bis zum Anschlag durch und der Cutlass beantwortete das mit einem noch lauterem Dröhnen.

»So schnell bin ich mit ihr noch nie gefahren«, sagte Felix und sein Blick schweifte panisch über den Geschwindigkeitsmesser, der bereits fast Hundert Meilen anzeigte. Etwa fünfzig Meter vor ihnen erhellte Johannes Fernlicht plötzlich ein Warnschild mit einem Kurvensymbol. Lisa bremste und der Wagen begann am Heck leicht auszubrechen.

»Sie ist ein Oldtimer, Lisa. Sie hat kein ABS. Sie hat *gar nichts!*«, sagte Felix energisch als er den scheppernden Lauten seines Wagens lauschte. Der Wagen hinter ihnen wurde nicht langsamer. Es war ein weißer Pickup.

»Ich muss weiter abbremsen, sonst fliegen wir aus der Kurve«, schrie Lisa und trat nun voll auf die Bremse. Der Wagen brach aus und schlenkerte auf die Gegenfahrbahn. Die Räder blockierten und rutschten über den nassen Asphalt. Johanna wurde vom gleißenden Fernlicht ihres Verfolgers jetzt gänzlich verschluckt.

»Er wird uns *rammen*«, schrie sie hysterisch während Felix beobachtete, wie der Pickup auf sie zu raste. Seine grellen Scheinwerfer waren wie die Augen eines wilden Tieres, was zum Todesstoß ansetzt. Er unterdrückte den Schmerz in seiner linken Schulter und packte das Steuerrad, was Lisa inzwischen losgelassen hatte. Er riss es nach links und der Cutlass kam ins Schleudern. Er stellte sich fast quer wobei er sich gefährlich nach rechts neigte. Die Böschung näherte sich mit vierzig Meilen Geschwindigkeit. Lisa stieg kreischend auf das Bremspedal. Die Böschung und der Wald waren jetzt zum Zerschellen nah. Lisa schloss die Augen und biss die Zähne zusammen. Eine Sekunde bevor sie über den Straßenrand des Highways hinwegschossen geschah etwas, was Lisa sich erst Jahre später erklären konnte. Johanna wurde von einer unglaublichen Kraft gepackt und so stark abgebremst, dass Felix gegen sie geschleudert wurde. Lisa schlug mit der linken Schulter gegen die Fahrertür. Sie schrie aus Leibeskräften. Ihr Wagen kam so schnell zum stehen wie ein Bungeejumper kurz vor dem Erdboden. Die Karosserie schaukelte kurz hin und her. Dann war es vorbei. Sie standen.

Felix rappelte sich auf und griff nach seiner rechten Schulter, die erneut begonnen hatte vor Schmerz zu glühen. Lisa starrte immer noch traumatisiert in die angestrahlten Bäume, die um ein Haar ihr Grab geworden waren. Als sie nach einigen Minuten den Schock etwas verkraftet hatten, blickten sie durch das Seitenfenster auf die Fahrbahn. Der Pickup stand ebenfalls auf der Straße. Er musste genauso schnell gebremst haben. Die Nase des Transporters war genau in ihre Richtung gerichtet und vier helle Scheinwerfer bestrahlten den Cutlass von der Seite. Felix schnallte sich ab und spähte in das gleißende Licht hinaus.

Dann sagte er: »Lisa leg den Rückwärtsgang ein und wende. Wir müssen hier verschwinden.« Ihr Kopf fuhr herum und sie fauchte: »Bist du jetzt völlig durchgeknallt? Wir wären gerade fast umgekommen und du willst, dass ich weiter fahre?« Felix trotzte dem Schmerz in seiner Schulter und packte Lisa nun mit beiden Händen an den Oberarmen. Er sah ihr in die Augen. Der Schmerz in seiner Schulter explodierte bei dieser Bewegung, doch seine Stimme war dennoch fest: »Vertrau

mir. Bitte tu was ich sage.« Sie sah ihn für einige Momente schockiert an. In ihren dunklen Augen standen Tränen. Ihre Haut war blass. Dennoch griff sie zitternd zum Getriebehebel und legte den Rückwärtsgang ein. Als sie aufs Gaspedal trat, bewegte sich der Cutlass nicht. Zwar dröhnte der Motor, doch schien irgendetwas die Räder zu blockieren.

»Die Handbremse muss angezogen sein«, sagte Felix und presste verzweifelt den Hebel nach unten. Der Motor heulte erneut auf. Dann gab es plötzlich einen vernichtenden Schlag. Der Motor verstummte auf der Stelle. Ein merkwürdiges Surren ertönte. Dann war es totenstill.

»Steig aus! Wir müssen sofort hier weg. Irgendetwas geht hier nicht mit rechten Dingen zu«, schrie Felix und riss die Beifahrertür auf. Er stieg aus. Dann erstarrte er plötzlich. Vor dem Pickup stand jemand. Es war zu spät. Er wusste, dass es kein Entrinnen mehr geben konnte. Vor dem Licht zeichnete sich die schwarze Silhouette eines Mannes ab. Er war groß und trug ein zerfranstes Gewand. Das grelle Licht des Pickups verschluckte die Gestalt fast komplett. Als Lisa den Mann erblickte, griff sie panisch nach ihrem Gurt und begann zu keuchen. Sie riss die Tür auf und wollten gerade in den Wald fliehen, als Johanna plötzlich ein ächzendes Geräusch von sich gab. Dann wurde der Wagen langsam in die Luft gehoben. Lisa befreite sich panisch von ihrem Gurt und stürzte heraus. Schmerzhaft schlug sie mit den Knien auf dem Teer auf. Sie konnte einfach nicht fassen, was hier geschah. Sie war von einem Albtraum in den nächsten gestolpert. Das Fahrzeug erhob sich nun immer schneller in die Lüfte. Es schwebte inzwischen fast vier Meter über dem Asphalt. Dort blieb es schwankend stehen, als hinge es an einem unsichtbaren Seil.

Plötzlich machte der Mann mit dem linken Finger eine tippende Bewegung in die Luft. Der Wagen schlug mit einer unglaublichen Wucht auf die Fahrbahn. Blech und Metallteile splitterten in alle Richtungen. Eine Fontäne Treibstoff schoss aus einem klaffenden Leck an der Hinterseite des Tankes. Die Straße erbebt für einige Augenblicke. Funken erhellten für Bruchteile von Sekunden die Bäume um sie herum.

»Johanna!«, schrie Felix in den Hagel aus Trümmern. Sein Lebenswerk war innerhalb von Sekunden zerstört worden. Lisa war in der Bewegung erstarrt. Sie blickte ohne zu blinzeln in die Richtung des Mannes, der jetzt auf die beiden zukam und dann kurz vor ihnen stehen blieb.

»Entschuldigt die Unterbrechung, aber ich fürchte eure kleine Reise endet hier«, sagte er. Seine Stimme klang ruhig und gleichgültig. Das musste dieser Unbekannte sein. Felix hielt sich schützend die Hand vor das Gesicht. Das Licht blendete ihn. Er wollte gerade etwas sagen, als Lisa plötzlich unerwartet aufsprang. Sie rannte auf den Unbekannten zu, doch kurz bevor sie ihn erreichte, hob dieser die Hand. Sie wurde von den Beinen gerissen und schlug mit dem Rücken auf den Boden auf. Überraschend schnell richtete sie sich wieder auf. Ihre Haare waren zerzaust und ihre Brust bebte. In ihrem Gesicht stand das pure Entsetzen.

»Wieso haben Sie Paula das angetan?«, schrie sie. Der Mann ließ sie aufstehen, doch als sie ihn erneut angreifen wollte, hob er wieder die Hand.

»Es hat keinen Sinn für euch zu kämpfen«, sagte er, »es ist zu spät.« Lisa schien gegen eine unsichtbare Barriere zu rennen. Sie brach keuchend zusammen und vergrub die Hände in ihrem Gesicht. Felix kniete sich neben ihr auf den Boden.

»Was wollen Sie?«, schrie er den Fremden an. Dieser kam jetzt langsam auf die beiden zu.

»Sie«, sagte er.

\*

Steve war umgekehrt. Er hatte das Radio ausgestellt und sich Gedanken über die vergangenen Ereignisse gemacht. Es gehörte schon seit fast dreißig Jahren zu seinem Beruf Menschen zu helfen. Doch einem jungen Mädchen hatte er noch nie das Leben gerettet. Erst war er betroffen von den Ereignissen gewesen, denn normalerweise wurden in Lexington keine Mädchen entführt. So etwas geschah hier einfach nicht. Seine Betroffenheit hatte sich jedoch langsam in Mut und Entschlossenheit gewandelt. Doch nicht nur das war geschehen. Aus irgendeinem Grund fühlte er sich auf eine bestimmte Art und Weise glücklich. Es war nicht die Art von Glück, die man empfand wenn man einen erfolgreichen Arbeitstag hinter sich hatte. Nein, das hier fühlte sich viel besser an. Er hatte einem jungen Menschen das Leben gerettet. Er strahlte über das ganze Gesicht und

bretterte mit fast sechzig Meilen über den Highway. Das Blaulicht war eingeschaltet. Der Regen hatte nachgelassen und die Sicht war schon viel besser als noch eine halbe Stunde zuvor. Er war an der Stelle, wo er Paula gefunden hatte kurz ausgestiegen und hatte sowohl den pinken Pullover, als auch den Stuhl in den Kofferraum geladen. Es war schließlich wichtiges Beweismaterial. Jetzt war sein Ziel das alte Industriegebiet, was schon vor vielen Jahren stillgelegt worden war. Als Steve die letzte Straßenlaterne hinter sich gelassen hatte, funkte er erneut Lexington an: »Ben, wo bleibt die Verstärkung?« In einem Meer aus Rauschen und Interferenzen konnte Steve seinen Kollegen etwas antworten hören. Er spielte am Funkgerät und wiederholte dann: »Entschuldige Ben, kannst du das noch mal wiederholen?«

Nun erklang Bens Stimme klar und deutlich aus dem Lautsprecher: »Die Verstärkung ist unterwegs. Es sind drei Streifenwagen, die dir helfen werden im Industriegebiet nach dem Mädchen zu suchen. Wir haben zudem von ihren Eltern die Personenbeschreibung und ein Foto erhalten.« Steve atmete tief durch. Dann funkte er zurück: »Schick mir bitte das Foto ins Auto.« Dann verringerte er plötzlich die Geschwindigkeit. Einige hundert Meter vor ihm tauchte eine merkwürdige Szene auf. »Steve? Bist du noch da?«, hörte er Bens Stimme aus dem Funkgerät plärren. Er zögerte kurz und sagte dann: »Ben, du musst mehr als nur drei Streifenwagen schicken. Hier ist ein schwerer Verkehrsunfall auf der 37, Meile vierundachtzig. Bitte schicke sofort einen Rettungswagen los.« Er schaltete das Funkgerät aus und besah sich kurz ein Foto, was auf dem kleinen Bildschirm seines Wagens erschienen war. Es zeigte ein lächelndes Mädchen mit glatten braunen Haaren, die ihr fast bis zu dem Hüften reichten. Im Hintergrund konnte man eine Frau erkennen, die im Sand saß und eine Grimasse zog. Der Name des Mädchens war Lisa Mason. Dennoch fiel sein Blick nun zurück auf die Fahrbahn. Vor ihm stand ein weißer Pickup, dessen Scheinwerfer die gesamte Fahrbahn in ein grelles Licht tauchten. Davor lag ein Autowrack auf dem Rücken. Es war vollkommen zerstört. Hier musste ein schwerer Unfall stattgefunden haben. Doch das Merkwürdigste waren die Menschen auf der Straße. Es gab keine Verletzten, die wimmernd auf der Fahrbahn lagen und um Hilfe schrien. Ein Mädchen und ein Junge, deren Gesichter hell angestrahlt wurden standen vor dem Autowrack. Der Junge schien schmerzverzerrt seinen linken Oberarm auf die Brust zu pressen. Dem Mädchen stand Zorn ins Gesicht geschrieben und ihr Blick war auf eine dritte Gestalt gerichtet, die ihm den Rücken zugekehrt hatte. Zwar war es schwer zu erkennen, doch sah es fast so aus als würde die Gestalt die beiden bedrohen. Er stieg aus dem Wagen und ging langsam auf das Schauspiel zu. Das grelle Licht des Pickups war so stark, dass das Blaulicht seines Streifenwagens komplett verschluckt wurde. Dann rief er mit fester Stimme: »Officer Steve Kahle. Was ist hier geschehen?« Er ging mit schnellen Schritten auf die drei Gestalten zu und als das Mädchen ihn ansah erkannte er sie sofort wieder.

»Lisa Mason?«, fragte er während er in einem Laufschrift immer näher auf das Wrack zukam. Er war schon fast angekommen als die Gestalt vor den beiden herumfuhr und ihm in die Augen sah. »Officer, es ist alles in Ordnung. Es gibt keinen Grund zur Beunruhigung. Bitte steigen Sie nun zurück in ihren Wagen.« Steve traute seinen Ohren nicht und zog nun seine Waffe obwohl er nicht sicher war auf wen genau er sie richten sollte. Schließlich machte auch der Junge mit der verletzten Schulter keinen sonderlich vertrauenerweckenden Eindruck.

»Dieser Typ hat meine Freundin umgebracht!«, schrie Lisa hysterisch und deutete auf den Unbekannten. Steve hatte keine Ahnung wovon sie sprach.

Er blieb stehen und rief: »Verschränken Sie die Hände hinter dem Kopf, *sofort*.«

Der Mann rührte sich nicht. Seine Augen funkelten ihn nur gleichgültig an, als sei sein Auftauchen nur ein unglücklicher Umstand. »Officer, stecken Sie ihre Waffe zurück. Ich tue nie Dinge, die nicht von Nutzen sind. Und es ist nicht von Nutzen, wenn ich Sie heute Nacht töten werde.«

Steve sah für einen kurzen Augenblick verwirrt aus. Dann jedoch gewann er seine Fassung zurück und schrie: »*Sofort die Hände hinter den Kopf. Dieses Mädchen und ihre Freundin wurden heute Nacht entführt.*«

In diesem Moment hob die Gestalt die linke Hand. Er spürte sofort, wie ihm die Waffe aus der Hand gerissen wurde. Sie verschwand lautlos im Dickicht hinter dem Pickup. Mit offenem Mund starrte er den Fremden an, der jetzt langsam auf ihn zukam. Plötzlich hatte er das Gefühl schlechter atmen

zu können. Es fühlte sich an, als würde sich eine unsichtbare Klaue um seinen Hals schließen. Er rang nach Luft und fiel auf die Knie. In diesem Moment hörte er das Mädchen etwas schreien.

»Paula? *Sie haben Paula gefunden?*«

Steve nickte, doch war es ihm kaum noch möglich überhaupt zu reagieren. In diesem Moment hatte Lisa plötzlich das Gefühl, als hätte jemand in ihrem Inneren eine Fackel entzündet. Es war eine von den Erfahrungen, die man viel zu selten im Leben macht, und an die man sich den Rest seines Lebens noch erinnern kann. Sie spürte wie neue Hoffnung in ihr aufkeimte. »Ist sie noch am Leben? Geht es ihr gut?«

Steve nickte erneut. Er bekam inzwischen überhaupt keine Luft mehr. Schwarze Konturen tanzten vor seinen Augen, als würde sich die Luft mit Qualm füllen. Er hatte den Eindruck das Bewusstsein zu verlieren. Sie kam auf ihn zugerannt. Die Freude in ihrem Inneren war so groß, dass sie alles um sich her vergaß. Paula war noch am leben. Das war alles, was zählte. Aufgeregt rannte sie auf den Polizisten zu. »Wo ist sie?«

Der Mann drehte sich zu ihr um. »*Keinen Schritt!*«

Doch sie ignorierte ihn und rannte weiter. Er erhob die rechte Hand und für den Bruchteil einer Sekunde hatte sie den Eindruck als durchstoße sie eine Barriere. Als sie Steve erreichte, kniete sie sich zu ihm auf den Boden. Er lag auf der nassen Fahrbahn und keuchte. Gierig sog er Sauerstoff in seine Lungen und sein Bewusstsein kehrte zurück. Für einige Augenblicke war alles Gefühl aus ihm gewichen, doch plötzlich spürte er seinen Körper wieder. Sie schlug ihm auf die rechte Wange.

»*Wachen Sie auf. Wo ist Paula?*«

Er öffnete die Augen und keuchte. »Im Krankenhaus.«

Sie half ihm auf die Beine und umarmte ihn. »Sie können sich gar nicht vorstellen, wie dankbar ich Ihnen bin.« Fast hätte sie dem Officer einen Kuss auf den Mund gegeben, doch im letzten Moment überlegte sie es sich doch anders. Etwas verlegen löste sie die Umarmung und blickte in sein entgeistertes Gesicht. »Und wie geht es ihr?«

Er schnappte noch eine Weile nach Luft und befühlte seinen schmerzenden Hals. Was war geschehen? Sie bückte sich und hob seine Polizeimütze vom Boden auf. »Hier, die haben Sie verloren.«

Er nickte und setzte sie auf. Und da fiel ihm plötzlich auf, dass die Gestalt verschwunden war. Entgeistert betrachtete er den Teil der Straße, wo sie gerade noch gestanden hatte. Doch bis auf den Pickup war die Fahrbahn leer.

Felix, der das Geschehen fassungslos beobachtet hatte, kam jetzt auf die beiden zugehumpelt. »Er hat in seiner Tasche nach etwas gesucht und ist dann einfach im Wald verschwunden«, sagte er, »ich begreife das nicht.«

Es sollte noch über acht Jahre dauern, bis alle verstehen würden, was ihr vor sich gegangen war.

Bobby beobachtete von einem Streifenwagen aus, wie Rettungskräfte ihren Bruder in den Krankenwagen trugen. Sie war in eine Wolldecke gehüllt und nippte an einem dampfenden Kunststoffbecher. Auch den Hund hatte man gefunden. Der kühle Wind trug ein Gespräch zweier Polizisten an ihre Ohren. Sie beratschlagten darüber, was mit dem Tier geschehen sollte. Das merkwürdige Labor hatte für große Aufregung der Behörden gesorgt und man hatte gleich ein Team zur Sicherstellung der teilweise illegalen Chemikalien gerufen. Doch das alles war Bobby gleichgültig. Sie interessierte sich nicht dafür warum es mitten in der Einöde Pennsylvaniens ein verlassenes Haus mit moderner Laborausstattung gab. Das Einzige, was sie wollte war endlich wieder nach Hause zu kommen. Sie zuckte zusammen als das heiße Getränk ihr die Zunge verbrannte. Ein Teil des Getränkes schwappte über und tropfte auf das Polster des Streifenwagens. Einer der Polizisten kam jetzt auf sie zu.

»Guten Tag, Mrs. Parkman. Da sind Sie ja noch mal mit einem blauen Auge davongekommen«, sagte er und grinste. Bobby bemühte sich zu einem Lächeln.

»Ich habe das ja nicht freiwillig gemacht. Haben Sie inzwischen herausgefunden, wem dieses Haus gehört?« Der Polizist nickte.

»Dieser Landstreifen gehört einem Herr Dr. Schwarz. Er versucht jedoch schon seit Jahren dieses Grundstück zu verkaufen. Er lebt in Ohio und ist schon ein ziemlich alter Kerl. Vermutlich hat er nichts mit den Ereignissen hier zu tun. Aber vielleicht kann er uns zumindest etwas zu dem Haus sagen. Hier kann theoretisch jeder tun und lassen was er will.« Bobby war enttäuscht. Sie sah auf ihre Hände hinab, die einer der Sanitäter ihr kurz zuvor abgewaschen und desinfiziert hatte. Die Blasen brannten wie Feuer, doch die Erleichterung über ihre Rettung war viel größer als der Schmerz. Sie unternahm einen weiteren Versuch einen Schluck Tee zu nehmen und blickte über den Becherrand zum Krankenwagen. Ein Sanitäter winkte ihr zu und rief: »Mrs. Parkman, wenn Sie wünschen mit Ihrem Bruder ins Krankenhaus zu kommen, müssen wir Sie jetzt mitnehmen.« Bobby war froh. Sie bedankte sich bei dem Polizisten und machte sich auf den Weg zu dem Rettungsfahrzeug. Tony lag dick eingepackt auf einer Trage.

»Wie geht es dir?«, fragte sie ihn. Ihr Bruder unternahm einen Versuch zu lächeln.

»Ich kann mich nicht entscheiden, ob mein Rücken oder mein Fuß mehr wehtun, aber die Ärzte haben mir schon etwas dagegen gegeben«, antwortete er. Er schloss die Augen und Bobby schwieg für eine Weile. Einer der Sanitäter schlug die Tür des Fahrzeuges zu und der Wagen setzte sich in Bewegung. Auf dem Weg bis zum Highway 6 begegneten ihnen noch eine Reihe weiterer Fahrzeuge. Zwei davon waren vom hiesigen Veterinäramt. Ein weiteres von einem Chemieunternehmen.

»Wohin fahren wir?«, wollte sie von dem Sanitäter wissen.

»Es geht auf dem schnellsten Wege nach Cleveland. Dein Bruder hat eine ernstzunehmende Blutvergiftung. Und seinen Rücken sollten wir mal gründlich durchleuchten. Dafür haben die das beste Equipment.« Bobby dachte an ihre Eltern. Sie waren vermutlich auch schon auf dem Weg und würden kurze Zeit nach ihnen dort eintreffen. Eine lange Zeit saß sie nur still da und lauschte dem Motorengeräusch. Sie dachte erneut an den Fremden. Er hatte sich vermutlich längst aus dem Staub gemacht. Doch inwiefern konnte das alles Sinn ergeben? Wieso hatte er seinen Hund auf Tony gehetzt? Oder war es nur ein Unfall gewesen? Sie stützte den Kopf in die Hände und versuchte sich auf alles einen Reim zu machen. Die Polizei würde ihr natürlich nicht noch mehr verraten. Soviel stand fest. Doch vermutlich würde es am nächsten Tag zumindest einen Zeitungsartikel geben. Nach einer Weile zogen am Fenster des Wagens die ersten Häuser vorbei. Jetzt konnte sie endlich ihre beste Freundin Hanna anrufen. Sie zog das Handy aus der Tasche und stellte zufrieden fest, dass sie fünf Balken Empfang hatte. Das Nummernfeld war noch immer dreckverschmiert, doch reichte ihr der Sanitäter ein Kosmetiktuch. Sie entfernte notdürftig den Dreck und wählte die Nummer ihrer besten Freundin.

Es dauerte nicht lange, bis sich ihre fröhliche Stimme meldete: »Hey Bobby, ich habe soeben eine Torte für Mrs. Klein gebacken. Du weißt ja. Unsere neue Nachbarin. Und schwups, auf dem Weg dorthin, stolpere ich und die gesamte Arbeit geht den Bach runter. Tja, jetzt können die Ameisen

Sahne schlürfen. Wie geht es dir?« Bobby war bereits an die endlosen Begrüßungen ihrer Freundin gewöhnt. Sie musste lachen.

»Hallo Hanna, wenn du hörst, was mir gerade passiert ist, brauchst du auf dein Tortenmalör nicht mehr stolz zu sein«, antwortete sie.

»Wieso Bobby, was ist passiert?« Hanna hörte auf zu kichern, als Bobby ihr von den vergangenen Ereignissen erzählte.

»Bist du auf dem Weg nach Cleveland?«, fragte sie.

»Wir sind bald im St. Vincent. Ist eine lange Strecke. Unsere Eltern haben sich auch schon auf den Weg dorthin gemacht.« Bobby konnte ihrer besten Freundin anhören, wie schockiert sie war. Sie schwiegen eine kurze Zeit. Hanna wollte gerade fragen wie es Tony ging, als dieser die Augen öffnete und mit leiser Stimme verkündete er würde Hanna Grüße ausrichten.

»Viele Grüße von Tony«, sagte Bobby. Hanna schien erfreut.

»Ich werde mich sofort auf die Socken machen und etwas für euch kochen. Wohin muss ich kommen?«

»Wir fahren ins St. Vincent Hospital. Du kannst über dem Interstate aber schnell dort sein.« Bobby unterhielt sich noch einige Minuten, bis einer der Krankenpfleger sie bat ihr Telefonat zu beenden.

»Ist eigentlich gar nicht erlaubt«, sagte er und wandte seinen Blick wieder der Straße zu. Den Rest der Fahrt schwieg Bobby und blickte in die Nacht hinaus. Kurze Regenschauer prasselten zeitweise auf das Rettungsfahrzeug nieder und gaben ihr ein Gefühl der Geborgenheit. Doch das sollte nicht von langer Dauer sein.

## 11

Lisas Schlag gegen die Holzkiste war schlimmer als erwartet. Sie hatte eine Gehirnerschütterung. Ihr Kopf begann im Krankenwagen schrecklich zu schmerzen und anschließend musste sie sich mehrfach übergeben. Doch nach einigen Beruhigungsmitteln war sie eingeschlafen. Als sie erwachte, gab ihr ihre Mutter einen Kuss auf die Stirn und strich ihr die rotbraune Locke hinter die Ohren. Es warteten mindestens zwei Wochen Krankenhaus auf sie, doch bekam sie fast jeden Tag Besuch. Das Allerbeste jedoch war, dass sie in dasselbe Krankenhaus eingeliefert worden war, wie Paula. Nach einem Tag durfte sie bereits zu ihr und auch ihre beste Freundin würde schon bald wieder gesund sein. Ihr Zimmer lag zwei Stockwerke weiter oben, denn sie war schon nach einer Nacht von der Intensivstation in eine andere Etage verlegt worden. Zudem hatten beide Mädchen denselben Psychiater, mit dem Lisa schon nach wenigen Tagen eine Art Freundschaft entwickelt hatte. Wenn sie morgens erwachte so besuchte sie meistens ihre Freundin auf ihrem Zimmer und sie frühstückten heimlich zusammen. Zumindest dann, wenn die dicke Schwester Bertha keinen Dienst hatte. Sie untersagte es den Mädchen strengstens mit ihrem Essen durch das halbe Krankenhaus zu spazieren. Doch Schwester Bertha war schnell zu einem Lästertopfer der beiden Mädchen geworden und somit freuten sie sich jeden zweiten Tag darauf, sich kichernd an ihr vorbeizuschleichen und sich nicht erwischen zu lassen. Dennoch sprachen sie nicht über ihre missglückte Entführung. Und immer wenn Lisa daran dachte, konnte sie einfach nicht fassen wie skrupellos Menschen sein konnten.

Eines Nachts konnte sie nicht schlafen. Sie hatte Stunden in ihrem Bett gelegen und sich von einer Seite auf die Andere gewälzt, doch war ihr Kopf viel zu voll mit Gedanken. Ihre Augen fühlten sich zwar müde an, doch dennoch gab es etwas, was sie am Einschlafen hinderte. Als sie auch noch um kurz vor drei mit offenen Augen an die Decke über sich starrte, traf sie die Entscheidung einen kurzen Spaziergang durch das Krankenhaus zu machen. Der Korridor in dem sich ihr Zimmer befand war nachts meist menschenleer und nur schwach beleuchtet. Sie setzte sich auf die rechte Bettkante und steckte ihre kalten Füße in die Hausschlappen, die ihre Mutter gestern mitgebracht hatte. Es waren weiche Schlappen in Form von zwei Krokodilen und hatten dort, wo Lisas Zehen waren zwei große Kulleraugen aus Plastik. Sie musste immer lachen, wenn sie ihre neuen Schlappen sah, denn irgendwie erinnerten sie sie an Paula. Und wenn Lisa an Paula dachte, musste sie *immer* lachen. Und das war heute ebenfalls der Fall.

»Ich denke wir machen einen kurzen Spaziergang«, flüsterte sie den zwei Krokodilen zu und unterdrückte ein Lachen. Die Krokodile antworteten nicht, sondern rollten nur stumm mit den Augen. Sie stand auf und das Bett hinter ihr gab einen quietschenden Laut von sich.

»Das hört sich ja an, als sei ich so fett wie die dicke Bertha«, kicherte sie und öffnete vorsichtig die Tür ihres Zimmers. Sie hatte keine Lust jemandem zu begegnen und spähte daher vorsichtig hinaus auf den Korridor. Er lag im Dunkeln und nur ein paar Nachtlämpchen, die in regelmäßigen Abständen in den Ecken an der Decke angebracht waren, verteilten einen leichten Schimmer. Lisa trat vorsichtig hinaus und zog die Tür lautlos hinter sich zu. Dann begann sie ihren kleinen Spaziergang. Es gab im dritten Stock einen Sitzbereich für Patienten, die Lisas Meinung nach sehr hübsch eingerichtet war. Er lag im Westflügel und seine Wände bestanden fast komplett aus Glas. Das große Fenster, von dem aus man einen wunderschönen Blick über Lexington hatte, wirkte auf Lisa fast wie das Kunstwerk eines Malers. Sie hatte sich oft einen der zahlreichen Sessel genommen und ihn genau vor das Fenster geschoben. Einmal war sie dort eingeschlafen und morgens von Schwester Bertha gefunden worden. Diese hatte sie zurück in ihr Zimmer dirigiert und sofort Dr. Jens herbei gepfiffen, damit dieser ihr eine Moralpredigt hielt. Doch die Moralpredigt war in einem herzlichen Lachen des Oberarztes untergegangen und auch Paula hatte sich später ausgeschüttet vor Lachen. Lisa schlich leise die Treppe in den dritten Stock hinauf. Dann huschte sie vorsichtig durch die Flügeltür zum Westflügel und der Lieblingsteil des Krankenhauses lag vor ihr. Von unten konnte sie eine Tür schlagen hören, doch das hatte nichts zu bedeuten. Lisa ging auf den Aufenthaltsraum zu und blieb kurz vor der Tür stehen. Sie betrachtete die zwei großen Yuccapalmen, die in den zwei Ecken neben der Tür standen. Der Raum war bei Nacht sogar noch hübscher als bei Tag. Dann



umgriff sie den Aluminiumknauf der Glastür und zog sie auf. In diesem Moment fuhr ihr ein Schreck durch die Knochen. Auf der kleinen Couch in der Ecke saß ein Junge.

»Erschrocken?«, fragte Felix leise und grinste. Lisa brauchte eine Weile um sich von der Überraschung zu erholen und zog überrascht die Augenbrauen hoch.

»Entschuldige, mir begegnen nicht jeden Tag schwarze Gestalten auf Couchen«, erwiderte sie und schloss die Tür hinter sich. Felix kratzte sich am Hinterkopf.

»Ich bin dir nicht begegnet und die Couch erst recht nicht. Du bist aus freien Stücken hereingekommen.« Seine Stimme klang feixend und Lisa musste lachen. Sie setzte sich auf ein Sitzpolster gegenüber und entschloss sich dazu das Thema zu wechseln. »Du hast also dein Zimmer im selben Gebäude, wie ich.«

Felix schlug die Augen nieder und sagte: »Ich bin gestern von der Chirurgie hierher verlegt worden. Die Kugel hat eine Knochenfraktur ausgelöst und seitdem darf ich meinen Arm nicht mehr bewegen. Trotzdem kann ich schon in vierzehn Tagen wieder nach Hause.« Er sah sie an, doch sie wandte den Blick von ihm ab und sah schweigend aus dem Fenster. Sie schluckte und strich sich die gewellte Haarsträhne hinter die Ohren.

»Die Bombe hätte mich umgebracht, wenn du nicht gewesen wärst. Und auch dieser Fremde hätte uns um ein Haar erwischt.« Verlegen begann sie ihre Hände zu kneten und war froh, dass man im fahlen Mondlicht ihre Hautfarbe nicht erkennen konnte. Felix legte die Stirn in Falten und wunderte sich. Lisa sprach also tatsächlich den Mann an. Aus irgendwelchen Gründen war ihm der Gedanke an ihn schrecklich unangenehm. Als sei es etwas Unsittliches ihn getroffen zu haben. Felix dachte kurz nach und erwiderte dann: »Ja, wir haben wirklich eine ganze Menge Schutzengel gehabt.« Er sah kurz nach ob Lisa ihm überhaupt zuhörte, doch die nickte leise.

Also fuhr er fort: »Ich glaube dieser Kerl war der Auftraggeber der beiden anderen. Sie haben jedenfalls von ihm gesprochen als sei er ihr Boss. Ich frage mich, ob es nur um Geld ging.« Lisa sah verlegen auf ihre Hände hinab und verschob nervös einen Ring von einem auf den anderen Finger.

»Die Polizei wollte von mir wissen, wie das mit Johanna passiert ist. Aber ich konnte es ihnen nicht sagen. Ich verstehe einfach nicht, was geschehen ist.« Felix schwieg. Natürlich hatte Lisa noch viel mehr zu verarbeiten als er. Er wollte gerade etwas antworten, als sie sagte: »Mein Vater ist da in Dinge verwickelt. Es sind keine guten Dinge. Das weiß ich. Manchmal verschwindet er ganze Nächte ohne Grund. Meiner Mutter macht das nichts. Aber ich fand es schon als Kind sehr merkwürdig. Aber ich habe das Gefühl, dass es etwas mit diesem Fremden zu tun hat.« Sie zögerte kurz und fügte noch hinzu: »Zudem kam mir seine Stimme bekannt vor. Ich habe diese Stimme irgendwann vorher schon einmal gehört.« Felix schwieg und dachte nach. Wieso sollte Lisa gerade mit ihm über diese Dinge sprechen? Es gab schließlich Psychiater und andere Menschen, die ihr wesentlich näher standen. Er senkte den Kopf und sagte: »Wie oft streichst du dir eigentlich diese Locke aus der Stirn?« Lisas wurde nun erst richtig rot und unterdrückte ein Lächeln. Mit einem so plötzlichen Wechsel des Gesprächsthemas hatte sie nicht gerechnet.

»Ich werde ab heute mitzählen und dir dann eine Zahl nennen, okay?« Zufrieden mit ihrer schlagfertigen Antwort streckte sie stolz das Kinn. Felix sah sie an und erwiderte: »Kein Problem, Mastontochter.« Lisa fand diesen Kommentar überhaupt nicht witzig. Sie hob drohend den Zeigefinger: »Wenn du mich noch einmal so nennst, kannst du dich bei Schwester Bertha gleich noch für zwei weitere Wochen anmelden« Dann zeigte sie auf die Schiene an seinem rechten Arm. »Tut das eigentlich noch weh?« Felix war froh, dass Lisa ihm seinen Kommentar nicht übel nahm. Erleichtert antwortete er: »Es ist immer schön, wenn der Schmerz nachlässt« Lisa musste lächeln und sagte: »Ich wette du gibst bis zum Rest deines Lebens mit der Narbe bei den Frauen an.« Felix war diese Idee scheinbar wirklich schon gekommen.

»Ich werde die Narbe vermutlich sogar meinen Kindern noch zeigen.« Lisa überlegte für einen kurzen Moment ob sie ihn fragen sollte, wie viele Kinder er mal haben wollte, doch dann hielt sie lieber doch den Mund. Stattdessen sagte sie: »Dann hast du ja Glück, dass es dich und nicht mich getroffen hat. Es ist schwer als Frau mit Narben anzugeben.« Felix grinste.

»Da hast du wohl recht. Aber was hältst du davon, wenn wir in den ersten Stock zum Kaffeeautomaten gehen und ich einer holden Maid mit meinem sagenhaften Mechanikergehalt

einen ausgabe? Ich verspreche auch nicht erneut in Ihrer Gegenwart zusammenzubrechen, Verehrteste.« Felix war nun wirklich gespannt auf ihre Reaktion. Lisa jedoch kam aus dem Grinsen schon gar nicht mehr heraus und antwortete: »Okay, der Herr. Das ist vermutlich dann der erste Kaffee, den ich mit ehrlich verdienter Arbeit spendiert bekomme.«

Felix sollte über diesen Satz später noch lange nachdenken. Denn so gut ihm die Antwort jetzt auch gefiel, so verbarg sich dahinter eine dunkle Wahrheit. Doch Lisa hatte das scheinbar schon schnell wieder vergessen und stellte sich erwartungsvoll neben die Glastür.

»Wenn du mich schon als Maid bezeichnest, will ich jetzt auch wie eine behandelt werden«, sagte sie. Felix schritt übertrieben elegant auf sie zu und öffnete die Tür schwungvoll. »Bitte sehr, Masontochter.« Lisa schlug ihm mit sanfter Gewalt auf seine Armschiene.

»Das ist jetzt wirklich genug, der Herr.«, sagte sie.

Der Kaffee sollte nicht ihr letztes Treffen bleiben.

Auf der Intensivstation im fünften Stock des Cleveland St. Vincent Hospitals piepte im neunten Zimmer in stetigen Abständen ein EKG. Tonys Zustand war schon seit gestern stabil und er sollte schon morgen in ein normales Zimmer verlegt werden. Trotzdem fühlte er sich grässlich. Die Blutvergiftung hatte ihn schlimmer erwischt als erwartet. Sein Herz raste schon seit Stunden und ihm stand der kalte Schweiß auf der Stirn. Mehrere Stunden hatte er an Schüttelfrost gelitten, doch jetzt war ihm plötzlich schrecklich heiß. Außerdem fühlte sich sein Mund schrecklich trocken an. Doch sein Durst wurde mit jedem Schluck Wasser nur noch schlimmer.

Er versuchte sich umständlich von seiner Bettdecke zu befreien, die wie ein nasser Lappen um seinen Körper geschlungen war. Doch das erwies sich als schwerer als erwartet, denn er war überall verkabelt. Auf seiner Brust klebten zwei Elektroden und in seinem linken Handgelenk hatte man ihm einen Zugang gelegt. Ein Antibiotikum floss aus einem farblosen Plastikbeutel schon seit seiner Ankunft in seinen Blutkreislauf. Er schlug die Augen auf. Um ihn herum war es dunkel. Nur der gespenstisch grüne Schimmer des EKG lag auf seiner Bettdecke. Er atmete tief durch und drehte sich auf die andere Seite. Auf dem kleinen Kunststofftisch neben seinem Bett stand ein kleiner Wecker. Alle drei Zeiger gaben einen phosphoreszierenden Schein von sich. Es war kurz vor vier. Er schloss die Augen wieder und dachte über die vergangenen Vorfälle nach. Immer wieder hatte er die Szene in dem kleinen Labor neu erleben müssen. Ganz besonders oft kam ihm der Moment in den Sinn, in dem der Hund sich in seinem Fuß festgebissen hatte. Er konnte einfach nicht glauben, was ihm da passiert war. Wenn Bobby nicht gewesen wäre, hätte er diesen Tag vermutlich nicht überlebt. So knapp war er noch nie mit dem Leben davongekommen. Er fuhr sich stöhnend mit der freien Hand über die Stirn. Dann tastete er nach dem kleinen Schalter für die Klimaanlage über seinem Kopf. Er fand den Schalter und spürte wie ihm schwindelig wurde. Alles um ihn kam ihm so unwirklich vor wie in einem Traum. Er schnappte nach Luft. Das Atmen fiel ihm aus irgendwelchen Gründen seit einer Stunde schrecklich schwer. Wann wirkte das Antibiotikum bloß? Er schüttelte seine Decke komplett von sich ab und legte sich etwas weiter lang links. Auch seine Matratze war schon absolut durchweicht. Es war als läge er auf einem nassen Schwamm. In diesem Moment hörte er plötzlich ein Geräusch. Es war das leise Klicken der Tür. Jemand hatte den Raum betreten ohne das Licht einzuschalten. Vermutlich war es die Schwester, die ihm frisches Bettzeug brachte. Er blinzelte, doch konnte er in der Dunkelheit kaum etwas erkennen.

»Tony« Er schreckte zusammen. Das war nicht die Stimme der Schwester. Hinter dem grünen, knittrigen Vorhang trat eine Gestalt hervor. Sie war mindestens zwei Meter groß, doch konnte Tony nur ihre Silhouette erkennen. Er richtete sich schwerfällig auf, obwohl sich vor seinen Augen alles zu drehen begann. Die kühlen Elektroden an seiner Brust ziepten unangenehm, lösten sich jedoch nicht.

»Tony, Tony, Tony«, sagte die Gestalt in einem ruhigen Tonfall. Sie tat einen kleinen Schritt auf sein Bett zu und der Schein des Monitors fiel nun auf die blassen Leinenhosen des Fremden. Sie schimmerten im selben giftgrünen Ton, wie die Bettdecke.

»Wer sind sie?«, krächzte Tony, doch sein Hals war viel zu trocken.

»Wer ich bin willst du wissen?« Die Stimme klang gleichgültig und ruhig. Die Gestalt lief langsam um das Bett herum und verschwand dort im Schatten. Doch dann spürte Tony einen leichten Druck auf seine Matratze. Der Fremde hatte sich offensichtlich neben ihm auf die Bettkante gesetzt. Zwei schwarze Augen glänzten in einem unwirklichen Schein des EKGs.

»Wie sind Sie hier herein gekommen?« Tonys Stimme war kaum zu verstehen. Sein Herz raste jetzt vor Angst noch schneller als vorher schon. Hastig griff er nach rechts zu einem Schalter um einen Alarm auszulösen. Er drückte verzweifelt dreimal darauf und wirbelte herum als die Gestalt ihn mit sanfter Gewalt zurück in sein Kissen drückte. Tony wagte keine Bewegung mehr und verharrte steif in dieser Stellung. Sein Nacken war angespannt und sein Kopf füllte sich mit einem seltsamen Nebel. Verlor er das Bewusstsein? Der Mann nahm seine Hand von seinem Brustkorb und beugte sich ein Stück zu ihm herunter.

»Es wird keine Schwester kommen, Tony. Heute leider nicht.« sagte er in der gleichgültigen Stimme.

»Was wollen Sie von mir?«, brachte Tony hervor. Die Gestalt betrachtete ihn für einige Augenblicke mit den glitzernden schwarzen Augen. Dann stand sie auf und wanderte langsam zurück zu dem grünen Vorhang, der sich immer noch im leichten Wind der Klimaanlage bewegte. Es wurde langsam so kühl, dass Tony seine Decke wieder haben wollte. Er kam sich schutzlos vor. Aus irgendwelchen Gründen konnte er sich nicht bewegen. Panik breitete sich in ihm aus.

»Du hast große Angst Tony, weißt du? Doch in gewisser Weise bist du selbst an deinem Schicksal schuld.« Der Mann schob den Vorhang zu Seite und erhob sich nun wie der dunkle Tod zu Tonys rechter Seite.

»Ich bin nicht in dein Haus eingebrochen, Tony. Nein, du bist in *mein* Haus eingebrochen. In *unser* Haus, besser gesagt.« Tony konnte nun erkennen, dass die Gestalt eine Art Umhang trug.

»Sind Sie der Sensenmann?«, fragte er mit zitternder Stimme. Die Gestalt gab ein leises, fast glucksendes Lachen von sich.

»Nein, Tony. Der Sensenmann ist nur ein Mythos aus dem Mittelalter.« Er kam noch ein Stück näher auf ihn zu und fügte dann noch hinzu: »Trotzdem bin ich etwas so ähnliches. Doch ich bringe den Menschen kein Leid, sondern ewigen Frieden.«

Tony griff erneut nach dem Alarmknopf. Wann tauchte die Schwester endlich hier auf? War dieser Kerl aus der psychiatrischen Station ausgebrochen?

»Sie wird jetzt nicht kommen, Tony«, hörte er die leise Stimme des Mannes flüstern. »Du wirst sie nicht wieder sehen« Tonys Gedanken rasten. Er sah dem Fremden jetzt direkt in seine schwarzen Augen.

»Haben Sie einen Messiaskomplex? Ich will jetzt noch keinen ewigen Frieden!«, sagte er mit überraschend fester Stimme. Der Mann fuhr sich langsam durch das schwarze Haar.

»Weißt du Tony, ich bin ein vielbeschäftigter Mann und ich werde nie aufgehalten. Ich möchte also zur Sache kommen.« Er legte die Fingerspitzen aneinander und fuhr dann fort: »Ich habe eine kurze Frage an dich. Was genau hast du in unserem Labor zu suchen gehabt?« Das Gesicht des Mannes war nun so nah an Tonys Gesicht heran gekommen, dass er den trockenen Atem im Gesicht spüren konnte. Der grünliche Schimmer des EKGs ermöglichte ihm zudem nun das Gesicht des Mannes erahnen zu können: Ein Meer aus kurzen Bartstoppeln übersäte sein Kinn und die zerfurchten Wangen wirkten eingefallen. Doch am meisten Angst jagten Tony seine Augen ein. Sie wirkten auf ihn wie schwarze Steine. Kein Gefühl konnte man in ihnen erkennen.

»Wir haben nach Hilfe gesucht. Unser Wagen ist liegen geblieben«, brachte er hervor und überlegte kurz ob er noch etwas hinzufügen sollte. Der Mann setzte sich nun auf die rechte Seite von Tonys Bett und schlug die Beine übereinander.

Dann sagte er: »Und was hast du dort gefunden?« Tony schossen jetzt Tränen in die Augen. Er wollte um Hilfe schreien, doch seine Stimmbänder schienen wie gelähmt. Die Symptome der Vergiftung waren in den Hintergrund getreten und an ihre Stelle trat eine merkwürdige Klarheit.

»Nichts, dort war *nichts*. Nur einige Glasflaschen und eine Tafel«, flüsterte Tony. Der Mann lächelte erneut. Sein Zahnfleisch glänzte grünlich im blassen Schimmer der Geräte.

»Und wer war das junge Mädchen? Habt ihr gesehen, was auf der Tafel stand?«, fragte der Mann in seiner ruhigen Stimme. Er nahm die kleine Uhr auf Tonys Schreibtisch an sich und warf sie geschickt von einer in die andere Hand.

»Warum möchten Sie das alles wissen?«, keuchte Tony. Er bekam kaum noch Luft. Seine Lungen zogen sich zusammen. Er wollte sich aufrichten, doch drückte ihn der Fremde mit sanfter Gewalt zurück in die Kissen.

»Weil auch sie etwas gesehen hat. Ist sie deine Freundin?«, fragte der Fremde und drückte noch etwas fester zu. Tony schüttelte den Kopf. Er würde diesem Verrückten überhaupt nichts mehr sagen. Langsam wurde ihm schwarz vor Augen. Er rang nach Luft, doch seine Lungen schienen verstopft. Verzweiflung breitete sich in ihm aus.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte der Fremde, »ich finde sie schon noch.« Es waren die letzten Worte, die Tony in seinem Leben hören sollte.

Danach fiel er tief.

In eine fremde Welt.

## 8 Jahre später, 2016

### 13

»Phil du elender Mistkerl! Was hast du dieses Mal an den beiden ausprobiert?« Lisas Augen loderten und in ihrer Raserei hätte sie Phil fast eine saftige Ohrfeige verpasst. Doch sie hielt sich zurück und sah ihn für einige Augenblicke nur mit zusammengekniffenen Augen an.

»Er wird nie wieder hier herkommen. Glaub mir! Die Freundschaft zu dir hat ihm noch nie gut getan und das wird sie auch niemals. Halt dich ab jetzt aus unserem Leben heraus und versuche nicht ihn erneut auf die schiefe Bahn zu bringen!« Sie griff hastig ihre Handtasche von der Eckbank und stopfte ein rotes Halstuch hinein. Phil blieb mit dem Gesichtsausdruck eines Heiligen sitzen und überschlug die Beine über dem kleinen Barhocker. Er griff nach einem Glas und nahm einen Schluck Bier.

»Die Wetterhexe hat also gesprochen«, sagte er süffisant, »Dein Freund ist *freiwillig* hier aufgetaucht.« Lisa riss den Reißverschluss ihrer Tasche zu und packte Felix am Arm, der immer noch nicht recht verstanden hatte, was genau vor sich ging. Sie zog ihn auf die Beine und zischte ihm ins Ohr: »Wir verschwinden hier. *Für immer*.« Sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn in eine laue Sommernacht hinaus. Bevor sie jedoch die Tür hinter sich krachend zuschlug, blickte sie noch einmal kurz ins Innere der Hütte.

»Du kannst das mit Charly machen. Das ist mir egal. Aber heute bist zu weit gegangen. Ich habe inzwischen Beweise für das, was du mit diesem Konzern am treiben bist!« Sie schlug die Tür zu und Phil sah ihr ausdruckslos nach. Er prostete Charly zu, der schon den ganzen Abend recht schweigsam gewesen war.

»Habe ohnehin eine interessante Neuigkeit für dich, Charles. Aber die gibt es erst zum Schluss« . Doch Charly schien ihn nicht zu hören.

\*

»Lisa es tut mir leid. Bitte lass mich fahren.« Felix streckte seiner Freundin auffordernd die Hand entgegen und sah sie bittend an. Es war dieser bettelnde Gesichtsausdruck, den er immer auflegte, wenn er unbedingt etwas wollte.

»Kommst gar nicht in Frage. Er probiert immer komischere Dinge an euch aus. Das war kein normales Schmerzmittel, Felix. Ich werde morgen zur Polizei gehen und ihn hochgehen lassen.« Felix hatte seine Freundin noch niemals so rasend erlebt. Ihm war ihre aufbrausende Art zwar schon bekannt, doch normalerweise mischte sie sich nicht in seine Angelegenheiten ein. Aber glücklicherweise hatte Phil bereits das Schlimmste abbekommen. Für ihn würde also nur eine wortlose Autofahrt übrig bleiben und am nächsten Tag wäre alles wieder vergessen. Er dachte kurz darüber nach wie er seine Wagenschlüssel zurückgewinnen konnte. Vermutlich war Demut in diesem Moment das Wirksamste. Frauen spielten darauf immer an.

»Lisa, du hast natürlich recht. Es war ein Fehler. Aber bitte gib mir die Schlüssel.« Ihre Mundwinkel zuckten unentschlossen. Dann stieß sie einen Seufzer aus und warf ihm die Schlüssel zu. Doch ihre Augen drückten Widerwillen aus. Sie tat es nur um einen Streit zu verhindern.

»Charly ist dein bester Freund. Das weiß ich. Doch er verbringt seine Freizeit fast nur noch mit diesem Abschaum. Du musst ihm klarmachen, dass er sich zwischen Phil und dir entscheiden muss.« Felix zog die Augenbrauen hoch und öffnete die Fahrertür. Als sie im Wagen saßen, sah er sie kurz an und gab ihr einen Kuss auf die Schläfe.

»Ich verspreche es.« Über ihr Gesicht huschte ein kurzes Lächeln, doch zwang sie sich sofort wieder zu einer ernsteren Miene. Felix sollte ihr Lächeln bloß nicht als einen Freischein verstehen, ihrer Bitte dann doch nicht nachzukommen. Der Wagen rollte langsam auf die Straße und gab beim Anfahren einige stotternde Laute von sich. Eine kurze Zeit sagte keiner der beiden etwas und sie sahen schweigend in die Dunkelheit hinaus. Auf dem Highway kamen ihnen in regelmäßigen Abständen andere Fahrzeuge entgegen, obwohl der Durchschnittsamerikaner um diese Zeit bereits

zu Hause vor dem Fernseher saß. Sie fuhren durch eine kleine Ortschaft im Raum Lexingtons und Felix gähnte als die Digitalanzeige auf dem Armaturenbrett seines Wagens auf elf Uhr sprang. Nachdem sie einige Minuten nur dem brummenden Geräusch des Motors gelauscht hatten, sagte er: »Ich hatte gestern ein Gespräch mit Frank. Ich wollte es dir eigentlich erst morgen erzählen, aber vielleicht ist eine gute Nachricht jetzt doch angebracht.« Er schwieg kurz und wartete ab, ob er seine Freundin neugierig gemacht hatte. Doch Lisa tat uninteressiert und sah trotzig in die Nacht hinaus. Felix schluckte und boxte ihr dann mit sanfter Gewalt gegen die linke Schulter. Über Lisas Gesicht huschte ein unterdrücktes Lächeln.

»Ich schaffe es wirklich nicht länger als zehn Minuten böse auf dich zu sein. Dabei hatte ich mir auf dem Hinweg geschworen dich mindestens bis morgen Abend zappeln zu lassen.« Felix grinste.

»Ist das nicht der Grundstein für eine gute Beziehung?« Lisa gab sich inzwischen keine Mühe mehr zickig zu tun, sondern sah ihn jetzt doch interessiert an.

Er holte tief Luft und sagte dann: »Frank hat mich gestern in sein Büro gerufen und mir einen unbefristeten Arbeitsvertrag angeboten, wenn ich die Prüfung im Oktober bestehe. Unseren Träumen steht also nichts mehr im Wege.« Lisas Augen begannen zu strahlen und sie umarmte ihn stürmisch von der Seite.

»Ich freue mich riesig für dich. Ich dachte immer Frank wäre ein fieser Saft sack, der niemals hält, was er verspricht.« Felix musste lachen. »Frank ist ein fieser Saft sack. Aber einige mag er. Und ich habe während der Ausbildung um sein Ansehen gekämpft und scheinbar hat sich das geloh – VERFLUCHT!« Er rang nach Luft und sein Gesichtsausdruck schien einzufrieren. Lisa stieß einen spitzen Schrei aus und erspähte etwas auf der Fahrbahn. In der nächsten Sekunde stieg Felix auf die Bremse und riss das Steuer nach links. Er wurde gegen Lisa geschleudert und der Sicherheitsgurt schnitt wie eine stumpfe Klinge in ihre Schulter. Es gab einen plötzlichen Schlag. Felix stockte der Atem und an seine Ohren drang das verzerrte Kreischen von Reifen. Der beißende Gestank von Gummi und Kupplung erfüllte nun den Wagen, der noch einige Sätze nach vorne machte. Dann erstarb der Motor und sie kamen zum Stehen.

Sie saßen traumatisiert nebeneinander. Lisas Augen waren aufgerissen. Felix sah mit glasigem Blick auf einen Punkt in der Schwärze vor dem Wagen. Schneeweißer Qualm verzog sich lautlos hinter dem Fahrzeug. Ein harter Gegenstand war von der Rückbank gegen eines der Fenster geschleudert worden und vereinzelte Risse zogen sich durch das Sicherheitsglas. Für Lisa schien für einen kurzen Moment die Welt außerhalb des Wagens in viel zu grellen Farben. Ein Straßenschild im Rückspiegel leuchtete wie eine verschwommene Neonreklame. Sie zwang sich ruhig zu atmen. Die grellen Farben hörten auf zu leuchten. Sie stieß Felix vorsichtig an.

»Was war das?« Er reagierte nicht auf die Frage. Sie stieß ihn unsanft gegen die Schulter und wiederholte: »Was war das?« Er stöhnte und schloss die Augen.

»Es muss ein Tier gewesen sein.« Lisa konnte ihn kaum verstehen, so leise war seine Stimme. Sie schnappte erneut nach Luft. Dann stieß sie die Beifahrertür auf. Er machte keinerlei Anstalten ihr zu folgen. Sie stieg langsam aus dem Wagen und ging vorsichtig an der Kühlerhaube vorbei. Alles schien in Zeitlupe zu geschehen. Sie hatte den Eindruck zu schweben. In der Luft lag ein strenger Gummigeruch. Dann begann sie plötzlich hysterisch zu keuchen. Auf der Fahrbahn lag ein Mann. Die Hände vor den Mund geschlagen ging sie langsam einige Schritte zurück. Vorsichtig setzte sie sich wieder neben Felix und stammelte: »Wir haben einen Menschen getötet. Wir haben einen Menschen überfahren. Um Himmels Willen, Felix!« Er war immer noch traumatisiert. Lisa konnte hören, wie er irgendetwas murmelte. Er sah sie nicht an. Dann öffnete er langsam die Fahrertür und stieg aus. Sie folgte ihm. Er sah sich flüchtig um. Das letzte Haus lag etwa eine halbe Meile hinter ihnen und die Straße hier führte bloß durch Felder und Wiesen. Lisa kniete sich neben der Gestalt auf den Boden. Es war eine Frau. Ihr linkes Bein war offensichtlich gebrochen. Sie tastete über den rechten Kieferknochen der Frau und fand ihren Puls.

»Sie lebt noch«, sagte sie, doch Felix reagiert nicht. Er starrte ausdruckslos vor sich auf den Boden.

»Wir waren gar nicht so schnell und durch die Abbremsung haben wir sie gar nicht so übel erwischt«, sagte sie und hätte fast gelacht. »Wir müssen den Unfall melden.«

Felix schob gedankenverloren seine Hand in die Tasche und zog sein Telefon heraus. Er klappte es

auf und starrte auf das grelle Display. Dann klappte er es vorsichtig wieder zu.

»Was machst du da? Worauf wartest du?«, fuhr seine Freundin ihn aufgebracht an. Er antwortete ihr nicht. Stattdessen kauerte er sich neben sie und untersuchte beide Taschen der Frau. Er fand ein kleines Handy darin. Als Lisa erkannte, dass er sich bemühte das Telefon nur mit den Ärmeln seines Hemdes zu berühren, wurde ihr klar, was er vorhatte.

»Oh nein mein Lieber. *Das wirst du nicht tun*«, sagte sie harsch und Felix zuckte zusammen, als sie ihm auf den Arm schlug. Das Telefon fiel ihm nicht aus der Hand und er hätte sie beinahe von sich gestoßen. Ohne auf sie zu achten wählte mit einem spitzen Stein 911. Eine Dame meldete sich. Felix sprach ohne sie ausreden zu lassen mit einer monotonen, fast roboterhaften Stimme: »Es wurde eine Frau angefahren. Highway 10, Meile 322. Hier zwischen Lexington und Bullhead Village. Sie atmet ist aber schwer verletzt. Ein Bein ist gebrochen.« Er klappte das Handy zu und schob es vorsichtig zurück in die Tasche der Verletzten.

»Wir verschwinden«, sagte er. Lisa starrte ihren Freund ungläubig an.

»Bist du verrückt? Wir können sie doch nicht einfach hier liegen lassen.« Felix ging einige Schritte auf Lisa zu und fasste sie an beiden Schultern.

»Hör mir zu. Ich sollte für Phil eine *Droge* testen. Die ist in meinem Blut. Wenn Frank davon erfährt bin ich meinen Job los. Ganz zu schweigen von den rechtlichen Konsequenzen. Ich habe Jahre für diesen Job geschuftet. Das Krankenhaus ist nicht weit von hier. Sie werden sie finden. Wir sind keine Ärzte. Wir können ihr sowieso nicht helfen.« Mit diesen Worten hastete er auf den Wagen zu und öffnete den Kofferraum. Heraus nahm er ein Warndreieck und wischte hastig alle Oberflächen mit seinem Hemdärmel ab.

»Sie wird in fünf Minuten versorgt.« Er klappte das Dreieck auseinander und rannte die Straße ein Stückchen hinauf. Seine Freundin starrte ihm perplex hinterher. In ihr Gesicht waren immer noch Angst und Schrecken geschrieben. War das wirklich noch der Mann, den sie liebte? Sie unternahm keine Anstalten zurück ins Auto zu steigen. Stattdessen setzte sie sich erneut neben die reglose Frau und schob ihr ihre Jacke unter deren Kopf.

»Lisa, nimm das sofort da weg. Sie wird gleich versorgt, aber wenn sie deine Jacke finden können wir auch gleich hier bleiben.«

Sie schüttelte fassungslos den Kopf und sah zu ihm herauf: »Wir werden auch hierbleiben. Wir sind beide mitschuldig, denn keiner von uns hat aufgepasst. Wir müssen die Konsequenzen dafür tragen.« Felix schien sie gar nicht gehört zu haben, sondern zog vorsichtig Lisas Jacke unter dem Kopf der Frau weg.

»Nichts macht mehr Sinn, wenn sie uns fassen. Es ist alles perfekt und die Frau hat auch nichts davon, wenn ich meinen Job verliere. Jetzt hör bloß auf zu reden bevor sie noch aufwacht und unsere Stimmen hört.« Er zog Lisa am Arm hoch und sah ihr in die Augen: »Ich tue das für dich. Ich will meinen Job und dich als Frau.« Lisa rang einen kurzen Augenblick mit sich selbst, doch obwohl sie wusste, dass sie einen schweren Fehler machte, trottete sie mit geneigtem Kopf hinter ihrem Freund her. Als nach wenigen Minuten der Wagen in der Nacht verschwunden war, schrillten Alarmsirenen, durch den Vorort Lexingtons.

»Ein weiteres Projekt der *Agency* ist die Erforschung des alten Ägyptens. Momentan widmen sich mein Team und ich mit aller Konzentration der Frage, wie die Cheopspyramide gebaut wurde. Es handelt sich dabei nicht nur um eines der sieben Weltwunder, sondern auch über ein im höchsten Maße mystisches Bauwerk« Bobby zielte mit der Fernbedienung auf den Projektor und dieser warf jetzt das Bild einer gigantischen Pyramide an die Leinwand.

»Was uns als Erstes verwunderte waren die Analogien, die es zwischen den komplizierten Fügetechniken der Mauern gab. Die tragenden Mauern wurden nämlich alle aus unregelmäßigen Strukturen erbaut, was eine unglaubliche Stabilität der Pyramide zur Folge hatte. Doch genau dieselbe Fügetechnik findet sich auch bei anderen Bauwerken der Vergangenheit. Zum Beispiel beim berühmten Machu Pichu in Peru oder in Sacasayhuamán. Die alten Kulturen haben in vielen Hinsichten erstaunliche Ähnlichkeiten. Sie alle verfügten zum Beispiel über Kenntnisse in Astronomie und daher auch über ein erstaunlich präzises Kalendersystem. Doch auch Mumifizierung der Toten und weitere architektonischen Leistungen gleichen sich in vielerlei Hinsicht. Und je mehr man in die Vergangenheit zurückgeht, desto ähnlicher, stabiler und präziser sind sich die Bauten. Teilweise wurden Probleme auf verschiedenen Kontinenten auf exakt dieselbe Weise gelöst. Doch es ist leider unmöglich das Alter eines Gebäudes zu bestimmen. Solange kein organisches Material von Mumien oder andere Informationen gefunden werden, liegt das Alter komplett im Dunkeln. Das kann man zum Beispiel sehr schön auf der Osterinsel erkennen, denn hier gibt es hunderte von alten Mauistatuen, bei denen niemand weiß wie alt sie wirklich sind. Doch sogar, wenn wir organisches Material finden und dessen Alter bestimmen können ist das immer noch kein Beweis dafür, dass das Bauwerk genauso alt ist. Schließlich könnten die Gebäude auch von noch älteren Kulturen stammen und erst Jahrtausende später von anderen Völkern für ihre eigenen Zwecke verwendet worden sein. Eine ähnliche Vermutung haben wir inzwischen im Fall der großen Pyramide in Giseh.

Es ist absolut unklar, wie es Cheops möglich war über Sechsmillionen Tonnen Sandstein abzubauen und zu diesem gigantischen Monument zu errichten. Wir sind inzwischen sogar an einem Punkt angekommen, an dem wir gezwungen sind das Alter der Pyramide weitaus höher einzuschätzen, als bisher angenommen. Cheops war vermutlich gar nicht ihr Erbauer, sondern verwendete sie lediglich für seine eigenen Zwecke.« Einige der Menschen im Saal lachten leise, doch die meisten waren gespannt welche neuen Erkenntnisse die *American Agency of natural and exact Sciences* gewonnen hatte. Bobby schaltete eine Folie weiter und auf der Leinwand erschien der Querschnitt der Pyramide.

»Die verschiedenen Theorien über die Entstehung sind zwar teilweise plausibel, doch selbst die neueste Vermutung, die Ägypter hätten im Inneren eine Wendelrampe errichteten, um die schweren Steine aufeinander zu schichten, funktioniert nur mit sehr reißfesten Seilen. Im alten Ägypten kannte man allerdings nur Hanfseile, die den unglaublichen Kräften einfach nicht hätten standhalten können. Auf dieser Folie können Sie drei Kammern erkennen. Eine davon befindet sich im Felsensockel des Fundamentes und wird daher Felsenkammer genannt. Die anderen beiden waren für Cheops und seine Gemahlin vorgesehen. Vor nur wenigen Wochen jedoch machte unser Forschungsteam eine bahnbrechende Entdeckung. Es gibt, wie Sie auf der Skizze erkennen können, zwei Schächte, welche von außen in die Kammer führen. Der genaue Nutzen der Schächte ist noch unklar, allerdings wurde es uns vor kurzem möglich sie mit Hilfe eines neuen Roboters zu erkunden. Dieses Mal fanden wir etwa vierzig Meter im Inneren einen die Öffnung zu einer leeren Kammer. Zumindest schien es anfangs so. Bei einer genauen Analyse der Bilddaten haben wir jedoch im Boden eine Platte gefunden. Es war zwar unmöglich die Steinplatte zu entfernen, doch mit Hilfe der neusten Röntgentechnik konnten wir darunter zwei Steintafeln finden. Doch das Wichtigste waren die Inschriften, die wir später auf den Fotografien entdeckt haben. Es war sehr schwer die Zeichen alle zu entschlüsseln und unser bester Mitarbeiter, Mr. Basler, arbeitet noch in diesem Moment an der Übersetzung im Labor. Das Faszinierende kommt allerdings erst noch. Die Tafeln sind nicht mit den Hieroglyphen aus dem alten Ägypten beschrieben, sondern mit einer



uralten Schrift, die viele Parallelen zu den Vinča-Symbolen aufweist. Die Vinča-Zeichen gehören fast zu den ältesten Schriften, die jemals gefunden wurden. Man datiert sie auf etwa 5000 v. Chr. Später entstand aus ihnen die Keilschrift, die in Mesopotamien von den Sumerern verwendet wurde. Doch unser Fund scheint sogar noch älter als die Vinča-Symbole zu sein. Es ist zwar sehr schwer ihr Alter einzuschätzen, doch gehen wir von weitaus mehr als 7000 Jahren aus. Die Texte enthalten zudem faszinierende Hinweise auf den Bau der Pyramide. Es wird beispielsweise von einer seltsamen Pflanze berichtet, die in den Wäldern gefunden wurde. Wir fanden einige Symbole, die das Aussehen der Pflanze recht gut dokumentieren. Mr. Basler hat zu diesen Zwecken eine Zeichnung für Sie angefertigt.« Sie schaltete erneut eine Folie weiter, auf der die Strichzeichnung einiger Blätter und Beeren zu sehen war. Daneben war das Foto einer Pflanze abgebildet.

»Natürlich haben wir versucht herauszufinden um welche Art es sich dabei handeln könnte. Das Ergebnis war überraschend. Im südamerikanischen Dschungel wächst nämlich schon seit Jahrtausenden eine besondere Pflanze namens Ayahuasca. Vermutlich hat keiner von Ihnen schon von ihr gehört, daher möchte ich Ihnen kurz erklären worum es sich handelt. Die Ayahuasca enthält einen Wirkstoff, der die Ausschüttung eines Psychedelikums namens DMT bewirkt. DMT ist jedoch keine normale halluzinogene Droge, wie zum Beispiel LSD, sondern wird vom menschlichen Gehirn zu bestimmten Zeitpunkten in großen Mengen produziert. Beispielsweise in dem Moment in dem ein Kind im Mutterleib ein Bewusstsein entwickelt. Doch das ist noch nicht alles. Auch wenn sich ein Mensch im Sterbeprozess befindet, wird DMT in großen Mengen ausgeschüttet. Es ist nachweislich auch für Nahtoderfahrungen bekannt, denn wer DMT konsumiert kann auch ohne zu sterben solche Erfahrungen machen. Schon seit Jahrtausenden ist daher auch die Ayahuasca in Südamerika bekannt und wurde in hohen Mengen zur Bewusstseinsweiterung konsumiert. Es handelt sich also um eine ausgesprochen besondere Pflanze, deren Wirkung inzwischen Teil von wissenschaftlicher Forschung ist. Die gefundenen Tafeln sind nun der Beweis dafür, dass die Pflanze sogar in Nordafrika schon bekannt war. Und zwar zu einer Zeit in der die Sahara noch nicht ausgetrocknet war, sondern eine fruchtbare Gegend in der es sogar Wälder gegeben hat. Doch diese Zeit liegt schon weit über zehntausend Jahre zurück. Es handelt sich hierbei also um einen weiteren Hinweis, der das Alter der großen Pyramide wesentlich höher datiert, als bisher angenommen. Doch aus welchem Grund die Pflanze angeblich bei dem Bau der Pyramide eine Hilfe war ist uns ein Rätsel. Doch das ist nicht das Einzige. Auf der zweiten Tafel gibt es nämlich klare Hinweise auf eine *weitere* Pyramide, die angeblich irgendwo in der Nähe der großen Pyramide zu finden sein soll. Die Position haben wir zwar noch nicht komplett bestimmen können, doch natürlich arbeiten wir Tag und Nacht an der Entzifferung der Symbole. Unsere Funde werfen auf jeden Fall eine Menge Fragen auf. Wer war der wirkliche Erbauer der großen Pyramide? Hat es vor zehntausend Jahren vielleicht eine uns unbekannte Hochkultur gegeben, die zu einer so unglaublichen Leistung fähig war? Das würde auch die Parallelen zu den Kulturen auf anderen Kontinenten erklären. Was hat die Ayahuascapflanze mit all dem zu tun? Gibt es tatsächlich eine bisher unbekannte Pyramide in der Nähe, die irgendwo im Wüstensand verborgen liegt? Ich hoffe, meine Damen und Herren, dass wir auf diese und weitere Fragen in der nahen Zukunft Antworten finden werden. Ich danke Ihnen allen für Ihre Aufmerksamkeit.« Bobby verneigte sich und schaltete den Beamer aus. Endlich war der Kongress geschafft.

Etwa zweihundert Menschen im Saal erhoben sich und gaben seichten Beifall. Eine allgemeine Unruhe breitete sich aus und die meisten der Anwesenden begannen sich über das jährliche Seminar der *Agency* auszutauschen. Bobby war die letzte Referendarin an diesem Freitagabend und bildete somit das Schlusslicht des einwöchigen Kongresses. Sie nahm einen hastigen Schluck Wasser aus dem Glas, was bisher unberührt auf dem Rednerpult gestanden hatte und ging dann mit schnellen Schritten auf ihren Laptop zu um ihre Sachen zu packen. Es war eine lange Woche gewesen. Und es kam trotzdem noch viel Arbeit auf sie zu. Sie klappte den Deckel des Notebooks herunter und verstaute es in ihrer Tasche. Dann sah sie sich kurz um und entschloss sich, durch den kleinen Hinterausgang des Konferenzsaales unbemerkt zu verschwinden. Würde sie den Hauptaussgang benutzen würden mindestens zehn ihrer Arbeitskollegen und drei Menschen von der Presse auf sie einquasseln. Sie ließ ihren Blick kurz über die Menge schweifen und eilte dann auf die kleine

Holztür zu, die Zugang zu einer kleinen Küche gewährte. Sie hatte einen alten Notausgang, der nur von innen geöffnet werden konnte. Nur wenige Kollegen kannten ihn und es war nicht das erste Mal, dass Bobby mit seiner Hilfe eine gute Stunde Zeit sparte. Sie zog die Tür auf und navigierte sowohl ihren Rucksack, als auch die Notebooktasche geschickt hindurch. Als die Tür hinter ihr geschlossen war, lehnte sie sich gegen das Holz und genoss die eingetretene Ruhe. Die Geräusche aus dem Konferenzsaal waren nun nur noch gedämpft zu hören und erst jetzt stellte sie fest, wie müde sie eigentlich war.

»Jetzt ist Wochenende. Das habe ich mir doch verdient, oder?«, fragte sie einen energisch brummenden Kühlschrank neben dem Notausgang. Der Kühlschrank antwortete ihr nicht und Bobby gluckste vergnügt über ihre eigene Albernheit. Dann steuerte sie auf die kleine Metalltür zu, die sie sowohl ins Wochenende als auch ins Freie führen sollte. Sie war gerade im Begriff die Klinke herunterzudrücken, als sie hinter sich jemanden rufen hörte.

»Bobby, warten Sie.« Sie verdrehte die Augen und wandte sich genervt um. Fest dazu entschlossen laut zu seufzen wenn es jemand war, der sie aufhalten wollte. Neben dem Kühlschrank war Jim, ihr Chef aufgetaucht und Bobby unterdrückte das Seufzen.

Stattdessen setzte sie ein gespieltes Lächeln auf und fragte süßlich: »Jim, ich habe in dieser Woche über zwanzig Überstunden geschoben. Ich hoffe Sie wollen sich höchstens für meinen Einsatz heute Abend bedanken und mir ein schönes Wochenende wünschen. Alles weitere würde meine Nerven nämlich überstrapazieren.« Jim öffnete den Kühlschrank und warf einen kurzen Blick herein. Mit einer enttäuschten Miene schloss er ihn jedoch sofort wieder und warf Bobby einen klagenden Blick zu.

»Es gibt keine Buttercremetorte mehr. Hat Hanna alles weggefressen?« Bobby war nicht nach Jims ständigen Spielereien zumute und sie verschränkte die Arme vor der Brust.

»Jim, ich habe Ihnen diese Woche etwa dreitausend Gefallen getan. Wie wäre es wenn Sie mir nur einen einzigen tun und auf den Punkt kommen?«

Er zog die Augenbrauen hoch und sagte: »Bobby ich möchte Sie in fünf Minuten in meinem Büro sprechen. Es gibt eine Planänderung im Cheopsprojekt. Eine *gravierende* Planänderung. Ich werde Sie leider noch heute davon unterrichten müssen. Ich wollte Ihnen erst nach ihrem Vortrag davon erzählen, damit sie nicht abgelenkt sind.« Bobbys Hoffnung, diese Woche hier und jetzt beenden zu können, war inzwischen gleich Null und sie ärgerte sich innerlich darüber, dass Jim ihr noch nicht einmal ein Kompliment für den heutigen Vortrag gemacht hatte. Vielleicht hätte sie sich dann auch lieber dazu bereit erklärt seiner Bitte nachzukommen. Doch es gab für sie ohnehin keine andere Möglichkeit und somit entgegnete sie trotzig: »Ich will dafür nächste Woche frei.« Er sah sie kurz an und legte die Stirn in Falten. Dann drehte er sich um und zog die Tür zum Konferenzraum einen Spalt auf. Der Lärm aus dem Saal drang erneut an Bobbys Ohren.

Beim Herausgehen antwortete er: »Die Zeiten in denen Sie freiwillig Urlaub nehmen sind schon lange vorüber, Bobby. Und das wissen Sie besser als ich. In Fünf Minuten.« Er zwinkerte ihr zu. Die Tür fiel ins Schloss und die wunderbare Stille kehrte zurück. Sie trat verärgert gegen den Kühlschrank. Dieser brummte unbekümmert weiter. Es war kurz nach acht.

\*

Bobby betrat das Büro. Es war ein stattlicher Raum mit farbenfrohen Gemälden und einem dunklen Parkettboden. An vereinzelt Stellen lagen Tierfelle als Teppichersatz herum, die einen vergessen ließen, dass man sich eigentlich in der größten Forschungseinrichtung Ohios befand. Ein Kronleuchter hing von der Decke und Jim saß hinter einem Schreibtisch im hinteren Teil des Raumes. Er schien in ein Buch vertieft und tat erst so als bemerke er Bobby nicht. Er sah erst auf, als sie sich bereits auf einem der Sessel niedergelassen hatte, welche schräg gegenüber seines Schreibtisches standen. Jim nahm mit seiner üblich langsamen Art eine Pfeife aus seiner obersten Schreibtischschublade und begann sie mit Tabak zu stopfen.

»Sie sind mal wieder auf die Sekunde pünktlich, Bobby. Und Ihr Vortrag eben war große Klasse.« Er neigte sich ein kleines Stückchen vor und blickte Bobby dann mit seinen hellblauen Augen an. Dann kräuselten sich seine Lippen zu einem Lächeln und er flüsterte: »Ich fand ihn sogar am

interessantesten. Das Beste kommt eben immer zum Schluss. Es liegt ein erfolgreicher Kongress hinter uns und Sie haben sich mal wieder selbst übertroffen.« Er nahm eine reich verzierte Streichholzschachtel von seinem Schreibtisch und öffnete sie behutsam.

Bobby sah den alten Mann erleichtert an und erwiderte: »Wenn Sie mir dieses Kompliment nicht gemacht hätten, wäre ich Ihnen mindestens bis zum nächste Jahr böse, aber vielmehr interessiert mich was wichtiger als mein wohlverdienter Feierabend ist.« Jim hatte inzwischen das Streichholz entfacht und steckte seine Pfeife an.

Er nahm einen kurzen Zug und antwortete: »Bobby, die Regierung hat uns untersagt am Cheopsprojekt weiterzuarbeiten.« Bobby wusste nicht genau ob sie lachen sollte oder sich verhöhrt hatte. Ausdruckslos starrte sie ihren Vorgesetzten an, der ihren Blick mit ernster Miene erwiderte. »Sie haben richtig gehört. Das gesamte Cheopsprojekt wird abgebrochen. Mir ist bewusst wie viel sie in letzter Zeit gearbeitet haben, aber mir sind die Hände gebunden.« Bobbys Reaktionsvermögen kehrte langsam zurück. Sie fühlte sich als hätte man hier mit der flachen Hand ins Gesicht geschlagen.

»Jim, ist Ihnen eigentlich bewusst wie nah wir vor einer Sensation stehen? Wir können kein anderes Projekt beginnen, bevor dieses nicht abgeschlossen ist. *Ich* kann es nicht.« Jim erhob sich von seinem Stuhl und richtete seinen Blick zum Fenster. Draußen hatte die Abendsonne inzwischen eine Wolkenbank am Horizont in einen glühenden Streifen verwandelt und ließ ganz Cleveland in einem strahlenden Gold schimmern. Er stieß nachdenklich den süßen Tabakqualm aus.

»Mich überrascht Ihre Reaktion nicht. Ich würde mich vermutlich ebenfalls weigern. Aber die Regierung hat uns den Geldhahn zugekehrt. Ich bin dazu gezwungen ihr Equipment zurückzugeben und diese Kostenstelle zu schließen. Ich verstehe diesen plötzlichen Wandel selbst nicht. Es tut mir sehr leid.« Bobby wusste nicht ob sie enttäuscht oder verzweifelt sein sollte. Ihr Kiefer klappte herunter und für einige Sekunden glaubte sie zu schweben. Sie spürte das Parkett unter ihren Füßen nicht mehr und starrte ausdruckslos zum Fenster hinaus. Doch Jim holte sie in die Realität zurück, indem er sich umdrehte und sie mit mitleidiger Miene musterte. Sie schluckte.

»Jim wir sind nicht die einzigen, die auf der Spur des Geheimnisses sind. Es gibt in Deutschland eine andere Organisation mit demselben Ziel. Wenn sie uns zuvorkommen war alle Arbeit umsonst. Aber wenn wir jetzt weiter machen werden wir die Pyramide als erste finden. Mit großer Sicherheit sogar.« Jim runzelte die Stirn.

»Das gesamte Projekt wurde bisher aus Geldern der Regierung finanziert. Aber schon seit Anfang dieser Woche wurde eine andere Organisation aus Deutschland beauftragt Ihr Projekt weiterzuführen. Ich kann mir vorstellen wie frustrierend das für Sie sein muss.« Er paffte eine weitere Tabakwolke in die trockene Büroluft und ließ sich dann wieder hinter seinem Schreibtisch nieder. Wäre die verantwortliche Person für diesen Rückschlag ihrer wissenschaftlichen Laufbahn hier im Raum gewesen, hätte Bobby vermutlich noch heute Abend einen Mord begangen. Doch natürlich konnte Jim tatsächlich nichts für diese Entscheidung. Wenn sie ehrlich war, hatte sie sogar nur auf den Tag gewartet an dem die Masongruppe ihre Gelder umleiten würde. Bobby war nicht dumm. Die Regierungen der Länder hatten in den letzten Jahrzehnten immer mehr ihrer Macht an den Lobbyismus abtreten müssen. Große Forschungsorganisationen waren nur noch die Werkzeuge von mächtigen Industriemagnaten und sobald man kurz davor war bestimmte Wahrheiten herauszufinden, wurde einem der Geldhahn abgedreht. Die Deutschen würden schon in wenigen Monaten ihre Ergebnisse präsentieren. Und das waren vermutlich dieselben Lügen, wie es sie schon immer gegeben hatte. Doch dann traf sie eine Entscheidung.

»Jim, ich muss Ihnen etwas erklären, was ich selbst erst seit dieser Woche weiß. Wir müssen das Projekt nicht nur weiterführen, weil wir uns damit ein paar Lorbeeren verdienen können. Es gibt einen noch viel wichtigeren Grund«, sagte sie. Jim klappte das Buch auf seinem Schreibtisch zu und legte beide Hände darauf. Dann sah er seine Mitarbeiterin gespannt an und nickte.

»Dann lassen Sie mal hören«, sagte er. Bobby beugte sich ein kleines Stück nach vorne und sah ihrem Vorgesetzten direkt in die Augen.

»Was ich Ihnen erzählen werde ist streng vertraulich und hat nicht mehr viel mit dem eigentlichen Projekt zu tun. Vor etwa sechs Monaten wurde zehn Meilen westlich von Giseh eine Ölader im

Boden entdeckt. Aus diesem Grund hat die ägyptische Regierung sofort veranlasst Testbohrungen im Umkreis von zehn Meilen durchzuführen und diesen Landstreifen in einen Schweizer Käse zu verwandeln. Eine dieser Bohrungen fand im Sonnental statt, einem Canyon, der 2015 bei einem schweren Erdbeben entstanden ist. Vielleicht erinnern Sie sich. Es war letztes Jahr kurz in den Medien. In dieser Zeit fand einer der Arbeiter an der Baustelle ein rosafarbenes Mineral, was aus mehreren hundert Metern Tiefe stammt. Als das bekannt wurde, hat man noch mehr des Minerals gefunden und eine Analyse durchgeführt. Recht schnell konnte man das Gestein als Blutdiamant identifizieren, der normalerweise nur in viel tieferen Erdschichten vorkommt. Natürlich hat dieser Fund sofort für Aufruhr gesorgt und die Regierung hat spezielle Geräte zum Abbau der Diamanten herangeschafft. Somit wurde aus dem Bohrprojekt, ein Abbauprojekt. Allerdings wurden schon nach zwei Wochen Arbeit im Sonnental einige der Arbeiter schwer krank. Die Meisten beklagten sich anfangs nur über gelegentliche Kopfschmerzen und leichte Übelkeit. Jedoch verstärkten sich die Symptome schnell und einige mussten sogar in Krankenhäuser eingeliefert werden. Dieses Mysterium hat sich weiter verbreitet und wurde immer schlimmer. Nach etwa drei Wochen traten bei über neunzig Prozent der Beteiligten die entsprechenden Symptome auf und zwar sogar noch in schlimmerem Ausmaß. Manche unter ihnen fielen in ein Koma. Anderen wurde plötzlich schwindelig und sie brachen ohne Vorwarnung einfach zusammen. Es kam sogar nach einem Monat zu zwei Todesfällen, wobei die Patienten vor ihrem Tod unter starkem Nasenbluten litten. Einer von Ihnen hustete sogar Blut. Die Autopsie ergab schwere innere Blutungen. Die erste Vermutung der Ärzte war, dass es sich bei der Krankheit um eine neuartige Seuche handelte, die bei den Grabungen irgendwie freigesetzt worden sein musste. Doch die Blutuntersuchungen ließen auf keinen Virus oder feindliche Keime schließen. Stattdessen diagnostizierte man eine heute sehr wohl bekannte Krankheit. Bei einer späteren Analyse des Gewebes der Toten wurde eine hohe radioaktive Verseuchung festgestellt. Leider war es da jedoch schon zu spät und im Laufe der nächsten Wochen starben über sechzig Prozent der Arbeiter. Natürlich hat die Regierung auf der Stelle Kräfte in das Tal geschickt, damit diese Strahlungsmessungen vornehmen. Allerdings wurde im Bergwerk weder ein radioaktiver Fallout festgestellt, noch Strahlungswerte, die über die gewöhnlichen kosmischen Werte hinausgehen. Noch verrückter wurde die ganze Geschichte nachdem an den kontaminierten Körpern weitere Tests vorgenommen wurden. Es gibt Methoden, die einen Wissenschaftler herausfinden lassen, womit der befallene Körper verseucht wurde. Nachdem die Ergebnisse jedoch vorlagen, wurden die Tests wiederholt, da sie lächerlich waren und es sich um einen Fehler handeln musste. Nach zwei weiteren Tests jedoch war jeder Irrtum ausgeschlossen. Die Arbeiter im Sonnental waren von einer enorm energiereichen Strahlung getötet worden. Angeblich hatten die Teilchen eine Höchstenergie von  $10^{20}$  Elektronenvolt. So hohe Werte hat noch nicht einmal die Gammastrahlung einer Atomexplosion.«

Jim runzelte die Stirn und sah Bobby erstaunt an. Er war selbst Archäologe und verstand aus diesem Grund ein kleines bisschen von radioaktivem Zerfall. Aber worauf sie hinaus wollte, verstand er beim besten Willen nicht. Etwas verständnislos sah er sie an.

»Und was bedeutet das? An welchen Orten auf der Erde kann es denn dann zu so hohen Energien kommen?« Jim legte eine kurze Raucherpause ein und bettete seine Pfeife behutsam in das Kästchen auf seinem Schreibtisch. Sein Interesse war geweckt.

Dann fuhr Bobby fort: »Jedes radioaktive Element hat eine Halbwertszeit. Diese Zeit gibt Auskunft, wie lange es dauert, bis das Element zur Hälfte in ein anderes zerfallen ist. Je höher die Ordnungszahl eines Elementes ist, desto geringer ist in der Regel auch seine Halbwertszeit. Sie haben auf dem College mit Sicherheit auch gelernt, dass viele Elemente gar nicht existieren können, sondern nur für Bruchteile von Sekunden in Teilchenbeschleunigern erzeugt werden. Das sind dann meist Elemente mit Ordnungszahlen über hundert, deren Halbwertszeit extrem gering ist. Die Verstrahlung der Arbeiter jedoch, wurde durch ein Element ausgelöst, welches nur unter extremen Bedingungen entsteht. Eine so hochfrequente Strahlung tritt normalerweise nur im Universum auf. In der Milchstraße oder in fremden Galaxien kann es zu großen kosmischen Katastrophen kommen. Wir können die Strahlung dieser fernen Katastrophen mit Satelliten oder Raumsonden messen. Doch hier auf der Erde kommt von dieser Strahlung normalerweise fast nichts mehr an, denn wir

werden von der Atmosphäre weitgehend vor ihr geschützt. Ein weiterer Teil der kosmischen Strahlung entsteht durch Sonnenwinde, also durch geladene Teilchen, die bei der Kernfusion, also der Umwandlung von Wasserstoff in Helium, auf der Sonne entstehen. Diese Sonnenwinde werden vom Erdmagnetfeld abgeschirmt und treten ausschließlich an den Polkappen in die Atmosphäre ein. Die dabei entstehenden Effekte kennen Sie vermutlich als Polarlichter. Doch diese Art der Strahlung entsteht normalerweise ausschließlich im Weltall. Hier auf der Erde wäre man nur mit einer Wasserstoffbombe in der Lage sie zu erzeugen, doch natürlich ist es in der Sahara kürzlich zu *keiner* nuklearen Explosion gekommen. Zumindest hoffe ich das.« Für eine kurze Zeit fiel kein Wort in dem behaglichen Büro des Managers. Nach einer Weile stand Bobby auf und ging nun langsam zum Fenster, von dem man einen guten Überblick über den Parkplatz hatte. Einige Laternen waren angesprungen und warfen ihr blasses Licht auf die verbliebenen Autodächer. Dann drehte sie sich zu ihrem Chef um.

»Doch das aller Interessanteste kommt jetzt erst noch. Wir haben wie schon gesagt auf den Tafeln mit den Vinča-Symbolen Hinweise auf eine zweite Pyramide gefunden. Frank hat die Position dieser Pyramide inzwischen genau bestimmen können. Und sie dürfen drei Mal raten an welchen Ort uns diese Position führt.« Jim nahm seine Pfeife vom Tisch und schüttete die Asche vorsichtig in einen mit Hieroglyphen verzierten Becher. Dann wandte er sich wieder Bobby zu und sah sie fragend an.

»Im Sonnental?« Bobby nickte.

»So ist es! Doch leider haben wir keine Chance am entsprechenden Ort Nachforschungen anzustellen. Die ganze Gegend wurde abgesperrt. Schon seit Tagen sind uns die Hände gebunden. Und jetzt sitzen wir von einem Tag auf den anderen plötzlich auf dem Trockenen und haben kein Geld mehr. Glauben Sie wirklich an einen Zufall. Diese ganze verdammte Masongruppe steckt doch dahinter. Irgendjemand möchte nicht, dass wir die Wahrheit über Giseh herausfinden. Und dieser jemand ist mit Sicherheit die Masongruppe.« Jim sah sie fassungslos an. Natürlich glaubte er ihr nicht. Jim war viel zu naiv für diese Welt. Er war schon immer Patriot gewesen und hatte ein blindes Vertrauen in die amerikanische Regierung.

Nach einigen Sekunden antwortete er: »Ich glaube im Gegensatz zu Ihnen noch an unsere Verfassung und all die Verschwörungstheorien über diese Masongruppe sind vermutlich nichts weiter als Unsinn.« Er sah sie für einige Augenblicke schweigend an. Offensichtlich war ihm die ganze Angelegenheit furchtbar unangenehm. Bobby schloss die Augen und lehnte sich für einige Sekunden auf dem Sessel nach hinten. Dann nahm sie die Brille ab und strich gedankenverloren mit dem Zipfel ihres Hemdes über die eckigen Gläser. Sie warf sie einen flüchtigen Blick auf ihre Uhr. Es war schon viel später, als sie erwartet hatte.

Sie schob ihre Brille zurück auf die Nase sagte: »Ich kann meine Geschichte beweisen. Noch heute Nacht schicke ich Ihnen die Befunde aus dem Krankenhaus. Außerdem werde ich Nick bitten Ihnen seine Übersetzung der Steintafeln zu schicken« Jim begann zu lächeln und schüttelte den Kopf.

»Es tut mir leid aber selbst wenn ich ihrer verrückten Theorie glauben würde, könnte ich auch kein neues Geld herbeizaubern. Sie müssen diese Niederlage akzeptieren und sich einem neuen Projekt zuwenden. Ich geben Ihnen auch die nächste Woche frei. Unternehmen Sie etwas Schönes. Fahren Sie in den Urlaub, aber bitte akzeptieren Sie die Entscheidung.« Doch sehr schnell wurde ihm klar, wie wenig seine Worte bei ihr bewirkt hatten. Bobby erhob sich schnaubend aus ihrem Sessel und betrachtete ihn so feindselig, als habe er gerade ihre Großmutter ermordet.

»Ich will keinen Urlaub. Ich will die *Wahrheit* herausfinden«, fauchte sie und drehte sich entschlossen um. Schon nach wenigen Sekunden hatte sie sein Büro verlassen und schlug die Tür hinter sich zu. Jim zuckte zusammen. Er begann nachdenklich sich eine Pfeife neu zu stopfen. Er kannte Frauen wie Bobby. Wenn sie sich einmal etwas vorgenommen hatten, gingen sie über Leichen um ihr Ziel zu erreichen. Leise erhob er sich und sah aus dem Fenster. Draußen war die Dämmerung bereits hereingebrochen. Es würde noch eine lange Nacht für ihn werden. Diese ganze Sache war noch nicht vorbei.

Es war still im Wagen und beide starteten auf die Fahrbahn, als gäbe es nichts mehr, was noch von Bedeutung war. Es würde nicht lange dauern bis Felix in der 29. Straße angekommen war um Lisa an ihrem Haus abzusetzen. Irgendwann hielt er das Schweigen nicht mehr aus und unternahm einen Versuch mit ihr zu reden.

»Lisa, ich...« Sie brachte ihn allein mit ihrem Blick sofort wieder zum Schweigen. »Ich verstehe immer noch nicht, wieso ich eigentlich mit dir gekommen bin.« Felix rang innerlich mit sich selbst. Er musste sie irgendwie von der Vernunft seiner Entscheidung überzeugen.

»Du verstehst also nicht warum ich das getan habe? Glaubst du ich hatte Angst vor der Polizei?« Sie funkelte ihn stumm aus dem Augenwinkel an und nickte.

»Wie kannst du so etwas behaupten? Du weißt sehr genau was geschehen wäre, wenn wir dort geblieben wären«, sagte er, »die Polizei hätte mich sofort auf Alkohol und Drogen untersucht und vermutlich diesen Stoff von Phil gefunden. Sie hätten mich gefragt woher er kommt und auch wenn ich ihnen nichts gesagt hätte, wäre die Spur über Charly zu Phil gelaufen. Vermutlich hätten sie dich auch ausgequetscht und du wolltest ihn ja sowieso verraten. Danach hätte ich meinen Job bei Frank verloren und unsere Zukunft wäre den Bach heruntergegangen. Ganz zu schweigen von den Strafmaßnahmen.« Lisa konnte immer noch nicht fassen, welche Einstellung ihr Freund zu den vergangenen Ereignissen hatte. Doch das war auch nicht ihre erste Enttäuschung in den letzten Wochen. Immer wieder hatte er sich von Charly überreden lassen seine Zeit mit diesem verrückten Mexikaner zu verbringen. Mit Phil Manuel Vazquez. Schon seine Herkunft war Lisa nicht ganz geheuer. Er war plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht. Ohne Familie. Ohne Freunde. Es war ihr ein Rätsel woher der Kerl überhaupt sein amerikanisches Visum hatte. Vermutlich war er sogar illegal hier. Doch manche Menschen konnte er scheinbar mit seinen pseudowissenschaftlichen Experimenten beeindrucken. Doch sie gehörte eindeutig nicht dazu! Und vermutlich hatte Felix heute nur wegen ihm so egoistisch reagiert.

»Sie werden uns erwischen, Felix. Und dein Job wäre mir egal gewesen. Ich liebe dich auch ohne einen guten Job. Ich habe genug Geld.« Felix wurde bei dem Thema Geld immer wütend. Er gab noch etwas mehr Gas und sah dann wütend zu seiner Freundin herüber.

»Du hast genug Geld? Wirklich? Du? Du wolltest wohl sagen, *dein Vater* hat genug Geld. Aber von ihm nehme ich keinen Cent an und das weißt du. Phil hat mir Dinge über diese Gruppe erzählt in der er Mitglied ist. Diese Masongruppe. Mir kommt das alles ziemlich merkwürdig vor, glaub mir.« Lisa schossen Tränen in die Augen. Sie wusste nicht ob sie lieber schreien oder weinen sollte. Jetzt zog er auch noch ihren Vater mit in die Angelegenheit hinein. Sie schlug ihm so fest sie konnte mit der Faust auf den Oberarm.

»Es widerstrebt dir also unser Geld anzunehmen? Weißt du was? Es widerstrebt *mir* noch viel mehr verletzte Frauen auf einsamen Highways liegen zu lassen, die wir selbst überfahren haben. Das war ein *Verbrechen*, Felix. Wenn sie stirbt und sie dich erwischen, kannst du wegen Totschlag angezeigt werden.« Felix rieb sich verärgert den Arm. Sie hatte ihn noch nie geschlagen. Er starrte zornig in die Nacht hinaus und sagte: »Sie wird aber nicht sterben. Sie hat ein gebrochenes Bein und vielleicht eine Gehirnerschütterung. Sie wird wieder gesund. Und selbst wenn nicht, so macht es keinen Unterschied ob ich hinter Gittern sitze oder mit dir zusammen lebe.« Lisa traute ihren Ohren nicht. Sie spürte förmlich wie das Blut in ihren Adern zu kochen begann.

»Du bist doch absolut auf dich fixiert. Du hättest sie doch sogar dort verenden lassen, wenn sie schwerer verletzt gewesen wäre. Es geht dir vielleicht um deinen Job bei Frank, aber du weißt sehr genau, dass du mich nicht beeindruckst, wenn du ein Verbrechen vertuschst. Es geht dir nur um dich.«

Felix schrie fast als er ihr antwortete: »Wie kannst du das behaupten? Ich würde niemals einen Menschen sterben lassen. Aber das gerade hätte unsere Zukunft zerstören können.«

Sie schwieg. Ihr Magen fühlte sich an, als seien ihre Eingeweide zum Leben erwacht. In dieser Nacht schien sich alles zu verändern. Wie konnte sie bloß gleichzeitig so wütend auf einen Menschen sein und ihn trotzdem so sehr lieben? Ihr wurde abwechselnd heiß und kalt. Und dann hatte sie plötzlich schreckliche Angst.

»Halt bitte den Wagen an, Felix«, sagte sie. Er reagierte nicht, sondern starrte sie nur verblüfft an. »Es sind noch mindestens vier Meilen« Lisa griff ihre Handtasche vom Wagenboden und fuhr ihren Freund energisch an: »Es sind vielleicht noch zwei. Halt auf der Stelle an.« Felix musste plötzlich lachen. Er wusste nicht wieso, doch war er absolut überwältigt von seinen Gefühlen. Lisa verlor jetzt komplett die Beherrschung. Sie schlug ihn erneut. Dieses mal so feste, dass er bremsen musste und einen Schrei ausstieß.

»Du lachst? Du hast gerade ein Verbrechen begangen und *lachst* darüber? Ich fasse es nicht. Fahr sofort rechts ran!« Felix trat noch energischer auf die Bremse und Lisa wurde nach vorne geschleudert. Sie stieß sich mit dem Ellenbogen am Handschuhfach und schrie vor Schmerz. Der Wagen kam zum Stillstand. Sie rammte die Tür auf. Hastig verließ sie den Wagen. Bevor sie die Tür zuschlug zischte sie ihm noch mit zornsprühenden Augen zu: »Nur wer zu seinen Taten steht, hat auch eine zweite Chance verdient.« Felix trat aufs Gas und rauschte davon. Seine Gedanken überschlugen sich. An diesem Tag war so vieles passiert. Doch obwohl er bald einen guten Job haben würde, fühlte er sich grässlich. Nach kurzer Zeit kam er an ihrem Haus vorbei und stellte den Wagen dort ab. Sein Herz schlug energisch gegen seinen Adamsapfel und Verzweiflung machte sich in ihm breit. Noch nie hatte er eine so heftige Auseinandersetzung mit seiner Freundin gehabt. Ihm schossen Szenarien einer zerbrochenen Beziehung durch den Kopf.

*'Wir hatten uns gerade wieder vertragen. Wäre sie doch niemals bei Phil aufgetaucht. Wäre sie doch niemals –'*, seine Gedanken stoppten an dieser Stelle und auf einmal wurde ihm bewusst: *'Wäre ich doch niemals bei Phil aufgetaucht.'* Er schlug aufs Steuerrad, stieg aus und begann die neunundzwanzigste Straße hinunterzulaufen. Er hatte Lisa zwei Meilen östlich abgesetzt. Bald musste sie ihm entgegenkommen. Sie hatte recht gehabt. Und selbst wenn nicht, so würde er dennoch darauf bestehen falsch gelegen zu haben, nur um sie zurückzugewinnen. Langsam beschleunigte er seine Schritte. Obwohl er bereits keuchte, begann er schließlich zu rennen. Es war inzwischen schon fast komplett dunkel und nur am Horizont war noch ein violetter Schimmer der Dämmerung zu erkennen. Die meisten Straßenlaternen waren bereits angesprungen und er warf beim Rennen immer längere Schatten vor sich. Nach etwa einer halben Meile war seine Kraft am Ende und er verfiel in einen taumelnden Laufschrift. Als sie seine Wagentür zugeschlagen hatte, war seine Sturheit ebenfalls zerschlagen worden. Was genau hatte sie mit ihren letzten Worten gemeint? *'Nur wer zu seinen Taten steht, hat eine zweite Chance verdient.'* Meinte sie mit »zweiter Chance« etwa ihre Beziehung? Oder seinen Job? Es war ihm egal. Er würde alles tun, was sie wollte, wenn sie ihm noch ein letztes Mal vergab. Nach einigen Augenblicken rannte er weiter und begann Ausschau nach ihr zu halten. Um diese Zeit war hier niemand mehr zu Fuß unterwegs. Ein Lieferwagen fuhr an ihm vorbei und er kniff geblendet die Augen zusammen. Danach tanzten zwei violette Formen als Reflexe auf seiner Netzhaut. Zu seinen beiden Seiten ragten dunkle Villen mit schwarzen Fenstern auf, deren reiche Besitzer schon seit langem hinter alarmgesicherten Scheiben eingeschlafen waren. Er rannte an einem Zaun vorbei und konnte bereits die große amerikanische Flagge erkennen, die an einem Mast in der Mitte einer Kreuzung angebracht war. Sie hing schlaff herab und er rannte keuchend auf den Pfosten zu.

*'Hier habe ich sie doch abgesetzt'*, dachte er, *'Verflixt!'* Sein Blick schweifte umher und suchte nach einem Anzeichen seiner Freundin, doch sie war nirgendwo zu sehen. Er warf für einige Sekunden den Kopf in den Nacken und sah in den Himmel. Seine Augen begannen sich mit Tränen zu füllen und die Sterne über ihm verschwammen.

»Lisa!«, rief er schluchzend in die kalte Nacht und hatte keine Ahnung, woher die plötzliche Verzweiflung kam.

»Lisa, es tut mir leid. Bitte glaub mir.« Doch es antwortete nur ein fernes Hupen und das Säuseln der kalten Brise. Er sah erneut zu den blinkenden Sternen empor und tat einige ziellose Schritte. Sie wurde fünfzig Meter entfernt von Phil an eine Betonmauer gepresst.

\*

Als er wieder im Auto saß, wartete er darauf, dass sie doch noch zu Hause auftauchen würde. Doch schon nach kurzer Zeit wurde sein Warten durch ein Vibrieren in seiner Tasche unterbrochen. Sein

Puls verdoppelte sich schlagartig. Doch als er auf das Display sah, nahm ihm die Enttäuschung für einige Augenblicke den Atem. Es war Charlys Nummer und er hatte nicht die geringste Lust mit ihm zu reden. Doch schließlich überwand er sich und nahm den Anruf entgegen.

»Felix, ich bin's«, sagte Charlys aufgeregte Stimme. Felix musste sich zusammenreißen, damit seine Stimme fest klang.

»Es ist gerade ein echt schlechter Zeitpunkt«, sagte er. Charly schien besorgt.

»Ist alles in Ordnung bei dir?«, fragte er.

»Nein, ganz und gar nicht. Ich habe mich schrecklich mit Lisa gestritten. Ich glaube sie verlässt mich«, antwortete Felix.

Charly klang aufrichtig als er antwortete. »Das tut mir wirklich leid aber vergiss sie Felix. Sie hat dir damals den Kopf verdreht, aber wir waren uns damals alle einig, dass sie dich früher oder später verlassen würde. Sie kommt von einem ganz anderen Stern als du.« Felix verstand kein Wort.

Charly und Lisa hatten nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass sie sich nicht leiden konnten, doch waren sie trotzdem immer irgendwie miteinander ausgekommen.

»Was soll das heißen, *ihr* wart euch einig?«, fragte er aufgebracht. Charly brauchte eine Weile bis er antwortete.

»Du hast dich durch sie verändert. Wo ist der alte Felix geblieben?« Felix hörte diesen Vorwurf zum ersten Mal. Und das obwohl er bereits viele Jahre mit beiden befreundet war.

Erneut kochte Wut in ihm hoch. Dieses Mal nicht auf Lisa, sondern auf seinen besten Freund.

»Den alten Felix gibt es nicht mehr. Und der neue Felix möchte nichts mehr mit Phil zu tun haben« Charly antwortete sehr lange nicht. Felix wollte gerade nachfragen, ob er noch da war, als er doch noch eine Antwort bekam.

»Ja, genau über Phil muss ich mit dir sprechen. Das was du für ihn getestet hast war kein gewöhnliches Medikament. Es war etwas ganz anderes. Etwas *Neuartiges*.«

Felix Wut mischte sich nun mit Unbehagen. Wovon sprach sein bester Freund? Als er ihn fragte, bekam er jedoch keine Antwort.

»Ich will darüber nicht am Telefon sprechen.« Felix presste das Handy inzwischen so fest an sein linkes Ohr, dass es wehtat. Plötzlich hatte er Lisas Verschwinden fast vergessen. Ihn interessierte nur noch was Phil ihm für ein Teufelszeug angedreht hatte.

»Charly, wovon sprichst du? Was hat er uns gegeben?« Als Charly antwortete klang er ziemlich überzeugt.

»Das gehört in kein Telefongespräch.« Felix kannte seinen besten Freund schon viel zu gut um nicht zu wissen, wie sinnlos es war noch mehr Informationen aus ihm herauszuquetschen.

»Ich habe heute Abend nichts mehr vor. Ich komme jetzt sofort bei dir vorbei und dann erklärst du mir was los ist, okay?« Charly war einverstanden und Felix legte auf. Dieser Tag war wirklich grauenvoll. Er warf einen letzten Blick auf das leere Haus seiner Freundin. Dann zog sein Handy hervor und wählte ihre Nummer. Es meldete sich nur die Mailbox. War ja auch kein Wunder. Als er wenige Minuten später an ihrer Tür klingelte, öffnete niemand. Vermutlich war sie von ihrem Vater abgeholt worden oder hatte sich ein Taxi gerufen. Geld hatte sie schließlich genug.

Er stieg in seinen Wagen und machte sich auf den Weg zu Charly.

\*

Er schaltete den Motor aus und betrachtete die erleuchteten Fenster der kleinen Waldhütte. Dieser Ort stimmte ihn nostalgisch, denn er barg viele Erinnerungen aus seiner Kindheit. Er spielte nervös mit den Autoschlüsseln und stieg aus seinem Wagen. Die Baumkronen schwankten unruhig hin und her und gaben immer wieder den Blick auf den Sternenhimmel frei. Das Laub unter seinen Füßen raschelte. Mit jedem Schritt wurde das Gefühl des Déjà-vus intensiver. Schieferplatten pflasterten den schmalen Weg bis zum Eingang der Hütte. Er zuckte zusammen. Das Kreischen eines Vogels ertönte. Jeder Fremde wäre sicher gewesen, es handle sich um einen Kauz, der irgendwo in den Bäumen Alarm schlug. Doch war es nur ein ausgefallener Bewegungsmelder, der ihn schon als Kind immer wieder überrascht hatte. Irgendwo aus seinem Unterbewusstsein kroch der Gedanke an ein Spiel, was ihnen früher viel Freude bereitet hatte. Damals hatten beide immer so getan, als sei



die Hütte mit einer Verbrecherbande besetzt, an die sie sich heranschleichen mussten. Schafften sie es bis zur Tür zu gelangen ohne von den Sensoren entdeckt zu werden, war das Spiel gewonnen. Doch nur zu oft war das nicht geglückt.

Ein trauriges Lächeln huschte über sein Gesicht. Diese Zeiten waren für immer vorbei. Er klopfte an das dunkle Eichenholz und wartete auf seinen besten Freund. Es dauerte nicht lange bis unter dem Türspalt ein Leuchtstreifen erschien. Die Tür öffnete sich und das Grinsen seines besten Freundes tauchte über ihm auf. Charly war mindestens zwei Köpfe größer als er.

»Du hast es ja ganz schön eilig gehabt.« Felix zwang sich ebenfalls zu einem Grinsen. Er trat ein. Der vertraute Geruch von Tannenharz und Kaminqualm stieg ihm in die Nase. Es gab ein Bad und ein geräumiges Schlafzimmer. Der Wohnbereich war mit einer kleinen Küche ausgestattet, die durch eine Bar von einer kleinen Sitzgruppe getrennt wurde. Der Ideale Ort für Geburtstagspartys oder ähnliche Anlässe. Er ließ sich in die Kissen eines kleinen Sofas fallen.

»Weißt du, worüber ich gerade nachgedacht habe?« Charly schüttelte den Kopf und öffnete einen kleinen Kühlschrank unter der Bar.

»Ich habe an unser Spiel von damals gedacht.« Er beobachtete wie der blonde Schopf seines besten Freundes unter der Theke verschwand.

»Hast du noch etwas von dem Ginger Ale?« Die Antwort war ein Kopfschütteln.

»Wenn du schon über alte Erinnerungen sprechen willst darf Bier nicht fehlen« Er zog zwei Flaschen hervor und öffnete sie geschickt mit einem Ring an seinem Mittelfinger.

»Aber natürlich denke ich auch immer wieder daran.« Er lächelte und setzte sich auf die Couch gegenüber. Er warf Felix eine der Flaschen zu. Als Felix sie fing, schwappte etwas Bier auf seinen Schoß, doch so machten es die Freunde schon seit Jahren.

»Auf alte Erinnerungen.« Felix erhob die Flasche und nahm einen Schluck. Charly hatte recht. Wenn es etwas gab, was er jetzt brauchte, so war es zweifellos ein kühles Bier. Eine wohlige Wärme breitete sich in seiner Brust aus und er starrte für einige Sekunden in die Flammen des Kaminfeuers. Dieser Ort fühlte sich noch immer wie sein zweites zu Hause an.

»Wie lange ist unser letztes Treffen eigentlich her?« Charly zog die Augenbrauen hoch und lachte.

»Machst du Witze? Wir haben uns doch ständig getroffen.« Felix legte die Stirn in Falten und betrachtete gedankenverloren das Etikett seiner Bierflasche. Er strich mit dem Daumen über das kühle Glas und Kondenswasser lief in klaren Tropfen über seinen Handrücken.

»Das meine ich nicht. Wann haben wir uns das letzte Mal *ohne* Phil getroffen?« Charly schien seine Frage zu beschämen. Er wich dem Blick seines Freunde aus und sah verlegen auf das Tierfell zu seinen Füßen hinab. Felix begann nervös mit seinen Fingern zu spielen. Ein Gefühl des Unbehagens stieg in ihm auf. Charly vermisste ihre Treffen scheinbar nicht so sehr wie er. Er wechselte das Thema.

»Was habt ihr denn noch so getrieben nachdem Lisa mich abgeholt hat?« Sein Freund nahm einen weiteren Schluck Bier und warf einen flüchtigen Blick auf die Armbanduhr.

»Wir haben es genossen von keinem Weib herumkommandiert zu werden.« Felix war verwirrt.

»Sie kommandiert mich nicht herum. Sie *liebt* mich. Und ihr könnt euch nur wegen Phil nicht leiden und das hat seine Gründe.« Charly gluckste.

»Lisa hat dir eine Gehirnwäsche verpasst und nur ab und zu kommt der wahre Felix noch zum Vorschein. Doch jedes Mal wenn das geschieht, kracht es zwischen euch.« Felix konnte die Feindseligkeit seines Freundes nicht verstehen. Sie hatten bereits zahlreiche Debatten über seine Freundin geführt, doch er hatte sich heute schon genug gestritten.

»Natürlich hat sie mich verändert. Aber ich habe seitdem auch nicht mehr so viele Probleme.« Charly unternahm inzwischen gar keinen Versuch mehr seine Verachtung zu verbergen.

»Weniger Probleme? Ich glaube, wenn es jemanden gibt, der momentan in großen Schwierigkeiten steckt, dann bist du das. Und der Grund dafür ist deine Freundin.« Felix zuckte zusammen.

Plötzlich viel ihm wieder ein, wieso er überhaupt hergekommen war.

Er sah auf seine Schuhe hinab und fragte: »Wolltest du mir nicht noch etwas anderes sagen?«

Doch Charly schien sich inzwischen mehr für seine Geschichte zu interessieren.

»Alles der Reihe nach. Wieso hast du dich mit ihr gestritten? Ist es aus zwischen euch?« Felix war

dieser Frage bisher erfolgreich ausgewichen. Er schüttelte den Kopf und schlug die Augen nieder. Dann erzählte er ihm die ganze Geschichte von der Fahrerflucht. Auch wenn sie sich fast gestritten hätten, konnte er seinem besten Freund trotzdem noch alles anvertrauen ohne verurteilt zu werden. Doch auch wenn Charly ihm zuhörte, so interessierte er sich scheinbar für etwas ganz anderes.

»Diese kleine Bonze bringt uns noch alle in Teufels Küche. Ich habe dich damals vor ihr gewarnt, aber natürlich brauchte sie nur zwei Mal mit der Hüfte zu wackeln und du bist ihr nachgelaufen wie ein brunftiger Esel« Felix spürte, wie er wütend wurde.

»Du weißt ja gar nicht, wie glücklich sie mich gemacht hat. Ich *liebe* sie. Wann begreifst du das endlich? Außerdem wollte sie mich immer nur aus Teufels Küche heraushalten.« Charly schien über seine Antwort nicht verwundert zu sein und nickte nur.

»Du kannst darüber ja denken was du möchtest, aber ich werde sowieso nicht mehr lange in Ohio bleiben. Bevor Lisa zur Polizei geht verschwinden wir von hier. Du wirst dann der einzige sein, den sie in Schwierigkeiten bringt.« Bevor Felix die Chance bekam seiner Verwunderung Ausdruck zu verleihen, wurde ein rautenförmiger Lichtschein an die Zimmerdecke geworfen, der langsam von links nach rechts wanderte.

»Ein Auto?«, fragte Felix. Charly nickte und warf einen weiteren Blick auf die Uhr.

»Phil schaut noch kurz vorbei.« Er stand auf und ging zur Tür. In diesem Moment wurde Felix etwas Entscheidendes klar. Nicht nur er hatte sich in den letzten Jahren verändert, sondern auch Charly. Sie waren schon lange keine besten Freunde mehr. Zudem hatte er geglaubt, Charly hätte sich heute Abend nur mit ihm treffen wollen. Doch wie es schien hatte er sein Treffen mit Phil nur kurz unterbrochen. Vom Eingang konnte er nun ihre aufgeregten Stimmen hören. Einige Augenblicke später betrat Phil die Hütte und ließ sich auf die Couch fallen.

»Und? Hat deine Alte endlich zurück auf den Teppich gefunden?«, sagte er und nahm einen Schluck aus Charlys Bierflasche. Felix antwortete nicht, sondern starrte ausdruckslos in das Kaminfeuer. Stattdessen rief Charly aus der Küche: »Die Alte hat ihm den Laufpass gegeben.« Phils Augen weiteten sich. Seine Mundwinkel verzogen sich zu einem säuerlichen Lächeln. Doch Felix erwachte jetzt aus seiner Trance und schüttelte den Kopf.

»Das stimmt gar nicht. Sie ist nur sauer«, sagte er. Doch Charly schien das anders zu sehen.

»Du hast eine Frau überfahren und glaubst sie würde dich danach wieder annehmen«, hörte er ihn rufen. Felix fuhr herum und sah aufgebracht zu ihm hinüber.

»Das sollte eigentlich unter uns bleiben.« Charly kam zu ihnen herüber setzte sich neben Phil auf die Couch. Ihre Flaschen klirrten und beide nahmen einen großzügigen Schluck. Dann sah Charly Felix verständnislos an.

»Phil ist der Letzte, der so etwas weitererzählen würde.« Doch obwohl das stimmte, wünschte Felix sich in diesem Moment die Geschichte niemals erwähnt zu haben. Phil wollte gerade den Mund aufmachen um mehr Informationen zu ergattern, als Felix ihm ins Wort fiel.

»Ihr wollt hier verschwinden? Wohin?« Charly boxte Phil gegen die linke Schulter und nahm einen weiteren Schluck aus seiner Flasche.

»Phil und ich machen eine kleine Reise.« Zu Felix aufrichtiger Verwunderung unternahm Phil keinen weiteren Versuch das Gesprächsthema wieder zurück auf die Fahrerflucht zu lenken, sondern nickte nur zustimmend.

»Charly hat jemanden gefunden, dem ich das verkaufen werde, wovon du heute schon eine Kostprobe hattest. Es geht also zurück in meine Heimat.« Felix Miene versteinerte sich.

»Wieso musst du dafür zurück nach Mexiko? Was war das?« Charly schielte zu Phil herüber und dieser schüttelte unscheinbar mit dem Kopf.

»Wir dürfen niemandem davon erzählen. Auch dir nicht.« Charly nickte langsam und sah bedauernd zu Felix herüber, der seine Flasche inzwischen so fest umkrallte, dass seine Knöchel weiß hervortraten.

»Moment mal. Hier stimmt irgendetwas nicht und ich will sofort wissen, was du mir angedreht hast.« Phil stellte seine Bierflasche auf den Tisch und stand auf. Charly wollte ihn zurück aufs Sofa ziehen, doch er schüttelte ihn energisch ab. Dann kam er an Felix heran und sah ihm direkt in die Augen.

»Ich schulde dir keine Rechenschaft. Du hast Geld bekommen und mehr stand nicht in unserem mündlichen Vertrag. Es geht dich also nicht an, was es war, oder warum wir von hier verschwinden müssen. Führe dein Symptomtagebuch und schick es mir wie gewohnt per E-Mail.« Felix bereute es inzwischen hergekommen zu sein. Er wollte an diesem Abend nicht noch mehr Ärger bekommen und Phil würde ihm nichts mehr sagen. Er unternahm einen letzten Versuch an mehr Informationen zu gelangen.

»Dann will ich wenigstens wissen, ob es noch irgendwelche gesundheitlichen Einflüsse auf mich haben wird.« Phil nahm seine Flasche vom Tisch und ging zum Fenster. Dort blickte er für einige Sekunden in die Nacht hinaus.

»Keine Angst, du wirst schon nicht daran sterben.« Er wandte sich um und setzte sich zurück auf die Couch. In diesem Moment fasste Felix einen Entschluss. Je länger er hier war, desto unwohler fühlte er sich. Und der Männerabend, den er sich mit Charly erhofft hatte, war scheinbar ebenfalls den Bach heruntergegangen. Zudem hatte Charly mit Lisa eventuell sogar recht. Sie dachte vielleicht wirklich darüber nach die Beziehung zu beenden und er stand tatenlos herum.

»Wisst ihr was?«, sagte er und stand hastig vom Sofa auf, »Macht was ihr wollt, aber macht es ab jetzt ohne mich. Außerdem will ich *jetzt* wissen, was ihr mir gegeben habt. Charly wollte es mir sagen. Wenn er das nicht tut, werde ich sofort zur Polizei gehen und euch auffliegen lassen. Lisa hatte recht und ich gewinne sie vielleicht sogar zurück wenn ich *euch* den Laufpass gebe.« Seine letzten Worte hatten bei Phil einen Alarm ausgelöst. Er schlug seine Bierflasche ärgerlich auf den Tisch. Dann erhob er sich und ging mit schnellen Schritten auf Felix zu. Dann packte er ihn an beiden Schultern. Felix versuchte sich zwar zu wehren, doch Phils eiserner Griff ließ ihm keine Wahl. Er wurde gegen die Hüttenwand gepresst. Dann hörte er ein energisches Flüstern in seinem linken Ohr.

»Deine Freundin wird sowieso zur Polizei gehen aber schon bald spielt das keine Rolle mehr. Und wenn du es noch heute tust, kannst du denen auch gleich von deinem kleinen Unfall heute erzählen, denn wenn du das nicht machst, erledigen wir das, verstanden?« Er lockerte seinen Griff und schubste Felix Richtung Tür. »Und jetzt verschwinde.« Felix ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Er riss die Tür auf und blickte noch einmal zurück in die Hütte. »Wo ist der *alte* Charly geblieben?«, fragte er und schlug die Tür hinter sich zu.

\*

Während er im Auto saß raste sein Herz. Vor seinem Besuch bei Charly war ihm noch nicht bewusst gewesen wie viel auf dem Spielfeld stand. Das hier war keine normale Krise mehr, sondern eine ernsthafte Bedrohung seines Lebens. Alles schien sich vor seinen Augen aufzulösen. Er hatte offensichtlich seinen besten Freund verloren und wenn Lisa tatsächlich zur Polizei ging, würde er auch noch seinen Job verlieren. Aber das Schlimmste war: Er würde *sie* verlieren. Gestern war alles noch so schön gewesen. Er hatte Hoffnung gehabt und an sein Leben geglaubt. Doch plötzlich wurde ihm bewusst, wie vergänglich alles war. Sein Leben glich einem Kartenhaus kurz vor dem Einsturz.

An dieser Stelle seiner Gedanken setzte er den Blinker und fuhr an den rechten Straßenrand. Er nahm sein Handy vom Beifahrersitz und wählte Lisas Nummer. Das Tuten gellte in seinem Kopf, doch natürlich würde sie nicht abnehmen. Sie lag vermutlich tränenüberströmt auf ihrem Bett und ignorierte das Klingeln. Felix legte wieder auf und setzte die Fahrt fort. Doch seine Gedanken wurden immer lauter und energischer. Panik überfiel ihn und Bilder blitzten in seinem Geist auf. Bilder, die eine Gefängniszelle zeigten in der er verlassen auf einer Bank saß. Bilder, wo Lisa mit ihrem wunderschönen Gesicht als Unschuldige vor den Trümmern einer Beziehung stand, die hätte funktionieren können, wenn er doch nur auf sie gehört hätte. Bilder, in denen sie ihn bereits vergessen hatte, nur weil ihm sein eigenes Leben wichtiger gewesen war. Dabei war es das nicht. In diesem Moment fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. *'Lisa ist wichtiger. Lisa ist viel wichtiger!'*

Für einige Augenblicke kam ihm die Idee wirklich zur Polizei zu gehen und alles zu gestehen. Nicht nur die Ereignisse dieser Nacht, sondern alle Dinge, die er jemals mit Phil und Charly getan hatte.

Dann würde sie ihm vielleicht noch einmal verzeihen. Doch sofort schaltete sich wieder sein Verstand wieder ein.

*'Aber was nütze ich ihr im Gefängnis?'* Er fuhr ein zweites Mal an den Straßenrand und griff erneut nach dem Handy. Dann wählte er eilig die Haustelefonnummer seiner Freundin und wartete auf das Tuten. *'Nimm ab, Lisa. Ich werde verrückt. Ich muss mit dir reden.'* Doch das Tuten war nur ein sinnloses Gellen in seinem Kopf. Irgendwann ließ er das Handy sinken. Er konnte nichts weiter tun, als nach Hause zu fahren. Diese Nacht war die Schlimmste seines Lebens.

Bis jetzt.

Er bäumte sich im Bett auf und die Realität sickerte in seinen Verstand zurück. Doch die Wirklichkeit war nicht viel besser als der Albtraum, den er gehabt hatte. Normalerweise war er in solchen Situationen immer erleichtert, doch dieses Mal war das anders. Sein ganzer Körper fühlte sich angespannt an und das flauere Gefühl in seiner Brust schnürte ihm den Atem ab. Er fühlte sich als sei er von einem Panzer überrollt worden. Er versuchte die Augen zu öffnen, doch das helle Tageslicht blendete ihn. Er blinzelte an die Decke seines Zimmers, wo schmale Leuchtkaros einen neuen Tag ankündigten.

Er zwang sich die Augen zu öffnen und setzte sich stöhnend auf den Rand seines Bettes. Er blickte aus dem Fenster. Auf der Straße blitzten Autodächer und ein gelber Motorroller brummte vorbei. Er stand auf und trat an das Rollo heran. Er spähte für einige Augenblicke zwischen den Lamellen hindurch und zog es dann nach oben. Der Raum wurde mit Licht durchflutet. Draußen war ein ganz normaler Tag. Doch das galt nicht für ihn. Es mussten Entscheidungen getroffen werden. Er drehte sich um und trottete ins Badezimmer. Ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen zog er sich aus und trottete unter die Dusche. Er hatte gerade das Wasser angestellt, als der Klingelton seines Handys ihn aus den Gedanken riss.

Er drehte das Wasser ab und stieg tropfend aus der Kabine. Eine Woge kalter Luft schlug ihm entgegen. Er hob seine Hose auf und durchwühlte ihre Taschen. Sein Herz schlug mit jeder Sekunde schneller. Das konnte nur Lisa sein. Doch als er das plärrende Handy endlich gefunden hatte, wurde er enttäuscht. Es war eine andere Nummer.

»Felix Gardener«, sagte er und wurde sofort von einer Frauenstimme unterbrochen.

»Sie ist doch bei dir, oder?« Felix wischte das Telefon hastig an einem Handtuch trocken. Er war noch immer tropfnass. Etwas genervt wollte er wissen, wer am Apparat war.

»Hier ist Lisas Mutter und ich bin auf der Suche nach meiner Tochter. Ist sie bei dir?«

Felix hatte niemals viel mit Lisas Eltern zu tun gehabt. Ihr Vater war ein komischer Kauz bei dem er das Gefühl hatte immer nur das Falsche sagen zu können und ihre Mutter war den ganzen Tag nur damit beschäftigt ihren von Schönheitsoperationen entstellten Körper zu pflegen. Und das obwohl sie eigentlich eine ausgesprochen attraktive Frau war. Er schluckte und wusste nicht genau, was er sagen sollte.

»Es tut mir Leid aber ich habe Ihre Tochter seit ich sie gestern zu Hause abgesetzt habe nicht mehr gesehen.« Für einige Zeit war auf der anderen Seite nur ein leises Atmen zu hören. Dann konnte er plötzlich auch Lisas Vater hören, der versuchte seine Frau zu beruhigen. Als sie sich wieder meldete bebte ihre Stimme.

»Heute Morgen hatten wir unser gemeinsames Frühstück aber sie ist nicht aufgetaucht. Sie hat es noch niemals versäumt, denn es ist der einzige Tag an dem wir sie überhaupt noch zu Gesicht bekommen. Hast du eine Idee warum sie nicht gekommen ist?« Felix strengte seine Gedanken an und ging die Ereignisse des letzten Abends hektisch durch. Dann kam ihm ein ungeheurer Verdacht, doch war er zugleich lächerlich.

»Ich habe sie selbst gestern nur kurz gesehen. Sie ist mit einem Taxi bei einem meiner Freunde aufgetaucht und danach habe ich sie nach Hause gebracht.« Er trocknete sich flüchtig Hände und Ohren und wischte erneut das Kondenswasser von seinem Handy ab.

»Wann genau war das?«, fragte jetzt Lisas Vater, dessen Stimme gefasster klang. Felix dachte nach doch hatte er sein Zeitgefühl verloren. Er wusste noch nicht einmal wie viel Uhr es in diesem Moment war.

Aus diesem Grund antwortete er: »Ich bin mir nicht mehr sicher, aber es muss gegen elf gewesen sein.« Felix lauschte leise, wie Lisas Vater seine Frau tröstete. Obwohl er keinen von beiden sehr mochte, hatte er jetzt plötzlich großes Mitleid mit ihnen. Nach einer Weile meldete sich wieder ihre Mutter.

»Seit dem Vorfall für acht Jahren bin ich immer krank vor Sorgen, wenn ich nichts von meiner Tochter höre. Kannst du uns bitte sofort anrufen, wenn sie bei dir auftaucht.« Felix hielt das Handy etwas weiter von seinem nassen Haarschopf weg. »Ich habe verstanden. Ich melde mich dann sofort«

Sie bedankte sich und legte auf. Felix trocknete sich hastig ab und zog sich an. Dann verließ er seine Wohnung und kramte die Wagenschlüssel aus der Hosentasche. Zu Lisa nach Hause zu fahren war sinnlos, denn vermutlich hatten die Masons das schon längst selbst probiert. Stattdessen machte er sich auf den Weg zu Charly. Vielleicht war Phil in die Sache verwickelt. Er verschloss hastig die Tür seiner Wohnung und rannte hinaus in die Mittagssonne. Dann setzte er sich in seinen Wagen und startete den Motor. Auf dem Weg zu Charly versuchte er ihn auf dem Handy zu erreichen doch bekam er keine Antwort. Glücklicherweise gab es nicht viel Verkehr auf den Straßen, denn es war Samstag und die meisten Ampeln sprangen sofort auf Grün sobald er sich näherte. Schon nach wenigen Minuten befand er sich auf der Landstraße, welche durch das Waldgebiet führte in dem Charlys Hütte stand. Als er freie Bahn hatte, gab er Gas und klappte den Sonnenschutz herunter. Sein Kopf fühlte sich seltsam neblig an. Fast so als sei er betrunken. Unbewusst beschleunigte er den Wagen. Seit gestern stimmte einfach überhaupt nichts mehr. Auf der linken Seite tauchte ein Kornfeld auf. Ein schmaler Schotterweg führte direkt in den Wald und Felix musste langsamer fahren. Der Boden wurde immer unebener und das Getriebe gab alle paar Meter ein ungesundes Quietschen von sich. Intuitiv fuhr er nach einigen hundert Metern rechts heran und schaltete den Motor aus. Vielleicht war Phil noch immer bei Charly. Er wollte vorerst unbemerkt bleiben. Vorsichtig schloss er die Fahrertür und machte sich auf den Weg. Nachdem er eine halbe Meile zurückgelegt hatte, konnte er zwischen den Bäumen bereits die Hütte erkennen. Er schlich noch langsamer. Sein Blick fiel auf einen Chevy, der seine Sorge bestätigte. Phil war noch hier. Oder er war *wieder* hier.

Er pirschte sich gebückt weiter und kramte währenddessen sein Handy aus der Tasche. Er wollte zumindest noch ein letztes Mal probieren seine Freundin zu erreichen, denn wenn sie sich jetzt nicht meldete war er gezwungen ihren Eltern die ganze Wahrheit zu berichten. Er hockte sich auf den Boden und ließ den Chevy nicht aus den Augen. Dann wählte er ihre Nummer und wartete. Plötzlich drang eine Melodie an seine Ohren. Es war der dumpfe Klingelton eines Handys und er drang direkt aus Phils Auto. Er hielt die Luft an und duckte sich. Phil hatte tatsächlich etwas mit Lisas Verschwinden zu tun. Vielleicht hatte er sie sogar hierher gebracht. Hastig legte er wieder auf. Was sollte er tun? Er wartete einige Augenblicke ob jemand in der Hütte das Klingeln bemerkt hatte. Dann schlich er vorsichtig noch näher an den Wagen heran. Kleine Äste knackten unter seinen Schritten. Bei jedem Laut fuhr er zusammen und warf einen Blick zur Hütte bei der sich immer noch nichts regte. Die hintere Scheibe des Wagens war ein Stück heruntergekurbelt, doch Felix konnte trotzdem nicht erkennen was sich im Inneren befand. Die Spiegelung der Scheiben war zu stark. Dann fiel ihm plötzlich etwas Wichtiges auf. Charlys Auto war nicht da. Vermutlich waren die beiden gar nicht mehr hier. Er spähte vorsichtig durch den geöffneten Schlitz des Fensters. Auf der Rückbank lag Lisas Handtasche. Das war der endgültige Beweis.

Er dachte kurz darüber nach ob sie vielleicht in der Hütte war, doch auch wenn Charly ihn gestern enttäuscht hatte, so traute er ihm keine Entführung zu. Außerdem war die Hütte kein guter Ort um einen Menschen zu verstecken. Er zog sich zurück und machte sich auf den Rückweg. Er hatte keine andere Wahl mehr. Er musste die Polizei verständigen. Doch dann kam ihm ein anderer Gedanke. So wie er Phil verstanden hatte, war es ihm eilig das Land zu verlassen. Er hatte sie vermutlich nur aus dem Verkehr gezogen, weil er befürchtet hatte sie würde ihre Drohung noch am selben Abend wahr machen. Vermutlich hatte er sie in großer Eile nur irgendwo eingekerkert, wo man sie bald finden würde.

Als er bei seinem Wagen angekommen war, startete er den Motor und wischte sich hastig über die schweißnasse Stirn. Er wusste, wo er nach ihr suchen musste.

\*

Phil's Haus lag etwas abseits der dritten Straße. Es war im Gegensatz zu den meisten Häusern aus Betonsteinen gemauert worden und daher sehr robust. Trotzdem machte es insgesamt einen ungepflegten Eindruck.

Felix parkte seinen Wagen zwischen zwei Sträuchern, damit er nicht bemerkt wurde. Charly und Phil saßen zwar vermutlich längst in einem Flugzeug, aber man konnte nie vorsichtig genug sein.

Er verriegelte die Fahrertür und zog ein kleines Fernglas aus seiner Jackentasche. Dann untersuchte er sorgfältig jedes der vier schmutzigen Fenster auf ein Lebenszeichen. Doch sein Verdacht schien sich zu bestätigen. Phil war nicht mehr hier. Vermutlich schon seit gestern Abend nicht mehr. Trotzdem breitete sich ein flaes Gefühl in seinem Magen aus, als er über eine hüfthohe Steinmauer in den Vorgarten kletterte.

Er rannte gebückt an einer Hecke entlang, die das Grundstück vom Nachbarhaus abtrennte und duckte sich dann hinter einem Komposthaufen um die Fenster auf der Rückseite des Hauses zu überprüfen. Hier war er nicht ganz so achtsam wie zuvor, denn es gab im zweiten Stock einen kleinen Balkon mit Panoramafenster. Dahinter lag das Wohnzimmer, welches normalerweise der Hauptaufenthaltort war. Doch auch hier konnte er kein Lebenszeichen entdecken. Sein Blick fiel auf einen vermoderten Bretterverschlag um den ein schlecht gepflegter Rasen wucherte. Zwischen Brennsesselbüscheln und hohen Gräsern konnte man die Überreste einiger Spielgeräte finden. Und auch die verrosteten Stangen eines Schaukelgerüsts mussten noch von dem Vorbesitzer stammen. An einem Pfosten des Schuppens hing ein Windspiel, das säuselnde Klänge verbreitete. Ansonsten war es still.

Felix schlich geduckt weiter und huschte hinter einen Busch von dem er eine gute Übersicht hatte. Er war schon einige Male mit Charly hier gewesen, doch hatte ihn der Schuppen noch nie interessiert. Er vermutete alte Gartengeräte oder sonstigen Unrat darin. Sein Blick fiel auf die Tür, die einen Spaltbreit geöffnet war. Vermutlich hätte er den Schuppen nicht weiter beachtet, wenn ihm nicht in diesem Moment etwas aufgefallen wäre. An der Tür war ein Riegel mit einem schweren Vorhängeschloss angebracht. Beides konnte noch nicht sonderlich alt sein und passte nicht so richtig ins Bild. Er schlich vorsichtig auf die Tür zu. Währenddessen huschte sein Blick abwechselnd zu Straße und Haus, damit er sicher war nicht beobachtet zu werden. Am Schuppen angekommen, stieß er vorsichtig die Tür auf. Es war düster, denn die beiden Fenster auf Ost und Westseite waren mit Brettern vernagelt. Er starrte angestrengt in die Dunkelheit. Doch außer dem grünen, tanzenden Schimmer seiner Netzhaut konnte er nichts erkennen. Er tastete sich an der Wand entlang und ertastete dort einen kleinen Kippschalter. Hoffnungsvoll legte er ihn um und eine nackte Glühbirne flackerte auf.

»Ach du meine Güte«, sagte er und sah sich um. An drei Wänden des Raumes standen weiße Labortische, auf denen verschiedene Geräte aufgebaut waren. Es gab zwei Computer, ein Oszilloskop und jede Menge Papierstapel. Ein Mikroskop stand auf dem gegenüberliegenden Tisch, doch am meisten zog ihn ein gigantisches Gestell daneben in seinen Bann. Es war mindestens zwei Meter breit und ein Labyrinth aus Scheidetrichtern, Abdampfschalen, Reagenzgläsern, Verbindungsrohrchen und Spitzkolben. Daneben standen zwei leere Käfige. Beide waren sorgfältig mit Etiketten versehen. *Rata noruega*. Eine Reihe verschiedener Gefäße waren daneben aufgebaut, doch die Meisten waren leer. In einigen von ihnen standen klare Flüssigkeiten an deren Boden sich eine grüne Substanz abgesetzt hatte. Er tat einen Schritt in den Raum und ließ seinen Blick über die Bücher auf dem Tisch schweifen. Alle waren in spanischer Sprache geschrieben und beschäftigten sich augenscheinlich mit den Pflanzen des Dschungels. Eine große Weltkarte hing auf der rechten Seite auf der alle Regenwaldgebiete rot schraffiert waren.

In diesem Moment fiel sein Blick auf den Boden unter den Tischen. Eine Kapsel lag hinter einem kleinen Drehstuhl. Sie war in eine kleine Vorrichtung aus Metall geklemmt. Der keine Stift war herausgezogen worden. Seine Fingernägel krallten sich in die Handflächen und sein Kiefer klappte herunter. Phil war also doch noch einmal hier gewesen. Er wusste sofort, was das war. Für einige Augenblicke dachte er darüber nach den Zündmechanismus zu entschärfen, doch dann überlegte er es sich doch anders. Er türmte aus der Hütte und rannte so schnell er konnte in den Garten. An der Straßenseite des Hauses würde er sicher sein. Wenige Sekunden später presste er sich erleichtert an die kühle Wand neben dem Eingang. Er keuchte erleichtert und gönnte sich einige Augenblicke Ruhe. Sein helles Hemd klebte wie feuchtes Krepppapier an seinem Rücken fest und auch auf seiner Stirn hatten sich Schweißperlen gebildet. Als er sich wieder gefasst hatte, konnte er immer noch nicht glauben was Phil getan hatte. Allem Anschein nach wollte er das Land tatsächlich für immer verlassen. Doch welche Entdeckung konnte bahnbrechend genug sein um eine so radikale

Handlung zu rechtfertigen?

Obwohl er sich so wieder in den Radius der Explosion begab, lief langsam an der Hauswand entlang und verschwand wieder aus dem Sichtfeld der Straße. Das Letzte was ihm fehlte war ein neugieriger Nachbar, der ihn beim Einbruch beobachtete. Doch glücklicherweise gab es einen zweiten Eingang auf der Rückseite des Hauses. Er kniff die Augen zusammen und rannte so schnell er konnte zurück in den Garten und erreichte den Eingang, jederzeit bereit sich auf den Boden fallen zu lassen.

Sein Blick fuhr suchend über das wuchernde Gras, doch leider fand er kein Werkzeug um die Tür zu öffnen. Hastig zertrümmerte er mit dem Ellenbogen das kleine Milchglasfenster. Glas splitterte und Scherben prasselten auf den Boden im Haus. Er griff vorsichtig durch das Loch und tastete nach unten. Das scharfe Glas schnitt ihm schmerzlos in die Haut und eine hellrote Linie lief an seinem Oberarm herab. Er erschrak, doch die Verletzung war nicht tragisch. Er drehte am Knauf auf der Innenseite und öffnete die Tür. Eine schmale Treppe dahinter führte ihn direkt in den Keller. Hier gab es zwei große Räume. In einem davon waren Druckgasflaschen gelagert. Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff. Der zweite Raum war mit einer Glastür verschlossen. Ein Schild darauf verkündete in Großbuchstaben das Wort: »Plantación« – *Plantage*. Die Tür war nicht verschlossen und er trat ein.

Ein Sicherungskasten hing auf der linken Seite. Der Raum wurde zudem von einer Plexiglasscheibe in zwei Teile unterteilt. In die Scheibe war eine kleine Tür eingelassen, die jedoch offen stand. Er schaltete das Licht ein und wenige Sekunden darauf wurde der gesamte Raum von dem kalten Licht einiger Leuchtstoffröhren erhellt. Er warf einen Blick durch das Plexiglas. Dahinter sah es nicht mehr sonderlich nach Plantage aus.

Nur eine tote Pflanze war übrig, die schwarz und vertrocknet hinter dem Plexiglas in einem schweren Umtopf lag. Felix betrat den Raum und ging näher an das Gebilde heran. Die Luft war immer noch feuchtwarm. Phil konnte erst vor wenigen Stunden verschwunden sein. Sein Blick fiel auf zwei mit Erde gefüllte Säcke in der hinteren Ecke. Langsam ging er weiter und blieb dann wie angewurzelt stehen. Fassungslos starrte er an die Wand gegenüber. Lisa lag dort. Ihre Augen waren geschlossen. Der ganze untere Teil ihres Gesichtes war mit Blut überströmt. Er begann zu zittern. Für einige Momente war er unfähig sich zu bewegen. Dann riss er sich zusammen und kniete sich neben sie.

»Lisa, ich bin's«, sagte er und Panik keimte in ihm auf, als er in ihr blasses Gesicht sah. Doch dann bewegten sich plötzlich ihre Lippen. Er hielt ihren Kopf fest und versuchte zu verstehen, was sie sagte. Sie bewegte sich. Er ertastete ihren Puls und konnte ihn regelmäßig unter ihrer Haut spüren. Dann packte er sie und hievte sie keuchend hoch. Es wäre kein Problem sie aus dem Haus zu tragen, obwohl seine Arme sich wie Gummi anfühlten. Sie begann sich zu regen und wimmerte seinen Namen.

»Ist ja gut, Schatz, alles ist gut«, flüsterte er und wollte gerade die Betontreppe nach draußen hinaufsteigen, als er hinter dem zersplitterten Fenster jemanden sah. Es war nur der Bruchteil einer Sekunde, aber Felix war sicher, dass gerade jemand durch das Loch zu ihnen hinuntergestarrt hatte. Blitzschnell drehte er sich um. Die Sache war ihm nicht geheuer. Doch dann fiel ihm plötzlich ein in welcher Gefahr die Person im Garten schwebte. Er war noch mit diesem Gedanken beschäftigt, als die Mauern des Kellergewölbes unter einem unglaublichen Krachen erzitterten. Der Lärm zersplitternden Holzes drang an seine Ohren. Lisa zuckte in seinen Armen zusammen. Ihre Fingernägel krallten sich in seinen Oberkörper und er hatte Schwierigkeiten sich auf den Beinen zu halten. Etwas zerschellte und kurz darauf prasselten Trümmer auf das gesamte Dach und den Garten nieder. Eine Woge aus heißer Luft schlug ihm entgegen.

Er blieb einige Momente regungslos stehen. Der Schock saß in seinen Knochen wie eine lähmende Starre. Seine Ohren fühlten sich seltsam taub an. Dann hörte er plötzlich die Stimme seiner Freundin.

»Was war das?«, wimmerte sie. Felix kniete sich auf den Boden und sie stütze sich unbeholfen auf dem schmutzigen Beton ab.

»In Phils Garten ist etwas explodiert«, antwortete er, »es war seine Hütte.« Er wischte sich flüchtig



die Tränen aus den Augen und drückte sie an sich.

»Ich bin so froh dich...«, begann er. Doch in diesem Moment hielt er inne. Er spürte fast gar nichts. Und da wurde ihm schlagartig bewusst wie stark das Gefühl des Nebels in seinem Kopf inzwischen geworden war. Doch jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt um darüber nachzudenken.

»Kannst du laufen?«, fragte er. Sie nickte und er half ihr auf die Beine. Dann stiegen sie vorsichtig die Kellertreppe nach oben und er spähte vorsichtig ins Freie. Doch konnte er nichts Ungewöhnliches erkennen. Als die beiden nach draußen traten war ihnen plötzlich schwindelig und der beißende Gestank von verbranntem Plastik stieg ihnen in die Nase. Felix führte Lisa vor das Haus.

»Warte hier. Ich muss kurz nachsehen, was geschehen ist. Danach verschwinden wir hier.« Lisa wollte etwas erwidern, doch legte er ihr den Zeigefinger auf die Lippen. »Eine Sekunde, mein Schatz.« Er lief geduckt die Hauswand entlang. Glimmende Holzbalken lagen im gesamten Garten verteilt. Das trockene Gras hatte an vereinzelt Stellen Feuer gefangen und kokelte träge vor sich hin. Die zerrissene Hälfte einer Tischplatte war gegen das Fenster oberhalb des Balkons geschleudert worden und hatte es zerschmettert. Die hintere Seite der Platte brannte und das würde bald vermutlich für das ganze Haus gelten. Aufgebracht sah er sich das Ausmaß der Explosion an. Doch was ihn eigentlich interessierte war der Unbekannte. Er musste tödlich verletzt oder tot sein. Er machte einige Schritte in die Richtung der Hütte und zertrat dabei einige Glasscherben, die auf dem Boden verstreut lagen. Doch er konnte beim besten Willen niemanden sehen. Es gab weder Blutspuren, noch einen Verletzten. Was war geschehen? Doch weil er keine Zeit mehr hatte, kehrte er so schnell es ging zu Lisa zurück.

Sie stand auf dem Bürgersteig und schien nach Hilfe zu suchen.

»Lisa«, rief er, »wir müssen hier verschwinden. Ich bringe dich in ein Krankenhaus, aber wir dürfen uns hier nicht erwischen lassen.« Sie wirbelte herum und funkelte ihn an.

»Ich gehe nirgendwo hin. Phil hat mir die Nase gebrochen und mich die ganze Nacht hier festgehalten. Er hat irgendeinen Mist gemacht und ich will von dir wissen, was du darüber weißt.« Er konnte die Schwäche in ihrer Stimme noch immer hören, doch sie konnte sich überraschend gut zusammenreißen. Sie fuhr mit dem Finger vorsichtig über ihre Oberlippe und betrachtete das Blut auf den Fingerkuppen. »Dieser Mistkerl wird bezahlen. Wenn ich ihn in die Finger kriege, kann er was erleben.« Sie ging mit schnellen Schritten die Straße hinauf und beachtete Felix nicht mehr, der vergeblich versuchte sie zuzustimmen.

»Es darf mich niemand hier finden und Phil sitzt in einem Flugzeug nach Mexiko. Er ist über alle Berge.« Doch Lisa zeigte keine Reaktion auf seine Worte. Sie lief die Straße weiter hinauf und Felix musste rennen um sie einzuholen.

»Lisa, bleib sofort stehen. Wenn die Polizei hier auftaucht, wird man uns in die Mangel nehmen. Und sie können nur noch mich zur Rechenschaft ziehen.« Doch sie ignorierte ihn und steuerte stattdessen auf den Wohnungseingang eines der Häuser zu. Er rannte los um sie aufzuhalten. Doch in diesem Moment heulten plötzlich Sirenen auf. Zwei Polizeiwagen schossen auf eine entfernte Kreuzung und rasten dann mit quietschenden Reifen auf die beiden zu. Sie näherten sich so rasch, dass Felix seine Gedanken vergaß und die Hand zurückzog, die er bereits energisch nach Lisa ausgestreckt hatte. Der erste Polizeiwagen hielt direkt neben den beiden. Der zweite stoppte mit einer Vollbremsung im Wendehammer am Ende der Straße. Aus dem ersten Wagen stiegen nun zwei Polizisten. Einer hatte seine Waffe gezogen.

»Hände hinter den Kopf und hinknien«, schrie er und rannte geduckt auf die beiden zu. Felix gab auf. Zornig kniete er sich auf den Boden und befolgte die Anweisungen. Jetzt war alles vorbei.

»Das willst du doch nicht wirklich machen, oder?« Hanna sah ihre beste Freundin skeptisch an und streckte sich genüsslich auf der cremefarbenen Couch aus. Bobby beachtete sie gar nicht, sondern warf stattdessen einen geblühten Bikini in ihre Reisetasche.

»Ha! Du willst doch dahinten nicht etwa baden gehen, oder?«, sagte Hanna und krallte sich gierig eine zerknautschte Chipstüte vom Boden. Bobby hielt kurz inne und blickte sie genervt an.

»Und du wirst bald so fett sein, dass du nirgendwo mehr baden gehen kannst.«, sagte sie.

Doch natürlich hatte Hanna recht und sie nahm unauffällig den Bikini wieder aus ihrer Tasche.

»Ich werde dieses Projekt doch nicht aufgeben. Nicht jetzt, wo wir so kurz vor dem Ziel stehen.«

Sie griff eine Shampooflasche aus ihrem Regal und beförderte sie ins Innere ihrer Tasche.

»Außerdem werde ich keine Probleme haben hinter die Absperrung zu gelangen. Ich habe sehr gute Beziehungen.«

Hanna stopfte sich eine handvoll Chips in den Mund und schmatzte: »Das Gebiet ist aus gutem Grund abgesperrt.« Bobby achtete nicht auf sie, sondern zog ächzend einen Karton aus der hintersten Ecke ihres Wandschranks. Doch Hanna konnte sehr gut mit sich alleine sprechen und plauderte munter weiter: »Ich habe als Mikrobiologin zwar keine Ahnung von Physik, aber die Strahlenkrankheit ist nicht witzig. Ich kann mich mit dem Gedanken einen Zombie als beste Freundin zu haben noch immer nicht so richtig anfreunden.« Bobby hatte sie nicht gehört.

Stattdessen begann sie wild in der Kiste herumzuwühlen und schleuderte zahlreiche Gegenstände heraus. Sie sah kurz über die Schulter. »Den Karton hier hatte ich schon ganz vergessen. Es sind Sachen darin, die ich bei meinem Auszug von zu Hause nirgends einordnen konnte.« Sie nahm einige alte Schulhefte und eine Briefmarkensammlung heraus. Unglücklicherweise hielt sie die Mappe falsch herum und etwa zwei Dutzend quadratische Schnipsel segelten auf den Boden.

»So ein Mist«, murmelte sie, »Kannst du mir bitte mal den Staubsauger bringen?«

Ihre Freundin regte sich nicht. Stattdessen beobachtete sie Bobby dabei, wie sie ein kleines Döschen aus dem Karton nahm. Sofort bemerkte sie, dass etwas nicht stimmte.

»Was hast du?«, fragte sie, doch Bobby antwortete nicht, sondern öffnete das Döschen vorsichtig. Heraus zog sie ein filigranes Silberkettchen.

»Das ist wirklich ein hübsches Armband«, sagte Hanna, »Wieso habe ich es noch nie an dir gesehen?«

Bobby hielt ihrer Freundin auffordernd den Arm entgegen und Hanna legte ihr die Kette um.

»Ich habe sie damals nicht tragen können, weil es zu wehgetan hätte«, sagte Bobby und besah sich ihr Handgelenk. »Tony hat es mir eine Woche vor seinem Tod geschenkt.«

Hanna nickte. Hoffentlich war Bobby durch ihren Fund nicht melancholisch gestimmt worden.

Doch glücklicherweise schien das nicht der Fall oder zumindest zeigte sie es nicht, denn Bobby begann nun die Briefmarken gedankenverloren vom Boden aufzulesen und sie zurück in ihre alte Sammelmappe einzuordnen.

»Ich finde die Kette wirklich schön. Ich werde sie ab jetzt immer tragen. Tony würde sich mit Sicherheit darüber freuen«, sagte sie und warf die Mappe gemeinsam mit den Heften zurück in den Karton.

Nach einer kurzen Zeit des Schweigens sagte Hanna: »Ich mache mir trotzdem Sorgen um dich.« Bobbys schob den Karton zurück in den Schrank. »Ich bin kein kleines Kind mehr. Natürlich habe ich schon einen Plan.«

Hanna schnappte sich die Chipstüte und hielt sie ihrer Freundin unter die Nase.

»Dann lass uns zum Abschluss noch einen letzten Chip der Freundschaft essen.« Bobby verzog das Gesicht und schlug ihrer Freundin die Tüte aus der Hand. Ihr fettiger Inhalt wurde im Umkreis von zwei Metern auf dem Teppich verteilt. Sie schlug erschrocken die Hände vor den Mund.

»Ups, jetzt muss ich wohl doch noch saugen. Aber weil ich momentan emotional am Ende bin, weil ich gerade das alte Geschenk meines Bruder gefunden habe, wirst du das wohl erledigen.«

Hanna sah sie entrüstet an. »Das kommt im wahrsten Sinne des Wortes gar nicht *in die Tüte*«, trötete sie und floh in die Küche.

»Das ist der falsche Ort«, rief Bobby ihr hinterher, »Der Staubsauger steht in der kleinen Kammer

neben der Haustür« Hanna gab einen protestierenden Laut von sich und öffnete den Kühlschrank. Zu ihrer Enttäuschung waren die einzig verbleibenden Nahrungsmittel ein Glas Erdnussbutter und eine Packung Toast. »Du hast nie was Leckeres«, antwortete sie.

Bobby stand auf und folgte ihrer Freundin in den Flur. »Du frisst ja auch immer alles weg.« Sie öffnete eine kleine Tür und nahm einen Staubsauger aus der Abstellkammer. »Aber wenn du mir hilfst meine Reise vorzubereiten, gehe ich kurz einkaufen.« Doch statt einer Antwort hörte sie nur ein verdächtiges Knistern aus der Küche. Hanna hatte scheinbar doch noch etwas Essbares gefunden.

Nach einer Weile saßen die beiden Frauen wieder im Wohnzimmer. Hanna sah ihre Freundin erwartend an. »Es wird also kein Problem durch die Absperrung zu gelangen?«

Bobby dachte nach. »Einen Versuch ist es auf jeden Fall wert. Ich brauche aber vielleicht deine Hilfe.« Bobby betrachtete zufrieden die gesaugte Stelle vor ihrem Wandschrank und legte die Stirn in Falten. »Leider hat gleich nach uns das deutsche Team die Tafeln ebenfalls gefunden. Einen von denen habe ich sogar vor kurzem in der *Agency* gesehen. Er hat einen Vortrag gehalten.«

Hanna verdrehte die Augen. »Ich weiß. Das ist dieser Cunningham. Er kommt schon seit vielen Jahren jeden Winter nach Amerika und verbreitet seine merkwürdigen Theorien über die Welt.«

Bobby zuckte mit den Achseln. »Kenne ich nicht. Ist mir aber auch egal. Ich will nur schneller als er sein«, sagte sie und schlug entschlossen auf ihr linkes Knie.

In diesem Moment schrillte das laute Klingeln eines Telefons durch den Raum. Hanna sprang auf. »Das wird Jim sein. Vermutlich hat er ein neues Projekt für uns gefunden.« Sie wühlte hastig in ihrer Handtasche und zog ein kleines Klapphandy heraus. Doch als sie auf das Display sah, zog sie überrascht die Augenbrauen hoch.

»Das ist ein Ferngespräch. Ich habe eigentlich keine Kontakte im Ausland« Sie nahm den Anruf entgegen. »Hallo hier ist Hanna.« Nach einer kurzen Zeit runzelte sie die Stirn und sah Bobby überrascht an. »Es ist für dich.«

Bobby nahm ihr das Telefon aus der Hand. »Bobby Parkman?«

Auf der anderen Seite meldete sich eine Männerstimme, die ihr irgendwie bekannt vorkam.

»Guten Tag, Mrs. Parkman. Wie ich höre wurde Ihrem Projekt der Geldhahn abgedreht.« Sie erkannte sofort den deutschen Akzent und Ärger stieg in ihr hoch.

»Mit wem spreche ich?«, fragte sie, »Wenn das ein Scherz sein soll, so ist mir beim besten Willen nicht danach zumute.«

Der Mann klang jetzt besänftigend. »Das ist kein Scherz. Ich muss dringend mit Ihnen sprechen und ich möchte sie heute in Kairo treffen.«

Bobby traute ihren Ohren nicht. Ihr Team war schon seit Beginn des Kongresses wieder in den Vereinigten Staaten. Oder wusste der Fremde von ihren Plänen?

»Ich bin nicht mehr in Kairo«, sagte sie. Ein lautes Knacken war in der Leitung zu hören. Für einige Momente glaubte sie schon die Verbindung sei tot, doch dann antwortete der Mann doch noch.

»Dann kommen Sie so schnell es geht hierher. Ich brauche Ihre Hilfe. Und im Gegenzug werde ich Ihnen etwas über Ihren Bruder erzählen. Er ist nämlich keines natürlichen Todes gestorben.« Wenn Bobby zuvor noch Zweifel an ihrem Plan gehabt hatte, so stand ihre Entscheidung jetzt unumstößlich fest. Sie würde nach Ägypten fliegen.

»Ich habe dich heute sofort wiedererkannt obwohl es schon eine Weile her ist, das wir uns das letzte Mal gesehen haben.« Steve ließ sich auf einem Stuhl gegenüber Felix nieder und klappte seinen Laptop auf. Der kleine Raum sah ganz anders aus, als die Verhörräume, die Felix aus dem Fernsehen kannte. Es gab keine Leuchtstoffröhre, die ihr grelles Licht bis in die Seele des Verbrechers warf und auch keine kahlen Betonwände. Dieser Raum wurde von der Sonne durchflutet und lag im ersten Stock des Polizeipräsidiums an der achten Straße. Er starrte auf die helle Tischplatte und wartete auf die erste Frage.

»Ich sehe in dir übrigens keinen Verbrecher, sondern vielmehr ein Opfer.«, sagte Steve, »Ich finde du solltest das am Anfang wissen«

Felix sah immer noch auf die Tischplatte, als er antwortete. »Ich wurde aber wie ein Verbrecher behandelt.« Doch dann kam er sich plötzlich schrecklich scheinheilig vor. Steve kannte vermutlich nur die Spitze des Eisberges. Und ob er die Nachricht der verletzten Frau auf dem Highway jemals mit ihm in Verbindung bringen würde war sehr zweifelhaft.

Er hustete und Steve erhob sich von seinem Stuhl. »Es tut mir aufrichtig leid, aber meine Kollegen hatten keine andere Wahl. Man hat die Explosion schließlich sogar bis hier gehört. Aber sprechen wir nicht weiter davon.« Er wanderte in den hinteren Teil des Raumes und drückte auf den Einschaltknopf einer alten Kaffeemaschine. Dann drehte er sich wieder zu Felix um.

»Es hat in den letzten Monaten immer wieder Skandale wegen eines mexikanischen Unternehmens namens Equalpharm gegeben, dessen Mitarbeiter angeblich einige Wirkstoffe gegen hohe Summen an Bekannten testeten.« Steve ging zum Fenster und spähte durch das Rollo auf die Straße.

»Allerdings traten in vielen Fällen unangenehme Nebenwirkungen auf, vor denen die Testpersonen nicht gewarnt wurden. Aus diesem Grund haben sich die Anzeigen gegen das Unternehmen im letzten Jahr gehäuft. Allerdings wurden alle Anklagen fallen gelassen, denn Equalpharm hatte sich bereits vorher abgesichert.« Er fuhr mit seinen Fingern über die Blätter einer farnartigen Pflanze, die neben dem Schreibtisch stand.

»Vor einigen Wochen jedoch hat ein verdeckter Reporter der *Times* einen interessanten Hinweis von einem Mann namens Phil Manuel Vazquéz erhalten. Angeblich hatte Equalpharm nämlich schon seit seiner Gründung ein negatives Absatzvolumen. Es steckte also mehr Geld in Forschung, als es jemals mit dem Vertrieb von Medikamenten verdienen konnte. Woher kamen also die Forschungsgelder in Millionenhöhe? Und an dieser Stelle wird es interessant, denn es wurde hier ein Name genannt, der eigentlich nichts mit der Pharmaindustrie zu tun hat. Jacob Mason. Der Vater deiner Freundin. Angeblich hat die Masongruppe vor einigen Jahren Unmengen an Kapital in ein geheimes Projekt namens *Alma en movimiento* investiert. Das Projekt wurde jedoch eingestellt. Es ist nicht bekannt worum es dabei ging und wieso die Masongruppe es nicht weiter finanzieren wollte. Doch angeblich wird Equalpharm noch bis heute von der Masongruppe unterstützt. Und einer ihrer ehemaligen Mitarbeiter ist angeblich bis heute mit dir befreundet. Was genau kannst du uns über Mr. Vazquéz erzählen?«

Felix sah kurz auf und begann nervös mit seinen Fingern zu spielen. »Darf ich vielleicht ein Glas Wasser bekommen?«

Steve lächelte und ging zu einem kleinen Waschbecken neben der Tür. Er nahm ein Glas aus einem Schrank und füllte es mit Wasser. »Es ist in diesem Beruf immer wieder interessant Menschen nach Jahren wiederzutreffen und festzustellen wie sie sich verändert haben«, sagte er währenddessen und stellte das Glas vor Felix auf den Tisch. Dieser starrte für eine kurze Zeit, auf die zitternde Wasseroberfläche und nahm dann einen hastigen Schluck. Es war vermutlich das Beste wenn er Steve die Wahrheit sagte.

»Ich habe Phil kurz vor Lisas Entführung damals kennen gelernt. Er hatte ein Problem mit seinem Wagen und mein bester Freund Charly hat ihn damals mit mir bekannt gemacht. Irgendwann hat er Charly gefragt, ob es ihn reizen würde sich noch auf eine andere Art und Weise Geld zu verdienen. Charly war natürlich neugierig und Phil hat ihm angeboten Medikamente zu testen. Es waren eigentlich immer dieselben Dinge. Irgendwelche Tabletten, die Wirkstoffe aus tropischen Pflanzen enthielten. Wir haben natürlich anfangs etwas Zweifel gehabt, doch Phil erklärte uns, wie wenig

Spielraum die Pharmaindustrie bei der Entwicklung neuer Impfstoffe hatte. Wir waren angeblich der Teil von etwas Großem, auch wenn er uns immer erklärte, er habe nichts mehr mit Equalpharm zu tun. Seine gesamte Forschung schien er privat zu betreiben, doch durch den Verkauf von psychedelischen Mitteln hat er Unmengen an Geld verdient.« Felix nahm einen weiteren Schluck Wasser und wich dem Blick des Officers aus, der ihn beim Sprechen scheinbar genau beobachtete. Für einige Augenblicke betrachtete er sein gestauchtes Spiegelbild auf der Glasoberfläche. Dann sprach er weiter.

»Wir haben in dieser Zeit eine ganze Menge Geld verdient. Meistens haben wir die erste Hälfte der Bezahlung vor der Einnahme bekommen. Wir mussten dann immer für vier Wochen ein Wirkungstagebuch führen. Wenn es fertiggestellt war, haben wir den Rest bekommen. Alle Medikamente gehörten aber zu einem großen Projekt.«

Steve runzelte die Stirn. »Du hast aber keine Ahnung, was das für ein Projekt gewesen ist?« Felix schüttelte den Kopf. Steve schien sichtlich enttäuscht.

»Wir haben in den Trümmern seiner Hütte eine ganze Menge Fetzen verschiedener Aufzeichnungen und Artikeln gefunden. Er scheint den Kontakt zu Equalpharm allerdings tatsächlich abgebrochen zu haben.« Er setzte sich wieder und tippte für einige Augenblicke schweigend auf seinem Laptop herum. Irgendwann drehte er das Display zu Felix herum. Darauf war ein Gesicht zu erkennen, was er bereits einige Male gesehen hatte. Es war Jacob Mason.

»Dieser Mann hat sich damals um die Finanzierung des Projektes *Alama en Movimiento* gekümmert. Doch diese Unterstützung brach ab, als Mr. Vazqéz das Unternehmen verließ. Kurze Zeit später wurde Jacobs Tochter entführt, deine Freundin. Alle drei Ereignisse stehen also vermutlich in einem Zusammenhang. Was kannst du mir über diesen Zusammenhang erzählen?« Felix schüttelte nachdenklich den Kopf. Er hatte mit Lisas Vater niemals viel Kontakt gehabt und auch Phils Machenschaften nie hinterfragt. Doch dann kam ihm plötzlich ein Gedanke. Phil hatte ihnen vor langer Zeit doch schon einmal etwas über Equalpharm erzählt.

»Vor einigen Jahren hat Phil mir einmal erzählt, er selbst habe große Angst von Equalpharm gefunden zu werden. Angeblich lief sein gesamter Kontakt nämlich nur über einen Zwischenmann, von dem er öfter erzählt hat. Dieser Mann hat auch den Kontakt zu Equalpharm und der Masongruppe urplötzlich abgebrochen. Ab diesem Zeitpunkt war Phil auf sich alleine gestellt und der Zwischenmann auf der Flucht vor der Masongruppe. Phil konnte also nur deswegen in Ruhe weiter in den USA leben, weil niemand von Equalpharm seinen Namen kannte.«

Steve schien jetzt sichtlich interessiert. »Kannst du dich zufällig noch an den Namen dieses Zwischenmannes erinnern?« Felix musste nicht lange überlegen.

»Natürlich, der Mann hieß Chase Ashton. Ein Engländer, den ich aber selbst niemals gesehen habe.«

Steve zog den Laptop wieder zu sich heran und tippte den Namen in eine Datenbank ein. Plötzlich versteinerte sich seine Miene. Er saß für einige Augenblicke schweigend da und betrachtete das Foto. Dann drehte er wortlos den Laptop zu Felix herum. Auch er erkannte das Gesicht sofort wieder. Es war der Fremde, der sie damals auf dem Highway verfolgt hatte. Sein voller Name lautete Chase William Ashton. Die beiden saßen sich eine Weile vollkommen perplex gegenüber. Mit einer so plötzlichen Entdeckung hatten sie nicht gerechnet. Dieser Mann war vermutlich die Verbindung zwischen allem. Das fehlende Puzzleteil in der Geschichte.

\*

Steve hatte Felix noch eine Reihe an weiteren Fragen gestellt, auf die Felix jedoch selbst keine Antwort hatte. Er erzählte ihm auch noch alles über die gestrigen Ereignisse, auch wenn er bei ihrer Rückfahrt log. Er wollte auf keinem Fall, dass Steve ihn mit der Fahrerflucht in Zusammenhang brachte. Auch von dem Sprengsatz und seinem Besuch in Phils Haus berichtete er jedes Detail. Als Steve nach einer halben Stunde dann endlich sagte: »In Ordnung, du darfst jetzt deine Freundin im Krankenhaus besuchen«, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Er leerte hastig das Wasserglas und nahm seine Jeansjacke vom Stuhl. »Danke, ich hoffe ich konnte Ihnen helfen«, sagte er und Steve öffnete ihm die Tür.

Das Polizeirevier war klein. Es gab nur ein Stockwerk und zwei Zellen. Seit seinem letzten Besuch hatte sich nichts verändert. Er verließ er das Präsidium mit einem sonderbaren Gefühl im Magen. Er kam sich schäbig und scheinheilig vor. Hatte er das Richtige getan?

Steve folgte ihm noch bis zur Straße. Felix wollte sich gerade von ihm verabschieden, als ihm plötzlich ein Gedanke kam.

»Officer, es gibt etwas, was ich noch wissen möchte.« Steve drehte sich zu ihm um.

»Alles was du möchtest«, sagte er und drängte sich entschuldigend an einer korpulenten Dame vorbei, die bereits vier Mal laut beteuert hatte, ihr Sohn sei kein Lügner.

»Was ist aus dem Fremden geworden?«, fragte Felix.

Steve zog die Augenbrauen hoch. »Meinst du Mr. Ashton?« Felix schüttelte den Kopf.

»Nein, bei der Explosion ist jemand schwer verletzt worden. Ich habe ihn wenige Sekunden zuvor im Garten gesehen.« Steve zuckte verwundert mit den Schultern.

»Wir haben niemanden dort gefunden. Warum hast du das nicht schon früher erwähnt?« Felix sah für einen Augenblick der Dame nach, die keifend von zwei Polizisten zurück ins Revier gezerrt wurde.

»Als ich mit Lisa das Haus verlassen habe, konnte ich kurz vor der Explosion jemanden sehen, der auf dem Weg zu dem Schuppen war. Es ist mir erst gerade wieder eingefallen, aber ich konnte nur seinen Oberkörper sehen.« Steve überlegte für einen kurzen Augenblicke, ob er mit Felix zurück in den Verhörraum gehen sollte, um diese Spur noch einmal intensiver zu untersuchen. Doch dann entschloss er, es auf einer letzten Frage beruhen zu lassen.

»Und du bist dir absolut sicher, dass diese Person auf dem Weg zum Schuppen war?« Felix nickte und sah Steve überzeugt in die Augen. Dieser lächelte und klopfte ihm auf die Schulter.

»In Ordnung. Du hast mir sehr geholfen. Ich wünsche Lisa und dir alles Gute.« Er verschwand im Revier und ließ Felix auf der Straße zurück. Dieser konnte kaum erwarten Lisa zu besuchen und machte sich auf den Weg zu seinem Auto. Etwas skeptisch musterte er den Himmel.

Für heute Abend waren schwere Gewitter gemeldet und im Westen lag eine düstere Front, deren Konturen sich hart vom tiefblauen Himmel abzeichneten. Er stieg in seinen Wagen und klappte die Sonnenblende hinunter. Als er losfuhr bemerkte er wieder das merkwürdige Gefühl in seinem Kopf. Scheinbar bemerkte er es nur, wenn er sich gerade nicht mit etwas anderem ablenkte. Was war das? Miteinmal erinnerte er sich an ein Experiment, was er in der Grundschule einmal gemacht hatte. Damals hatte er einen Tropfen Tinte in ein Glas Wasser fallen lassen. Wie hypnotisiert hatte er in das Glas gestarrt und beobachtet, wie sich die dunkle Wolke langsam in der Flüssigkeit ausbreitete. Das Bild des Glases hatte er noch nie so intensiv wie jetzt vor Augen gehabt. Sogar damals nicht. Er schaltete das Radio ein, denn meistens munterte Musik ihn auf. Sie ließ ihn vergessen und stimmte ihn glücklich. Doch nach einer Minute drehte er die Lautstärke wieder herunter und konzentrierte sich wieder auf den Nebel in seinem Kopf. Es fühlte sich an, als würde etwas fehlen. Etwas, was früher dagewesen, doch inzwischen irgendwie *betäubt* war.

Der Wagen schlenkerte auf den Mittelstreifen und er schnappte nach Luft. Was war bloß mit ihm los? Hatte er eine Depression oder war es die Wirkung von Phils Tablette? Oder waren die Ereignisse der letzten Tage einfach etwas zu viel für ihn gewesen? Ja, das musste es sein. Er drehte das Radio auf volle Lautstärke. Gleich würde er bei Lisa sein. Und sie würde ihn für einen Moment vergessen lassen.

\*

Felix drängte sich zwischen Ärzten und Krankenschwestern einen endlosen Korridor entlang. Überall waren Menschen und die Nummern der Zimmer wurden immer größer. Einige Durchsagen drangen an seine Ohren, doch verstand er sie nicht. Die Zahlen standen in bronzenen Buchstaben über den Türen und er hastete weiter. Doch da war es endlich. Die richtige Nummer. Er öffnete die Tür und ihre Eltern sahen ihn an. Sie sahen besorgt aus, doch trat ihr Vater zur Seite, damit Felix sie sehen konnte.

In ihrem Gesicht lag Verzweiflung, obwohl er es anders erwarte hätte. Lisa nickte ihren Eltern stumm zu und diese verließen den Raum. Als die Tür mit einem leisen Klicken geschlossen wurde,

kam Felix auf seine Freundin zu.

»Schatz«, sagte er mit besorgter Stimme, doch schreckte er zurück, als er das Funkeln in ihren halb geöffneten Augen sah. Ihr Gesicht war gerötet und tränenüberströmt. »Lisa, was ist los?« Sie packte mit einer hektischen Bewegung eine Zeitung von ihrem Nachtsch und drückte sie ihm wortlos an die Brust. Er nahm sie und überflog die Artikel. Es waren Überschriften in den verschiedensten Größen und keine davon sagte ihm etwas. Keine, bis er eine Anzeige in der Ecke fand.

'*Fahrerflüchtiger verursacht tödlichen Unfall.*' Seine Blicke rasten über die Zeilen, doch je weiter er las, desto gleichgültiger war alles. Er legte zitternd die Zeitung auf ihre Bettdecke.

»Schatz, ich...«

Zornestränen schossen ihr in die Augen. »Verschwinde, Felix«

»Lisa, bitte«, flehte er. Ihre Worte fühlten sich an wie Messerstiche.

»*Verschwinde* von hier. Ich will dich nie wieder sehen. Und ich werde mir niemals verzeihen können.« Er stolperte mit ausdruckslosem Gesicht nach hinten. Kurz wurde ihm schwarz vor Augen. Seine Lippen bebten. Und dann wusste er plötzlich, wen er durch das zersplitterte Fenster gesehen hatte.

In ganz Nordafrika herrschte Ausnahmezustand. Ein Frühsommersturm hatte sich über der Gobiwüste in Nordchina zusammengebraut. Er zog in Südwestrichtung über den nahen Osten hinweg und gewann dort immer mehr an Stärke. Doch über Saudi-Arabien verwandelte er sich in den stärksten Chamsin, der seit Mitte des 19. Jahrhunderts aufgezeichnet worden war. Mit Windgeschwindigkeiten von bis zu 80 Meilen pro Stunde wirbelte er den Wüstenstaub einige tausend Kilometer in die Troposphäre und trug ihn bis in den Mittelmeerraum. Sogar in den südlichen Staaten Europas setzte er sich auf Straßen und Autodächern ab. Für mehrere Tage war der Himmel über Kairo auch tagsüber verdunkelt und die meisten Menschen blieben in ihren Häusern. In den Plantagen des Niltales und in der Infrastruktur der Städte richtete er enorme Schäden an. Wer trotzdem versuchte seinen normalen Pflichten nachzugehen, musste in unregelmäßigen Abständen den trockenen Saharawind über sich ergehen lassen, der einem die Luft zum Atmen nahm und auf der Haut brannte wie Feuer. Der Flugverkehr fiel für fast eine ganze Woche aus nachdem eine irakische Maschine in Libyen zu einer Notlandung gezwungen wurde. Die Medien auf der ganzen Welt berichteten von diesem einmaligen Ereignis. Erst als das Tiefdruckgebiet über Mesopotamien in den Mittelmeerraum weiterzog und sich dort auflöste, sorgte ein milder Nordwind aus Europa für eine Abschwächung des Unwetters. Der normale Flugverkehr wurde wieder aufgenommen und Bobby konnte sich endlich auf den Weg machen.

Auf der Fahrt zu ihrem Hotel beobachtete sie das Chaos vom Taxi aus. Straßenhändler bauten ihre Stände auf, umgeknickte Dattelpalmen wurden von Männern in Arbeitskleidung zersägt und abtransportiert und der Verkehr war so turbulent, dass sie mehrfach Angst um ihr Leben hatte. Ein Bettler klopfte energisch an ihr Fenster und bat sie um etwas Kleingeld. Sie drückte ihm ein paar Piaster in die schmutzigen Hände und seufzte erleichtert als er seines Weges zog. Nach fast zwei Stunden kam sie in ihrem Hotel an.

Als sie durch die große Drehtür in die Eingangshalle trat, schlug ihr die klimatisierte Luft wie eine Peitsche ins Gesicht. Schlecht gelaunt steuerte sie auf den Schalter zu. Dahinter stand ein grinsender Fettsack, der ein brüchiges Englisch an den Tag legte und während er mit Bobby sprach immerzu mit dem Kopf nach vorne und hinten wippte. Vermutlich konnte er anders sein Gleichgewicht nicht mehr halten. Der Mann der ihre Koffer auf das Zimmer brachte war ebenfalls ziemlich dick, doch grinste dieser nicht. Er wippte auch nicht mit dem Kopf auf und ab, hatte jedoch stattdessen eine schweißnasse Stirn. Und das obwohl Bobby sich in der kühlen Luft vermutlich schon erkältet hatte. Er schleppte ihre Koffer in den dritten Stock und schnaufte dabei so laut wie ein Orang-Utan bei der Paarung. Bobby flehte innerlich darum, dass er die breite Marmortreppe nicht rückwärts wieder herunterpurzelte und sie unter einem Berg Mensch begrub.

Ihre Stimmung hob sich erst wieder, als sie sich auf ihr Bett stürzte und in einer Traumwelt versank.

\*

Sie verschlief den gesamten Morgen und einen Teil des Nachmittags. Einige Minuten nach zwei wurde sie durch ein lautes Poltern und ein darauffolgendes Fluchen geweckt. Das Poltern gehörte zu einem Koffer, der vor Bobbys Zimmertür auf den Boden gekracht war. Das unterdrückte Fluchen zu dessen Besitzer, einem Mann der scheinbar versucht hatte mehrere Koffer auf einmal zu tragen. »Verdammt Jetlag«, murmelte sie und wanderte schlaftrunken ins Bad um zu duschen. Doch dann hörte sie plötzlich ein leises Piepen aus ihrer Tasche und schlurfte zurück ins Schlafzimmer. Sie hatte sechs verpasste Anrufe. Einer davon stammte zweifellos von Hanna, die sie scheinbar mitten in der Nacht versucht hatte zu erreichen. Die verbliebenen fünf gehörten zu der Nummer von »Deutscher Vollposten«, wie Bobby den Eintrag des Anrufers vor einigen Tagen genannt hatte. Sie entschloss sich kurz bei ihm anzurufen, damit er keine weitere Telefonsalve auf sie losließ, bevor sie ihren ersten Kaffee getrunken hatte.

Schon nachdem es zwei Mal geklingelt hatte meldete sich der Fremde: »Wo zum Geier stecken Sie? Ich habe schon ein halbes Dutzend mal versucht sie zu erreichen.« Bobby hätte ihn am liebsten mit einem vernichtenden Blick zum Schweigen gebracht. Der Deutsche holte gerade Luft um erneut auf



sie einzureden, als sie ihm energisch zuvorkam.

»Entschuldigen Sie. Aber bevor Sie mir nicht endlich Ihren Namen gesagt haben, werde ich mir von Ihnen bestimmt keine Vorschriften machen lassen. Außerdem habe ich einen Jetlag.« Scheinbar hatte ihr Gesprächspartner verstanden und drosselte sein Sprechtempo.

»Mein Name ist Cunningham und ich habe wichtige Informationen für Sie. Ich war Mitarbeiter des Deutschen Teams, was ebenfalls nach der Pyramide gesucht hat. Doch wir wurden beauftragt irgendwelche falschen Ergebnisse zu veröffentlichen. Doch genau wie Sie möchte ich die Wahrheit herausfinden. In welchem Hotel wohnen Sie?« Bobby gab ihm den Namen und machte einen Treffpunkt aus. Sie würden in einer halben Stunde gemeinsam frühstücken, wobei Cunningham andeutete, es sei wohl eher ein spätes Mittagessen für ihn. Doch Bobby war es gleichgültig, wie man ein Essen bezeichnete. Hauptsache es war da. Dieser letzte Gedanke stammte von Hanna. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Sie verabschiedete sich und beendete das Gespräch.

\*

Sie ließ sich auf einem der rustikalen Stühle nieder und begann ihr Croissant aufzuschneiden. Leider verwandelte es sich während diesem Prozess in ein kleines Häufchen Krümel. Etwas verärgert legte sie ihr Messer zur Seite und warf einen Blick auf eine goldgerahmte Uhr, die den Torbogen zur Eingangshalle verzierte. Dann unternahm sie einen dürftigen Versuch ihr lädiertes Croissant zu buttern und schob den Teller verärgert zur Seite.

»Mist«, fluchte sie und fuhr erschrocken herum, als hinter ihr eine Stimme ertönte.

»Ihr Vortrag hat mir gefallen, Mrs. Parkman.« Sie blickte verwirrt in das Gesicht eines älteren Herren. Er hatte bis auf einige struppige Büschel hinter seinen Ohren keine Haare mehr, machte aber dennoch einen überraschend jungen Eindruck. Das lag vermutlich an seinen strahlenden Augen, die sie hinter einer schmalen Aluminiumbrille musterten. Er lächelte. Ohne seine Begrüßung zu erwidern sagte sie: »Sie sind zu spät.«

Cunningham ließ sich auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches nieder und goss sich ein Glas Orangensaft ein. »Ich freue mich auch Sie kennen zu lernen.«

Sie lächelte süßlich und erwiderte: »Das ist mein Frühstück.« Cunningham zog verwirrt die Augenbrauen hoch, doch bevor er etwas erwidern konnte, fügte sie hinzu: »Aber ich teile es gerne mit Ihnen.« Er nahm einen Schluck.

»Ich bin normalerweise ein Mensch, der die Ruhe liebt, aber leider kann ich sie mir heute nicht leisten. Ich werde später frühstücken und ich muss Sie wohl darum bitten das ebenfalls zu tun.« Bobby traute ihren Ohren nicht. Hatte der Kerl ihr gerade verboten weiter zu essen?

»Ich werde nicht lange brauchen«, sagte sie und rührte mißmutig in ihrem Brei aus Marmelade und Krümeln herum. »Sie können mir aber währenddessen erklären, was sie über meinen Bruder glauben zu wissen.« Cunningham ließ sich das nicht zwei Mal sagen.

»Das ist eine lange Geschichte. Aber ich kann Ihnen versichern, dass er ermordet worden ist. Und zwar von einem Mann namens Chase. Und dieser Mann wird diese Welt ins Chaos stürzen, wenn ich ihn nicht vorzeitig davon abhalten kann. Aus diesem Grund müssen wir sofort aufbrechen.« Bobbys Messer fiel scheppernd auf ihren Teller. Sie schluckte, wollte etwas sagen, gab dann jedoch nur ein leises Glucksen von sich. Cunningham hatte scheinbar mit einer solchen Reaktion gerechnet.

»Es tut mir leid, wenn ich Sie überfallen habe, aber es geht wirklich um Leben und Tod.« Er erhob sich von seinem Stuhl und sah sie durchdringend an.

Sie nahm ihre Brille ab und wischte sich hastig einige Tränen aus den Augen. Sie konnte es nicht ausstehen, wenn andere sie weinen sahen.

»Was erwarten Sie von mir?« Cunningham lächelte zufrieden. Er nahm einen hastigen Schluck Orangensaft.

»Ich erkläre Ihnen alles auf dem Weg. Ich brauche aber Ihre Hilfe um hinter die Absperrung zum Sonnental zu gelangen.«

Bobby bezahlte und ließ ihren Frühstücksbrei an ihrem Platz zurück. Dieser Tag hatte ihr eindeutig zu hektisch begonnen.

\*

Sie trat auf die Bremse und schnaufte verärgert. »Dieser verdammte Sturm hat die ganze Stadt ins Chaos gestürzt.«

Cunningham lachte und blickte auf den Van, der vor ihnen abrupt zum Stillstand gekommen war. »In Kairo herrscht *immer* das reinste Chaos. Jetzt müssen sie wenigstens mal aufräumen.« Als er Bobbys auffordernden Blick sah sprach er sofort weiter.

»Aber ich halte natürlich mein Versprechen und werde Ihnen kurz einige Einzelheiten erklären. Ich habe mir diesen Jeep vom Deutschen Konsulat ausgeliehen. Im Kofferraum befindet sich Werkzeug, denn wir werden vermutlich einige Tage mit Graben beschäftigt sein. Es geht mir nur darum den Eingang der Pyramide zu finden, damit ich im Inneren nach Beweisen für eine Theorie suchen kann, die ich in den letzten Monaten entwickelt habe. Vermutlich werden wir während der Arbeit auch ungestört sein, denn seit der seltsamen Krankheit traut sich niemand mehr in die Nähe des Tales. Selbst die Soldaten meiden es. Die Muslime hier sind schrecklich abergläubisch.«

Bobby lenkte den Wagen vorsichtig auf eine Schnellstraße, die sie nach Westen bringen sollte und die Verkehrsdichte nahm langsam ab. Doch schon der erste Satz Cunninghams hatte weitere Fragen bei ihr ausgelöst.

»Sie haben also auch die Position der Pyramide herausgefunden?« Cunningham nickte.

»Wir haben die Tafeln kurz nach Ihnen entdeckt und ich konnte sie ziemlich schnell entziffern. Ich bin Experte für Vinča-Symbole und Keilschrift. Ich kann sie fast schneller lesen als Deutsche Texte.« Er zwinkerte ihr zu, doch Bobby ging nicht auf seinen Selbstlob ein. Viel mehr brannte ihr eine andere Frage unter den Nägeln. »Was genau hat Tony mit dieser Sache zu tun?«

Sie hatten die Innenstadt inzwischen verlassen und die ersten Ausläufer der Sahara zogen an ihnen vorüber. Der Himmel war stechend blau und auf dem heißen Asphalt flimmerte die Luft.

Cunningham öffnete das Handschuhfach und zog eine Flasche Wasser heraus. Er nahm einige großzügige Schlucke und hielt sie Bobby hin. »Wir werden heute sehr viel Wasser verbrauchen. Trinken Sie.« Doch als er ihren vernichtenden Blick sah, sprach er sofort weiter. »Ihr Bruder wurde umgebracht, weil er etwas gesehen hat. Ich habe selbst einige Jahre eine wissenschaftliche Beziehung zu seinem Mörder gehabt. Sie können übrigens von Glück reden. Hätte er damals mehr Zeit gehabt, wäre er Ihnen auch noch auf die Spur gekommen. Er ist nämlich schon seit Jahren vor der mächtigsten Gruppe dieser Welt auf der Flucht. Ich habe ihn damals für einige Jahre in Deutschland versteckt, doch leider ist er in dieser Zeit fanatisch geworden. Ich habe zwar versucht ihm meine Auffassung der Wirklichkeit mitzuteilen, doch er wollte nicht auf mich hören. Wir müssen ins Sonnental um dort Beweise zu finden. Beweise, die sowohl ihn als auch seine Feinde unschädlich machen. Die Welt muss die Wahrheit erfahren.«

Bobby wusste nicht was sie von Cunninghams Geschichte halten sollte. Der einzige Grund, wieso sie sich überhaupt auf diese Expedition mit ihm einließ war ihr Bruder. In der Tat war sein Tod damals überaus überraschend gewesen. Normalerweise starb ein junger Mensch nicht einfach an einer Blutvergiftung. Trotzdem war ihr immer wieder in den Sinn gekommen, dass Cunningham sie vielleicht nur ausnutzte. Das deutsche Team war vermutlich genauso scharf auf den Fund und wenn es Schwierigkeiten beim Passieren der Absperrung gab, so war sie vielleicht ihre einzige Chance. Doch ihre Neugier war stärker als die Skepsis.

Nach einiger Zeit fuhren sie von der Schnellstraße ab. Sofort verwandelte sich die Fahrbahn in einen einfachen Weg. An zahlreichen Stellen gab es Schlaglöcher oder verwehte Stellen, wo der Sturm die Fahrbahn fast gänzlich mit Sand bedeckt hatte. Sie blickte zum Horizont. Flimmernde Sanddünen gingen weich in den erbarmungslos blauen Himmel über. Sie rückte ihre Sonnenbrille zurecht und wischte sich hastig einige Schweißperlen aus der Stirn. Ihre Bluse klebte unangenehm an der Rückenlehne. Hätte Cunningham sich nicht um einen Wagen mit Klimaanlage bemühen können?

Dieser jedoch schien mit der Hitze kein Problem zu haben. Er warf ihr einen gehässigen Blick zu und sagte: »Die Luftfeuchtigkeit hier ist doch sehr angenehm.«

Bobby gab einen grummelnden Laut von sich und zog ein Taschentuch aus der linken Brusttasche. Sie wischte sich notdürftig im Gesicht herum und warf es aus dem Fenster. Verdammte Wüste. In diesem Moment tauchte in der Ferne die Straßensperre auf. Sie schien besser bewacht zu sein als erwartet. Skeptisch musterte sie eine graue Mappe zu ihren Füßen. Darin befanden sich drei signierte Dokumente, die ihr uneingeschränkten Zugang zu dem Gelände gewähren sollten. Eines davon war die Grabungserlaubnis der *Agency*. Sie war vor einem Monat von Jim und der Personalabteilung unterzeichnet worden und inzwischen natürlich ungültig. Das zweite Dokument hatten sie durch Vorzeigen des ersten auf dem Weg bei einer ägyptischen Organisation abgeholt. Es war die nationale Grabungserlaubnis in arabischer Sprache. Unterzeichnet von einem mißmutigen Beamten, der den ganzen Tag nichts weiter tat als Kekse zu essen. Das dritte Dokument schließlich hatte ein Bote im Hotel abgegeben. Es war irgendeine Anweisung an das Militär, doch Bobby konnte die arabischen Zeichen natürlich nicht lesen.

Als der Jeep vor der Absperrung zum Stehen kam, tauchte aus einer Blechhütte ein unfreundlich wirkender Araber auf. Er war unbewaffnet, doch lehnte neben der Tür eine Kalaschnikow. Er trug eine Uniform und funkelte sie skeptisch aus einem Gewirr aus schwarzem Bart und Haaren durch zwei skeptische Augen an.

»Bitte kehren Sie um.« Bobby zwang sich zu einem Lächeln und zog die Mappe hervor. Sie fummelte die Dokumente heraus und hielt sie dem Mann unter die Nase.

»Mein Name ist Bobby Parkman von der *American Agency of natural and exact Sciences*. Ich habe eine unbefristete Grabungserlaubnis in diesem Gebiet.« Der Mann nahm ihr die Papiere aus der Hand und musterte sie kritisch. Er tat einen Schritt zurück und rief dann einem seiner Kollegen etwas Arabisches zu. Dieser begann sofort wild zu gestikulieren und kam mit einem Funktelefon auf den Soldaten zu. Die beiden unterhielten sich für eine geraume Zeit in ihrer Muttersprache. Ungeduldig knetete Bobby ihre Finger. Ihr war die Situation sichtlich unangenehm. Doch auch Cunningham fummelte nervös an seinem Gurt herum.

Nach einiger Zeit kam der Soldat mit dem Funktelefon zum Fenster und fragte in sehr schlechtem Englisch: »Wer das sein?« Er deutete auf den Professor, der ein so lammfrommes Lächeln aufsetzte, dass Bobby in einer anderen Situation laut gelacht hätte.

»Ich komme vom deutschen Team und unterstütze die *Agency*.«

Der Mann sah ihn für einige Augenblicke durchdringend an und gab Bobby die Dokumente zurück.

»Sie nicht dürfen hier passieren. Zu gefährlich.« In diesem Moment geschah etwas Unerwartetes. Cunningham begann in einem fließenden Arabisch auf den Polizisten einzureden und Bobby begriff jetzt auch, warum er während dem Gespräch so nervös geworden war. Ihm bereitete die Sprache kein Problem mehr. Und auch wenn sie ihn nicht verstand, so hatte sie das Gefühl, dass der Professor das Blaue vom Himmel herunterlog. Nach einiger Zeit hörte sie ihren eigenen Namen im Gespräch und etwas von »Giseh«. Nach einiger Zeit gab der Soldat sich geschlagen.

»Wenn ich wäre Sie, ich nicht würden weiterfahren. Tal ist verflucht.« Cunningham sprach noch einen kurzen Moment mit ihm und erhob anschließend zum Gruß die linke Hand. Ein junger Bursche kam jetzt aus der Blechhütte gehastet und schob hastig die Schranke nach oben.

»Der Kleine rackert sich aber ganz schön ab«, sagte Cunningham zufrieden und grinste, »ich habe auf Ihren Dokumenten einige Namen entdeckt und ihm eine kleine Lügengeschichte erzählt.« Sie fuhr langsam in die abgesperrte Zone in der die Straße schlagartig noch schlechter wurde. Scheinbar hatte man nach dem Sandsturm keinen Wert darauf gelegt, sie bis zum Tal vom Sand zu befreien. Vermutlich gab es diese Straße auch erst seit der Entdeckung der Diamanten. Die Reifen drehten durch und sie legte einen niedrigeren Gang ein. Nach einer viertel Stunde schlingernder Fahrt tauchten die ersten Felsen vor ihnen auf. Das Sonnental lag nun direkt vor ihnen. Ein merkwürdiges Gefühl stieg in Bobby auf. Sie hatte sich bisher noch keine Gedanken über die Gefahren ihrer Expedition gemacht.

»Haben Sie den Geigerzähler dabei?«, fragte sie. Sie hielt den Wagen und Cunningham stieg aus. Es war immer noch windig und kleine Sandkörnchen wehten wie winzige Geschosse über den Wüstenboden. Fluchend rieb er sich die Augen.

»Mist«, sagte er, stapfte um den Jeep herum und öffnete die Heckklappe. Bobby hörte wie er

aufgebracht im hinten Teil des Wagens herumwühlte. Schließlich fand er, wonach er gesucht hatte und schlug den Kofferraum wieder zu. Er hastete schnell zurück auf den Fahrersitz. Als er sich neben ihr niederließ, sah sie ihn überrascht an. »Ist das alles?« Er nickte und schaltete das Gerät ein. »Keine Strahlung«, sagte er. Er hielt ihr den Geigerzähler vor das Gesicht, auf dessen Display eine dreistellige Kommazahl zu erkennen war. »Solange die Anzeige unterhalb von 200 Millisievert bleibt, haben wir nichts zu befürchten. Die Arbeiter waren vermutlich mehrmals einer Strahlung von über vier Sievert ausgesetzt. Sobald wir solche Werte messen, sollten wir sofort verschwinden.« Er legte die Miene eines langjährigen Nukleartechnikers auf und nickte überzeugend. Bobby zog beeindruckt die Augenbrauen hoch und öffnete die Fahrertür.

»Warum sind Sie sich eigentlich so sicher, dass wir es hier nicht mit irgendeiner unbekanntem Strahlung zu tun haben? Am Ende werden wir in diesem Moment verseucht nur weil Ihr Gerät nicht schlau genug ist.« Cunningham zuckte mit den Achseln.

»Sie können mir glauben, dass sich das Risiko lohnt. Wenn wir nämlich nicht finden, wonach ich suche werden wir bald weit größere Probleme haben als die Strahlenkrankheit.«

Bobby antwortete nicht, sondern warf einen skeptischen Blick in das Tal hinunter. Doch glücklicherweise waren sie an der Südseite angekommen. Mit etwas Geschick konnte man hier auch ohne Ausrüstung bis auf den Grund klettern. Doch bevor sie ihren Fuß auf den ersten Felsen setzte, drückte Cunningham ihr einen Spaten in die Hand.

»Sie dürfen auch mit bloßen Händen graben, wenn Sie möchten«, sagte er und warf sich einige weitere Werkzeuge über den Rücken. Es sollte noch ein langer Tag werden.

Felix strich behutsam über den Lack seines Chevrolets. Er hatte ihn nach Lisas Entführung einem Bekannten von Phil abgekauft. Der Wagen war angeblich in den Wäldern Pennsylvaniens mit einem unbehebbarren Motorschaden auf dem Highway stehen geblieben, doch hatte er ihn mit Charlys Hilfe wiederhergestellt. Er setzte sich hinters Steuer, startete den Motor und machte sich auf den Weg. Während der Fahrt kamen ihm immer mehr Gedanken aus seinem alten Leben. In seinem Kopf tauchte Lisa auf und wie sie sich kennen gelernt hatten. Zweifellos gehörten die vergangenen acht Jahre zu den schönsten in seinem Leben.

Seine Reise führte ihn aus der Stadt auf eine verlassene Landstraße. Bevor er sich der Polizei stellte, wollte er noch ein bisschen Zeit für sich alleine haben. Nach einer Weile tauchte auf der linken Seite ein Feld auf. Und weil er kein anderes Ziel hatte, bog er vorsichtig in einen schmalen Weg durch das Korn ab. Nach einer Weile mündete der Weg in einen Wald. Mit mäßigem Gas holperte er durch einen dichten Tannenhain doch irgendwann war der Boden zu uneben um weiterzufahren. Er stieg aus und ging zu Fuß weiter. Die Sonne hatte sich bereits auf das Ende dieses Tages vorbereitet und strahlte die Baumkronen in einem leuchtenden Orange an. Er stapfte einen steilen Pfad hinauf, der sich schnell im Nichts verlor. Schließlich lichtete sich der Wald und er stand zwischen Sträuchern und hüfthohen Gräsern. Er befand sich auf einer Lichtung, die über die Kuppe eines grünbewachsenen Hügels verlief. Als er hinunter ins Tal sah, bot sich ihm ein atemberaubender Anblick. Er konnte meilenweit nach Westen blicken und über dem verblasstem Horizont ergoss sich das Sonnenlicht wie flüssiges Silber über die Wolken. Einige Momente blieb er reglos stehen. Er legte den Kopf in den Nacken und sah in den Himmel hinauf. Nur ein Stern funkelte am makellosen Himmel. Er griff in seine Tasche und zog ein Portemonnaie heraus. Im vorderen Fach stecken zwei Fotos. Das eine war eine verblichene Aufnahme von Johanna, die vor über zehn Jahren entstanden war. Er steckte sie weg und betrachtete das zweite Bild. Es war ein Kinderfoto von Lisa. Sie war darauf vielleicht dreizehn Jahre alt, doch hatte er sich sofort in das Bild verliebt, als er es bei einem ihrer ersten Treffen entdeckt hatte. Sie hatte es ihm später heimlich auf das Lenkrad geklebt. Seitdem trug er es immer bei sich. Nach einer Weile musste er den Blick abwenden, denn ihr Lächeln fühlte sich an als ramme ihm jemand eine scharfe Klinge mitten ins Herz. Er hätte alles darum gegeben sich jetzt nach links zu drehen und sie in seine Arme zu schließen. Aber natürlich war sie nicht da.

»Ich werde es eines Tages wieder gutmachen, Schatz«, sagte er leise, »das verspreche ich dir.« Seine Augen füllten sich mit Tränen und der flammende Horizont verschwamm. Er schluckte hastig. Dann begann er leise zu weinen. Irgendwann kniete er tränenüberströmt im Gras und vergrub die Hände im Gesicht. Erst als der Himmel weitere Sterne entzündete, machte er sich auf den Rückweg.

## 21

Bobby hatte den Professor unterschätzt. Er war zwar alt, aber scheinbar hatte das auf seine körperliche Verfassung noch keine Auswirkungen. Sie sah ihm beeindruckt dabei zu, wie er geschickt über die Felsen kletterte während sie selbst nie genau wusste wohin sie treten sollte. Dennoch hatten sie beim Abstieg keine ernsthaften Probleme, denn die Steine waren auf der Nordseite fast wie eine Treppe angeordnet. Als Cunningham schließlich den letzten Felsen heruntersprang und im Sand landete, sah er zu Bobby hinauf, die verzweifelt versuchte sich an einem Stein festzukrallen.

»Lassen Sie sich einfach fallen. Ich habe von hier aus alles im Blick«, rief er.

Tatsächlich landete sie unversehrt auf dem Wüstenboden und schob ihre Sonnenbrille zurecht, die ihr beim Aufprall von der Nase gerutscht war.

»Wenn wir das gefilmt hätten, wäre die Szene in jedem Zirkus willkommen gewesen«, sagte Cunningham und lachte. Sie fand das scheinbar überhaupt nicht lustig, sondern war nur froh heil unten angekommen zu sein.

»Machen Sie sich nicht über mich lustig, sondern werfen Sie lieber einen Blick auf den Geigerzähler«, sagte sie. Er hörte nicht auf sie, sondern machte sich auf den Weg ins Talesinnere. Als Bobby ihm folgte, hatte sie bei jedem Schritt das Gefühl sie lief über heiße Kohlen. Es war hier zwar windstill, dafür aber viel heißer.

»Was soll das?«, rief sie ihm hinterher, »Jetzt messen Sie endlich die Strahlung!« Cunningham drehte sich um beruhigte sie.

»Das Gerät piept, sobald es gefährlich wird.« Sie machten sich langsam auf den Weg nach Westen. Schon nach kurzer Zeit war auch Cunningham am Ende seiner Kräfte. Er zog immer längere Spuren im Sand hinter sich her und griff in immer kürzeren Abständen zu seiner Feldflasche. Bobby hätte ihn gerne noch weiter über Tonys Tod ausgefragt, doch während ihrer Wanderung startete er fast ununterbrochen auf den Geigerzähler.

»Ich dachte das Gerät warnt uns automatisch«, sagte sie und nahm selbst einen großzügigen Schluck Wasser. Cunningham blieb stehen und keuchte. Seine Gesicht war rot und auf seiner Nase hatten sich dutzende kleiner Flecken gebildet. Sie sah aus wie eine unförmige Erdbeere.

»Das hier ist kein normaler Geigerzähler«, antwortete er, »er ist normalerweise dafür ausgelegt die Strahlenwerte in einem großen Gebiet zu dokumentieren. Ich verwende ihn aber wegen des GPS-Sensors. Wir sind nur noch wenige Meter von dem Ort entfernt an dem wir graben müssen.« Er setzte sich wieder in Bewegung. Bobby folgte ihm. Ihr Kopf hatte zu Pochen begonnen und ihr Rücken schmerzte. Den Spaten die ganze Zeit mit sich herumzuschleppen war anstrengender als sie erwartet hatte. Mit jedem Schritt hatte sie stärker den Eindruck die Sonne würde in ihren Körper eindringend und ihr Blut kochen. Es musste doch eine Möglichkeit geben mit dem Jeep bis an diesen Ort zu fahren. Schließlich hatte man hier bis vor wenigen Wochen noch Diamanten abgebaut. Oder hatte der Sturm das unmöglich gemacht? Sie war noch mit diesem Gedanken beschäftigt, als sie plötzlich innehielt. Für einige Augenblicke starrte sie mit offenem Mund geradeaus.

Hinter einem der Felsen war eine Pyramide aufgetaucht. Sie war überraschend klein und absolut unversehrt. Im Gegensatz zu allen anderen Pyramiden, die sie bisher untersucht hatte, war die Kalksteinverkleidung noch vollständig erhalten. Es war ein so makellostes Bild, als habe ein Künstler der Neuzeit sie hier errichtet. Sie musste für viele tausend Jahre tief unter der Erde an dieser Stelle konserviert worden sein. Cunningham füllte seine Feldflasche neu auf und blinzelte sie an.

»Der Sandsturm hat uns fast die gesamte Arbeit abgenommen«, sagte er, »Wir müssen vermutlich nur wenige Meter graben um den Eingang zu finden« Seine Augen strahlten als er das Werkzeug vor sich in den Sand fallen ließ und mit dem Spaten bewaffnet auf die Pyramide zurannte. Seine gesamte Lebensenergie schien auf einen Schlag zurückgekehrt zu sein. Bobby folgte ihm nur langsam. Sie konnte immer noch nicht glauben, was sie gefunden hatten. Das war zweifellos der Höhepunkt ihrer wissenschaftlichen Karriere. Während dem Laufen konnte sie den Blick kaum von

diesem strahlenden Bauwerk abwenden. Als Cunningham schon die ersten Spatenstiche vollführte, strich sie herzklopfend mit der Handfläche über das raue Material. Dann zog sie ihre Kamera aus dem Rucksack und machte einige Aufnahmen. Cunningham unterbrach seine Arbeit und drehte sich zu ihr um.

»Hören Sie, ich kann mir vorstellen, was das jetzt für eine Sensation für Sie ist, aber wir haben hier keine Zeit für Pressekonferenzen.« Sie verstaute die Kamera wieder in dem Rucksack. Er hatte natürlich recht. Sie wollte ihm gerade beim Graben helfen, als plötzlich ein schriller Piepton die Luft erfüllte. Cunningham zuckte zusammen und warf einen Blick auf den Geigerzähler.

»Verdammt, 600 Millisievert«, sagte er. Doch dann hörte das Piepen so schnell wieder auf, wie es begonnen hatte und alles schien wieder normal. Bobby war in der Bewegung erstarrt und hatte die Pyramide plötzlich ganz vergessen. Kreidebleich startete sie den Professor an.

»Was hat das zu bedeuten? Müssen wir jetzt auch sterben?« Cunningham setzte seine Arbeit fort und sagte: »Nein, aber wenn das öfter passiert bekommen wir Kopfschmerzen. Und jetzt graben Sie weiter. Je schneller wir hier fertig sind, desto geringer das Risiko.«

Bobby gehorchte und sie gruben weiter.

\*

Als die Dämmerung hereinbrach, stieß Bobby plötzlich einen aufgeregten Schrei aus.

»Professor, ich glaube hier ist der Eingang.« Cunningham steckte seinen Spaten in den Sand und betrachtete die kleine Grube. Tatsächlich war etwa zwei Meter im Boden eine Kante im Kalkstein aufgetaucht.

»Sie haben vermutlich Recht. Das ist der Nordeingang.« Er half Bobby beim Graben und schon nach einer weiteren Stunde hatten sie eine Öffnung freigelegt, die ausreichend groß für einen Menschen war. Außerdem erinnerte Bobby sich während der Arbeit an ein Gespräch mit Nick, der ihr zwei Wochen zuvor einen Bericht über den Inhalt der Vinčatafeln gegeben hatte. Angeblich gab es in der kleinen Pyramide nämlich an jeder Seite einen eigenen Eingang.

Cunningham zog eine kleine Taschenlampe aus dem Gürtel und stieg in die Grube hinab.

»Moment mal«, sagte Bobby, »Sie wollen da doch jetzt nicht einfach so hineinklettern.«

Cunningham hielt inne und nahm seinen Rucksack von den Schultern.

»Wenn Sie eine bessere Idee haben, nur heraus damit. Aber ich glaube etwas Schatten täte uns beiden jetzt gut.« Er presste sich durch die kleine Öffnung und war schon wenige Sekunden später in dem Loch verschwunden. Als Bobby zögerte hörte sie seine begeisterten Rufe aus der Dunkelheit. Sie ließ sich auf dem Hosenboden in die Grube rutschen. Zusammen mit einer ganzen Ladung Sand landete sie etwas ungeschickt in einem schmalen Gang. Sie rappelte sich auf und folgte dann dem Lichtschein der Taschenlampe. Doch schon nach einigen Metern blieben sie vor einer hohen Steinstufe stehen.

»Wie sollen wir da herauf kommen?«, fragte Bobby, »Das sind mit Sicherheit fast drei Meter.«

Cunningham klemmte sich die Lampe zwischen die Zähne und bückte sich. Dann formte er die Hände zu einer Rüberleiter und nickte ihr auffordernd zu.

Sie trat vorsichtig in seine Handflächen und stemmte sich nach oben. Für einen kurzen Moment konnte sie einen Blick in das Innere des Schachts werfen, doch dann musste sie plötzlich daran denken wie Hanna in ihrer Situation wohl schnaubend und zappelnd am Pyramideneingang baumeln würde. Sie prustete los und verlor das Gleichgewicht. Cunningham fluchte und versuchte sie mit allen Mitteln zu stützen, doch dann brach das ganze Unterfangen schließlich in sich zusammen. Bobby fiel mit einem kurzen Aufschrei auf den harten Steinboden und Cunningham stolperte zurück.

»Ach verflixt!« Sie rappelte sich wieder auf und rieb sich mit schmerzverzerrtem Gesicht den Rücken. Doch zu ihrer Überraschung ließ der Schmerz sehr schnell wieder nach. Cunningham kroch währenddessen auf dem Boden herum und suchte nach der Taschenlampe.

»Was zum Henker ist so komisch, dass Sie in einer so angespannten Situation plötzlich anfangen zu lachen? Ich wünschte wir hätten genug Zeit den Jeep zu holen um auf professionellere Weise vorgehen zu können«, hörte sie seine aus der Dunkelheit. Doch dann flammte zu ihrer Erleichterung

der kühle Schein der LED wieder in der Finsternis auf.

Bobby musste zugeben, dass sie den ersten Versuch verweigert hatte und klopfte sich den Staub von der Bluse.

»Es tut mir leid. Ich musste gerade an eine Freundin denken.« Cunningham schüttelte mit dem Kopf, doch obwohl Bobby sein Gesicht in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, hatte sie den Eindruck, dass er sich über ihren Sturz etwas amüsierte. Er bot ihr erneut die Ränder an. Somit unternahm Bobby einen zweiten Versuch mit seiner Hilfe den Schacht zu erreichen. Dieses Mal zwang sie sich nicht an Hanna zu denken und schaffte es überraschend leicht über die Kante nach oben zu klettern.

»Und was sagen Sie jetzt?«, rief sie ihm von oben zu und kramte ein Seil aus ihrem Rucksack. Sie befestigte es an einem Vorsprung und gab ihm grünes Licht. Kurze Zeit später hockte er neben ihr.

»Wir müssen das erste Stück wohl kriechen. Die Decke ist hier viel zu niedrig.« Er robbte voran, die Lampe immer noch zwischen die Ärmel geklemmt.

Bobbys Atem stockte, als der Lichtkegel die Wände des Schachts streifte und sich dann im Nichts verlor. Obwohl sie eigentlich immun gegen schmale Gänge und Höhlen war, zog sich ihr Magen zusammen und sie brauchte eine Weile um sich wieder zu beruhigen. Cunningham war ebenfalls aufgeregt. Schon nach kurzer Zeit begann sein Kiefer zu schmerzen, weil er viel zu fest auf den Griff der Lampe biss.

»Ich frage mich, wieso ich eigentlich freiwillig mit Ihnen gekommen bin«, sagte Bobby. Ihre Stimme klang hohl und blechern, doch natürlich konnte der Professor ihr nicht antworten. Nach einigen Metern wurde der Gang wieder höher, sodass man geduckt in ihm gehen konnte. Cunningham nahm seinen Rucksack ab und zog eine Atemmaske hervor.

»Sie sollten ab hier ebenfalls einen Mundschutz tragen. In so alten Kammern und Höhlen gibt es oft Partikelvorkommen in der Luft, die die Lungenbläschen schädigen. Das kann sehr unangenehm werden.« Bobby hatte selbstverständlich auch daran gedacht und verzichtete auf die Maske, die Cunningham ihr entgegenhielt. Stattdessen zog sie aus dem vordersten Fach ihres Rucksacks eine andere. Beim Anziehen zitterten ihre Finger. Scheinbar machte ihr diese Expedition doch mehr Angst, als sie sich selbst eingestehen wollte. Vorsichtig liefen sie weiter.

Nach einigen Minuten tauchte ein Schriftzug an der Wand auf. Erst glaubte sie es sei nur eine Form von Schimmelbefall, denn die Zeichen bestanden zum großen Teil aus verschiedengroßen Punkten. Sie erschauerte als sie das Gekrakel betrachtete, denn die Punkte leuchteten wie kleine Augen, als Cunningham den Lichtstrahl auf sie richtete.

»Reflektorfarbe«, murmelte er, »konnte man früher aus Meeresfrüchten herstellen. Scheinbar sind wir richtig.« Er wollte schon weitergehen als Bobby ihn an der Schulter packte.

»Können Sie etwa lesen was da steht?« Cunningham nickte.

Sie begriff überhaupt nichts mehr und zog ihre Kamera aus der Tasche. Der Professor lief in der Zwischenzeit schon weiter und drehte sich verärgert zu ihr um, als das Blitzlicht den Gang erhellte.

»Wieso tun Sie das? Ich habe mich gerade erst an die Dunkelheit gewöhnt.« Bobby entschuldigte sich und stolperte ihm hinterher. Auch sie war durch den Blitz fast blind geworden. Als sie ihn erreicht hatte, blieb er stehen. Eine Steinwand versperrte den Weg.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Bobby, doch Cunningham schien sie gar nicht zu hören.

Stattdessen strich er über die Steinwand am Ende des Ganges und sprach leise mit sich selbst. Dann begann er den Sandstein abzuklopfen. An vereinzelten Stellen bröckelte dieser in lockeren Schichten auf den Boden. Überrascht hielt Bobby die Luft an. Hinter der obersten Schicht tauchten weitere Zeichen auf. Es waren insgesamt ein halbes Dutzend und sie waren nur zu sehen, weil sie ebenfalls im Schein der Lampe leuchteten. Nach einigen Augenblicken waren vier große Zeichen an der Wand aufgetaucht. Sie sahen alle gleich aus, doch trotzdem untersuchte Cunningham sie alle nacheinander mit großem Interesse.

»Alle vier Zeichen sind auf einen lockeren Stein geschrieben, der hinter der Wand einen Mechanismus auslöst. Drei dieser Mechanismen lassen den Gang zusammenbrechen und werden uns lebendig begraben. Nur einer bringt uns weiter.« Bobby bekam es mit der Angst zu tun. Sie



wollte beim besten Willen nicht an diesem Ort begraben werden. Doch bevor sie den Professor davon abhalten konnte, drückte er mit aller Kraft gegen einen der Steine. Sie beobachtete mit großen Augen, wie die ganze Wand in sich zusammen brach. Für einige Augenblicke lag so viel Staub in der Luft und Bobby hielt trotz der Maske die Luft an. Cunningham hatte gegen den richtigen Stein gedrückt. Keuchend kniete er sich auf den Boden und rückte seine Atemmaske zurecht.

»Auf den Vinčatafeln stand doch eindeutig das richtige Kennwort«, sagte er und rappelte sich hoch. Hinter der Wand mündete der Schacht in eine schmale Wendeltreppe. Sie war ebenfalls aus Sandstein und führte sowohl nach oben, als auch nach unten. Bobby hatte noch nie von Wendeltreppen in Pyramiden gehört und kam aus dem Staunen gar nicht mehr heraus. Cunningham trat auf die erste Stufe und sah sie an.

»Wir sind jetzt genau im Mittelpunkt. Alle vier Eingänge münden in dieser Treppe. Sie führt uns bis in die Spitze, wo wir eine kleine Kammer finden werden.« Sie begannen langsam die Stufen nach oben zu steigen. Obwohl es kein sonderlich langer Weg war, kam es Bobby wie eine halbe Ewigkeit vor. Doch irgendwann tauchte im Fels ein weiterer Schacht auf..

»Das ist der vierte Eingang von hinten«, sagte Cunningham, »Auch hier gibt es die Steinplatte mit dem Kennwort. Hier kann man sogar noch den Mechanismus erkennen.« Bobby betrachtete fasziniert ein Gebilde aus Hölzern und Steinplatten. All das musste von einer Hochkultur entwickelt worden sein. Eine andere Möglichkeit sah sie nicht.

Als sie die Treppe weiter hinaufstiegen, konnte Bobby nur den breiten Rücken des Professors sehen. Weil der Gang so schmal war, blitzte nur selten ein Strahl seiner Taschenlampe neben seinem Umriss hervor.

Plötzlich blieb er stehen und sagte: »Du liebe Zeit.«

Sie stieß ihn ungeduldig in den Rücken und er trat zur Seite. Tatsächlich waren sie in einer Kammer angekommen. Sie lag in absoluter Dunkelheit, doch als der Professor mit dem Strahl der Taschenlampe die Wände abtastete, leuchteten tausende von Schriftzeichen an den Wänden auf. Sie waren in weißen Marmor geschrieben worden und ließen die Kammerdecke fast wie einen funkelnden Sternenhimmel erscheinen. Es waren dieselben Zeichen wie auf den Vinčatafeln und alle bestanden sie aus verschiedenen Symbolen und Strichen, die teilweise mit schmalen Linien verbunden waren. Sie fühlte sich fast wie in einem Planetarium mit tausend leuchtenden Sternbildern.

»Was um alles in der Welt steht da?« Der Professor betrat fasziniert den Raum. Das erste Mal schien auch er überwältigt von der Pracht dieses Ortes. Er ließ den Lichtkegel immer wieder über den weißen Marmor gleiten und seine Lippen bewegten sich langsam. Scheinbar konnte er die Zeichen tatsächlich lesen, denn mit jeder Sekunde wurden seine Augen größer.

In der Mitte der Kammer stand ein Steinsockel auf dem Boden. Er war ebenfalls aus weißem Marmor, doch wirkte er auf sonderbare Weise zerfressen. Cunningham wandelte wie in Trance auf den Sockel zu und Bobby traute sich kaum ihm zu folgen. Doch dann tat sie es doch und betrachtete den ihn gründlicher. In seinem oberen Teil war eine runde Scheibe eingelassen. Sie war pechschwarz und aus poliertem Basalt gefertigt. Während Cunningham seinen Blick nicht von der Scheibe lösen konnte, untersuchte Bobby den Sockel genauer. Er war an den meisten Stellen genauso glatt, wie der Marmor im Rest des Raumes. Doch sein Glanz wurde an vereinzelt Stellen unterbrochen. Es erweckte fast den Eindruck, als hätte jemand eine ätzende Lösung darüber geschüttet, die teilweise sogar den Boden zerfressen hatte. Alles das jagte Bobby Angst ein und ihre Intuition sagte ihr, dass es nicht gut war hier zu sein. Als sie den Sockel betrachtete, schwand ihre Faszination und wich einer Ehrfurcht, die sie zuvor noch niemals gespürt hatte. Es war ein Schrecken, der fast wie ein schlechtes Gewissen in ihren Knochen saß. Es war *verboten* hier zu sein. Sie sah nun hoch zu dem Professor und erschrak. Auch sein Gesicht hatte aufgehört zu strahlen. Es hatte alle Farbe verloren und im Schein der Taschenlampe wirkte Cunningham älter als je zuvor. Er sah nun fast mit Abscheu auf die Scheibe hinab und in seinen Augen funkelte Zorn.

»Was haben Sie denn?«, fragte Bobby und hatte fast Angst, dass der Professor hier und jetzt zusammenbrach. Doch Cunningham brach nicht zusammen, sondern betrachtete weiterhin fasziniert

die Scheibe.

»Glauben Sie mir, Mrs. Parkman. Wir haben soeben ein Artefakt gefunden, das diese Welt in den letzten Jahrtausenden zusammengehalten hat.« Er untersuchte die Scheibe eine ganze Weile und achtete dabei darauf, sie nicht zu berühren.

»Was um alles in der Welt ist das?«, fragte Bobby.

Der Professor sah an die Decke hinauf und las beleuchtete die Vinčasympole ein weiteres Mal. Dann sah er Bobby direkt in die Augen.

»Wenn Sie es lesen könnten, würden Sie es bereits wissen.« Sie warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu.

»Dann lesen Sie es mir doch vor.« Cunningham sagte nichts, sondern tat langsam einige Schritte durch die Kammer. Als sie ihn erneut fragen wollte, machte er eine abwehrende Geste mit seiner Hand. »Lassen Sie mich in Ruhe lesen und fotografieren Sie bitte jeden Winkel dieser Kammer. Wir müssen diese Beweise für Chase sichern.«

Bobby befolgte seine Anweisung und begann sorgfältig von jeder Wand mehrere Aufnahmen zu machen. Doch auch die Zeichen an der Decke vergaß sie nicht. In sporadischen Abschnitten wurde der ganze Raum vom Blitz der Kamera erhellt und sie kniffen geblendet die Augen zusammen. Nach einer halben Ewigkeit hatte Cunningham scheinbar alles sorgfältig gelesen und sah Bobby an.

»Die Scheibe in der Mitte scheint eine Art Kernreaktor zu sein. Sie wandelt Materie in Energie um.« Bobby sah ihn fassungslos an. Sie dachte an einen Fund, den man einige Jahre nach dem ersten Weltkrieg in Bagdad gemacht hatte: Die Bagdad-Batterie, die darauf schließen ließ, dass der Mensch schon viel früher Elektrizität gekannt hatte als bisher angenommen. Doch ein Kernreaktor, der angeblich über zehntausend Jahre alt war? Sie schüttelte den Kopf. Doch Cunningham sah sie so überzeugt an, als spräche er über das Wetter.

»Ganz und gar nicht. Sie haben während ihrer Studienzeit mit Sicherheit gelernt, was Albert Einstein vor etwa siebzig Jahren herausgefunden hat. Nämlich, dass alle Materie eigentlich nichts weiter als Energie ist. Somit ist es sowohl möglich Energie in Materie umzuwandeln, als auch umgekehrt. Die Menschen haben es bereits fertiggebracht auf diese Weise Strom zu erzeugen und Waffen zu entwickeln mit denen sie die Welt vielfach zerstören könnten. Bei einer Atombombe wird nur ein Gramm Materie in Energie umgewandelt und dennoch kann sie eine ganze Stadt in Schutt und Asche legen. Leider kann man heutzutage aber nur Elemente wie Uran oder Plutonium in Energie umzuwandeln. Dieser Gegenstand jedoch ermöglicht es seinem Benutzer *jedes* nur erdenkliche Material zu spalten. Es ist aber noch viel mehr. Ich muss Ihnen unbedingt die ganze Geschichte erzählen.« Bobby wusste für einige Augenblicke nicht ob sie Cunningham jetzt für vollkommen wahnsinnig erklären sollte.

Er stieg langsam die Steinstufen wieder hinunter und sie verließen die Kammer. Schon nach wenigen Minuten waren sie wieder in dem kleinen Steingang angekommen und krochen in die Freiheit. Bobby konnte es kaum erwarten ihre Atemmaske vom Gesicht zu nehmen und endlich die Sonne wieder zu sehen. Somit robbte sie viel schneller als der Professor und stieß ihm ungeduldig gegen die Stiefel. Wie erleichtert sie waren, als sie endlich einen leichten Schimmer sahen, der über den aufgeschütteten Sand in den Eingang fiel. Cunningham schaltete die Lampe aus und kroch auf allen Vieren vorsichtig durch den Spalt. Bobby merkte auch ihm an, wie froh er war die Pyramide endlich wieder zu verlassen. Als sie sich vor dem Eingang wieder aufgerappelt hatten und ins Freie traten, stach der grelle Sand in ihre Augen und beide hielten schützend die Hände vor das Gesicht.

»Ich war noch nie so glücklich die Sonne zu sehen«, sagte Bobby und ließ sich schnaufend nieder. Der Professor nickte.

»Wir müssen uns so schnell wie möglich auf den Rückweg machen. Es wird bald dunkel und ich muss Chase finden.« Sie rappelte sich auf und schlurfte ihm nach.

»Und wer verwendet diese mysteriöse Energie?« Cunningham wollte gerade den Mund aufmachen um ihr zu antworten, als er ruckartig stehen blieb. In der nächsten Sekunde wirbelte er herum und zog Bobby zu sich auf den Boden.

»Kein Wort«, zischte er und drückte sie energisch in den Sand, von dem sie eine ganze Ladung in den Mund bekam. Sie unterdrückte ein Husten und blickte auf die andere Seite des Tales. Ein

schwarzes Pferd war dort aufgetaucht. Es sah in der Ferne sehr unbedeutend aus, doch schien es dem Professor einen großen Schrecken eingejagt zu haben.

»Sind wir nicht die einzigen, die Interesse an diesem Ort haben?«, fragte sie. Cunningham nickte und gab ihr ein Zeichen so schnell wie möglich in die andere Richtung zu laufen. Sie spurteten um die Pyramide herum und ließen ihr gesamtes Werkzeug zurück. Nur den kleinen Kanister mit dem Wasser und die zwei Feldflaschen nahmen sie mit. Sie hielten Ausschau nach einer Höhle, in der sie sich hätten verstecken können, doch weit und breit gab es nur schroffe Felsen, die keinen echten Schutz boten.

»Wir sind geliefert. Die Masongruppe hat von unseren Plänen erfahren«, schrie Cunningham und zog Bobby hinter einen Stein. Sie warteten einige Minuten und hörten das Getrappel der Hufe im Sand. Langsam wurde es lauter, bis sie plötzlich eine Stimme hörten. Sie fuhren herum und sahen in das Gesicht eines Mannes. Seine Uniform hatte dieselbe Farbe wie der Sand und er hielt eine Kalaschnikow im Anschlag. Seine Haut war gebräunt, doch er war eindeutig kein Einheimischer. Sein Pferd schnaubte nur wenige Meter weiter hinten im Sand.

»Ich muss Sie festnehmen. Bitte begleiten Sie mich zum amerikanischen Konsulat«, sagte der Soldat. Es klickte als er seine Waffe entscherte.

Sie gaben sich geschlagen und hoben die Hände. Vorsichtig erhoben sie sich und kamen auf den Fremden zu. Bobby fühlte sich scheußlich. Noch nie hatte jemand mit einer Waffe auf sie gezielt. Verwirrt verzog sie das Gesicht als Cunningham ihr etwas zuflüsterte.

»Verstecken Sie Ihre Kamera. Wenn diese Beweise in falsche Hände geraten, kommt es zu einer Katastrophe.« Doch sie hatten keine Chance. Ein weiteres Pferd tauchte hinter der Pyramide auf. Ein zweiter Soldat sprang in den Sand und kam auf sie zu. Während die Mündung der Waffe auf Cunninghams Brust gerichtet war, klopfte der andere Soldat beide nacheinander ab. Er konfiszierte die Taschenlampe und schließlich Bobbys Kamera. Plötzlich stand Cunningham auf. Der Uniformierte stieß ihm die Kalaschnikow brutal in den Bauch. Der Professor stöhnte vor Schmerz und krümmte sich auf dem heißen Sand. In diesem Moment ertönte hinter der Pyramide plötzlich ein Geräusch. Das laute Pfeifen des Geigerzählers.

»Was ist das?«, fragte der Soldat und drückte Cunningham in den heißen Sand. Dieser blinzelte feindselig in das strenge Gesicht

»Unser aller Todesurteil«, flüsterte er. In diesem Moment gab es einen Schlag. Ein Lichtblitz, tausend Mal heller als die Sonne, erfüllte die Luft. Bobby und die Soldaten wurden von den Beinen gerissen. Sie flog einige Meter durch die Luft und spürte für den Bruchteil einer Sekunde, wie etwas heißes ihre Haut verbrannte. Ihr Hinterkopf schlug auf einen Stein.

Augenblicklich wurde es Nacht um sie.

To: <jacob.mason@princeton.edu>  
 Subject: Bitte bereite dem Wahnsinn ein Ende  
 MIME-Version: 1.0  
 From: <chaseashton@agency-comp.org>  
 Content-Type: text/html; charset="ISO-8859-1"  
 Content-Transfer-Encoding: quoted-printable  
 Message-ID: <E1W1GyA-0008Uc-2Q@prince.xsun.com>  
 Date: Thu, 3 Jun 2008 08:52:26 -0600  
 Return-Path:  
 bounces+434534-8bcb-bc.person=princeton.edu@outreach.org

Mein lieber Jacob,

Diese E-Mail soll mein letzter verzweifelter Versuch sein dich doch noch zur Vernunft zu bringen. Gerne denke ich an die zahllosen Gruppentreffen im Kaminzimmer zurück, die uns in die unendlichen Dimensionen von Naturwissenschaft und Philosophie entführten. In den ersten Monaten schien alles so einfach. Wir verfügten über fast unbegrenzte finanzielle Mittel und hatten die Vision einer neuen Weltordnung. Alles das brachte uns mit jedem Tag näher zusammen. Die Vorstellung, jeder Mensch könne zu absoluter Erkenntnis gelangen war auch für mich ein ausgesprochen attraktives Ziel. Wie sähe die Welt wohl aus, wenn jeder alles durchschauen könnte? Wäre es vielleicht sogar möglich das von uns so häufig visionierte intellektuelle Kollektiv zu realisieren? Über Nacht könnten alle Wissenschaften zueinander finden und die grundsätzlichen Prinzipien dieser Welt ließen sich zu einem gemeinsamen Paradigma vereinen. Doch als wir die ersten Fortschritte machten, wurde mir schnell bewusst, in was für einer Lüge wir gelebt hatten. Je bewusster wir durch die verschiedenen Züchtungen der Ayahuasca wurden, desto stärker wurden unsere negativen Eigenschaften. Dies verwirrte mich, denn ursprünglich war ich der festen Überzeugung der Mensch sei von Natur aus gut. Doch durch unsere plötzliche Erkenntnis wurden wir herablassend und machtbesessen. Wir wollten *unbegrenzt viel* von etwas Endlichem. Unsere Gier wuchs mit jedem Tag, doch je mehr wir bekamen, desto unzufriedener wurden wir. Doch hätten wir diesen Verlauf nicht vorhersehen können? Hat es nicht in der Geschichte genug Beispiele von Herrschern gegeben, die, nachdem sie einmal vom Becher der Erkenntnis kosteten, zu Tyrannen wurden?

Denn Erkenntnis führt immer zu Wissen. Und Wissen führt unweigerlich zu Macht. Doch wie verändert Macht einen Menschen? Sie lässt ihn all seine Demut ablegen und in ihm keimt plötzlich der Wunsch wie Gott sein zu wollen. Doch weil es keinen Gott gibt und daher auch niemand wie er sein kann, führt dies zu einer immer stärkeren Trennung von den anderen. Und genau das geschah auch in unseren Rängen. Unsere Gemeinschaft verlor mit jedem Tag an Integrität. Es bildete sich eine führende Spitze, die über alle Macht verfügte. Doch diese Spitze wollte ihre Erkenntnis mit niemandem mehr teilen. Man setzte alles daran in dieser Welt die Lüge des Rationalismus zu verbreiten, denn auf diese Weise ließ sich der Rest der Menschheit besser in Schach halten. Doch zu welchem Preis taten wir dies? Wir verloren alles das, was einen Menschen ursprünglich ausmachen sollte. Mit jedem Tag wurde unsere Macht größer und unsere Existenz sinnloser. Unsere Kommunikation war kein liebevolles Zusammensein mehr, sondern nur noch ein kalter Austausch von Informationen. Es ging nicht mehr um das gemeinsame Ziel, sondern nur noch um die individuellen Wünsche eines jeden Einzelnen. Obwohl wir ursprünglich eine Gemeinschaft bildeten, wurden wir zu Konkurrenten. Unser Wissensdurst und unsere Erkenntnis wandelten sich in etwas Böses. Doch hat es nicht in der Geschichte schon genug Menschen gegeben, die vor genau dieser Entwicklung warnten? Was lehren uns Werke wie Goethes Faust, in der sich ein Wissenschaftler mit dem Teufel einlässt um dadurch zu grenzenloser Erkenntnis zu gelangen? Als ich dies begriff, wurde mir klar, dass wir nicht so weiter machen konnten. Diese Welt muss geändert werden, aber unsere Herangehensweise hat sich als teuflisch herausgestellt. Bitte verstehe mich nicht falsch. Ich habe diese Welt schon seit meiner Kindheit verabscheut, denn ich wuchs in einem Waisenhaus

auf. Ich wurde in dieser Zeit Zeuge von Abscheulichkeiten, die schwerlich in ihrer Bosheit zu übertreffen sind. Doch natürlich waren diese Dinge kein Einzelfall. Überall wo es ein Ungleichgewicht von Macht unter den Menschen gibt, werden ohne Rücksicht auf Verluste die schrecklichsten Perversionen ausgeführt. Ich brauche dir nicht zu erklären, dass genau dies später auch in der Masongruppe geschah. Wer Macht hat, glaubt er könne sich alles erlauben. Das gilt für Menschen, Nationen und Organisationen. Es gilt also für *alle* Lebewesen dieser Wirklichkeit, die mit einem *phänomenalen* Bewusstsein ausgestattet sind. Gäbe es unser Bewusstsein nicht, so gäbe es auch kein Leid. Ich flehe dich also an die Machenschaften in der Masongruppe zu beenden, denn ihr habt es mit etwas zu tun, was zu groß für euch ist.

Niemand kann die Wirklichkeit erfassen. Bis zum Anfang des letzten Jahrhunderts haben die Menschen noch in dem Glauben gelebt, sie könnten bald alles begreifen. Die klassische Physik war nach dem Mittelalter von Männern wie Kepler oder Newton an einem Punkt angelangt, an dem man glaubte kurz vor der Weltformel zu stehen. Doch seit dem Beginn der modernen Physik, den Heisenberg auf Helgoland einläutete, wissen wir genau wie weit wir von der Wahrheit entfernt sind. Unser Gehirn wurde von der Evolution nicht dafür geschaffen uns ein objektives Bild der Wahrheit zu machen. Wir empfinden zum Beispiel elektromagnetische Strahlung absolut willkürlich. Ein bestimmtes Spektrum können wir als sichtbares Licht erkennen. Doch verschieben wir dieses Spektrum nur um einige Nanometer nach rechts, so nehmen wir es plötzlich als Wärme auf unserer Haut wahr. Obwohl es dieselbe Strahlung ist, wird sie von unserem Gehirn auf eine komplett andere Weise interpretiert. Wie konnten wir uns also jemals anmaßen zu absoluter Erkenntnis geschaffen worden zu sein? War unser Projekt nicht vom ersten Moment schon zum Scheitern verurteilt? Müssten wir nicht ein komplett neues Ziel verfolgen? Der Mensch ist das einzige Lebewesen, was unseren Planeten gänzlich zerstören wird. Und Grund dafür ist sein *phänomenales* Bewusstsein. Es führt dazu, dass die Summe *aller Freuden* dieser Welt viel geringer ist als die Summe *allen Leides*. Es ist an der Zeit das Bewusstsein zu bekämpfen. Ich werde nicht zögern ab jetzt den umgekehrten Plan zu verfolgen und hoffe auf deine Unterstützung.

Hochachtungsvoll

*Chase William Ashton, 3 Juni 2008*

Sie schwebte in einem gleißenden Licht. Um sie herum waberten riesige Blasen aus grellem Sand. Sie sahen aus wie unförmige Ballons und jedes Mal wenn Bobby durch eine der Blasen schwebte, füllte sich ihr Mund mit heißem Staub. Sie schnappte nach Luft, doch atmete sie nur Sand ein. Es fühlte sich wie Ersticken an.

Doch plötzlich war da noch etwas anderes. Etwas Kühles kitzelte sie am Hals. Sie begann zu husten und spuckte eine beträchtliche Menge Brei auf den Boden neben sich. Ihre fünf Sinne kehrten langsam zurück. Sie spürte das Brennen der Sonne am ganzen Körper und kniff die Augen zusammen. Das Licht schien von allen Seiten zu kommen. Eine Stimme sprach ihr beruhigend zu. »Trinken Sie, Bobby.«

Sie nahm einen weiteren Schluck. Der Sand war allgegenwärtig. Sie spürte ihn unter ihren Augenlidern, in ihren Ohren und im Hals. Sie keuchte. Cunningham ließ sie erneut trinken. Dieses Mal zwang sie sich zum Schlucken und verspürte eine unglaubliche Erleichterung, als das Wasser wie flüssiges Leben ihre Kehle hinunterrann. Sie trank gierig weiter bis die Feldflasche leer war. Erst jetzt öffnete sie die Augen.

»Willkommen zurück.« Cunninghams Gesicht tauchte in ihrem Blickfeld auf. Sie wollte etwas sagen, doch brachte sie kein Wort heraus. »Es ist alles in Ordnung. Machen Sie sich keine Sorgen. Sie sind in Sicherheit und soweit ich sehen kann unverletzt. Jedenfalls dann wenn man von Ihrem Sonnenbrand absieht. Ihre Haut ist nicht für die Wüste geschaffen.«

Bobby unternahm einen hoffnungslosen Versuch sich aufzurichten doch wurde ihr sofort schwarz vor Augen und in ihrem Kopf begann es gefährlich zu pochen. Sie ließ sich zurück in den Sand fallen. Der Himmel war viel zu blau. Langsam sickerten die Ereignisse der vergangenen Stunden zurück in ihr Bewusstsein. Die Pyramide. Das Artefakt. Die Soldaten. Das Sonnental. Was hatte das alles zu bedeuten? »Was ist geschehen?«, fragte sie.

Cunningham schüttelte den Kopf und wischte sich mit seinem Gewand den Schweiß von der Stirn. »Das erkläre ich Ihnen sobald wir wieder auf dem Rückweg sind. Wir waren jedenfalls beide die ganze Nacht bewusstlos. Ich bin auch erst vor einer halben Stunde aufgewacht und dort drüben liegen die Leichen der Soldaten.« Er deutete auf eine kaum erkennbare Mulde im Sand.

Bobby rappelte sich auf. Ihr Kopf pochte immer noch schmerzhaft. Sie begann damit ihre Kleidung vom vielen Sand zu befreien. »Hat es auch die Pferde erwischt?«

Cunningham nickte. Seine Augen spiegelten etwas wieder, was sie zuvor noch nie bei einem Menschen gesehen hatte. Es war eine Mischung aus tiefer Enttäuschung, Reue und Selbstvorwürfen. So sah wohl ein Mann aus, der etwas getan hatte, was er sich niemals verzeihen würde. Sie wandte den Blick ab und begann damit sich eine beträchtliche Menge Sand aus dem Ohr zu pulen. Ihre Augen brannten wie Feuer. »Verdammt«, sagte sie, »Ich habe stundenlang ungeschützt in der Wüstensonne gelegen. Ich werde eine Woche nicht duschen können ohne mich zu fühlen wie eine Hexe im Ofen.«

Cunningham lächelte müde. »Wir müssen so schnell es geht zum Jeep zurückkehren«, sagte er. Er warf einen traurigen Blick auf die beiden Pferde, die regungslos in der Nähe der Pyramide lagen. Bobby beendete die Inspektion ihrer Ohren um den entschlossenen Schritten ihres Begleiters zu folgen. Er erholte sich scheinbar schneller von dem Zwischenfall, als erwartet. Sie verspürte eine tiefe Erleichterung, denn sein Gesichtsausdruck hatte ihr nicht gefallen. Sie schob sich ihre Brille zurecht und holte ihn mit einigen großen Schritten ein. »Woher genau kommt dieses Artefakt eigentlich? Und wofür ist es gut?«

Der Professor beschleunigte seinen Schritt als hätte er kein Interesse noch weiter über die vergangenen Ereignisse zu reden. Doch dann antwortete er zu Bobbys Überraschung doch noch und erzählte ihr alles, was er in der Pyramide gelesen hatte.

\*

»Das Artefakt auf dem Sockel hat in der Geschichte dieser Welt bereits unzählige Namen getragen aber das Volk welches es die meiste Zeit unter Kontrolle hatte war eine gigantische Hochkultur. Sie

regierte den gesamten Mittelmeerraum und große Teile Asiens. Sie nannten das Artefakt *Vīrya*, was so viel bedeutet, wie 'Kraft'. Dieser Name ist tatsächlich sehr passend, aber Sie werden erst später verstehen aus welchem Grund. Sie fragen sich vermutlich, *wer* das *Vīrya* konstruiert hat und die Antwort auf diese Frage ist nicht leicht zu verstehen. Vermutlich wurde es vor etwa zwölftausend Jahren konstruiert und zwar in der Gegend um Mesopotamien. Dort ist kurze Zeit später auch der erste Mensch geschaffen worden.« Cunningham hielt kurz inne und spähte mit zusammengekniffenen Augen auf die flimmernden Klippen am Horizont. Er wollte gerade weitersprechen, als Bobby ihn unterbrach. »Ich hoffe Sie machen Witze. Den ersten Menschen hat es schon vor über einer Millionen Jahren gegeben. Die Wiege der Menschheit liegt schließlich irgendwo in Südafrika.«

Cunningham runzelte die Stirn. »Sie haben mich nicht ausreden lassen. Die Spezies '*Homo sapiens*' hat es natürlich schon lange zuvor gegeben. Aber den 'bewussten Menschen', wie wir ihn heute kennen gibt es erst seit kurzer Zeit. Ich will Ihnen erklären wieso ich das glaube.

Es hat schon immer Dinge auf dieser Welt gegeben, die mit den Gesetzen der natürlichen Auslese nicht erklärt werden können. Obwohl wir natürlich mit der Selektion schon eine ganze Menge erklären können. Dass komplexe Information nicht aus dem Nichts entstehen kann ist eine Lüge, der man noch bis heute Glauben schenkt. Trotzdem gibt es Dinge, die durch die Evolution nicht erklärt werden können. Ein sehr gutes Beispiel für eine solche Sache ist das Bewusstsein.«

Bobby verstand nicht was Cunningham ihr erklären wollte. Sie dachte kurz nach und sagte: »Aber mein Bewusstsein basiert doch auf biochemischen Prozessen in meinem Gehirn. Auch das kann durch Selektion entstanden sein.«

Cunningham lächelte. »Was ich meine ist nicht sofort einleuchtend, weil unser Bewusstsein uns viel zu nah steht um es gut analysieren zu können. Es ist nahezu unmöglich etwas zu untersuchen, wenn das Untersuchte und das Untersuchende gleich sind. Daher ist es auch unmöglich zu erkennen, wer *man selbst* ist. Denn egal was man von sich selbst betrachtet, so liegt es immer *außerhalb*. Sie können Ihren Körper betrachten, doch Sie *sind* nicht ihr Körper. Sie können Ihr eigenes Gehirn analysieren, doch weil sie auch das nur von außen betrachten, so *sind* Sie nicht ihr Gehirn. Sie können immer mehr aus sich selbst herausnehmen, doch die einzige Erkenntnis ist die, dass sie das Herausgenommene selbst nicht sind. Ergo: Es ist unmöglich auf etwas zu stoßen, *was man ist*. Aber ich versuche es einmal so zu erklären:

Im Moment spüren Sie Hitze auf Ihrer Haut. Dabei geschehen eine Menge Dinge in Ihrem Kopf, von denen wir nichts verstehen. Es laufen neuronale Prozesse ab und sie reagieren auf eine bestimmte Art und Weise. Aber das ist noch nicht alles. Sie *erleben* die Hitze auch *bewusst*. Dieses bewusste Erleben kann aber nicht in Ihrem Kopf stattfinden.«

»Wieso denn nicht? Es ist schließlich auch sehr kompliziert.«

»Nun, es ist keine Frage der *Komplexität*. Stellen Sie sich zum Beispiel einen Computer vor. Computer funktionieren letztendlich nur dadurch, indem elektrische Signale durch winzige Leiterbahnen geschickt werden. Niemand würde je auf die Idee kommen, ein Computer könnte jemals etwas *fühlen*, denn auf unterster Ebene besteht er nur aus elektrischem Strom. Stellen Sie sich nun vor wir würden einen Computer entwickeln, der über die Fähigkeit verfüge das menschliche Gehirn zu hundert Prozent zu simulieren. Glauben Sie wirklich, dieser Computer würde sich auf eine bestimmte Weise *fühlen* können? Hätte er ein Bewusstsein?«

Bobby war sich nicht ganz sicher, ob sie sein Argument verstanden hatte. Sie brauchte etwas Zeit darüber nachzudenken und somit liefen sie eine ganze Weile schweigend nebeneinander her.

Nach einer Weile fragte sie: »Sie wollen mir damit also sagen, unser Bewusstsein basiere nicht auf unserem materiellen Gehirn, sondern auf einer immateriellen Wirklichkeit?«

»So ist es. Aber natürlich gibt es noch eine Menge anderer Hinweise. Wenn Sie beispielsweise einem Plattwurm den Kopf entfernen, wächst er gemeinsam mit dem Gehirn wieder nach. Und zwar mit allen *Erfahrungen* und *Erinnerungen*.

Und auch der Neurowissenschaftler Wilder Penfield hat im letzten Jahrhundert viele Experimente durchgeführt, die diese Theorie stützen. Er fand beispielsweise genau die Zentren im motorischen Kortex, die für den Bewegungsapparat des Menschen zuständig sind. Stimulierte er einen solchen

Bereich, bewegte sich der Mensch an der entsprechenden Stelle. Doch wenn der Mensch sich *bewusst* dazu entschloss, die entgegengesetzte Bewegung auszuführen, war Penfields Stimulierung wirkungslos. Er konnte also den Teil des Gehirnes finden, der den Befehl *ausführte*, doch der *Befehlsgeber* war unauffindbar. Er kam schließlich zu dem Ergebnis, unser Bewusstsein läge gar nicht im Gehirn, sondern *außerhalb* unseres Körpers.

Ein weiterer Hinweis ist unser Neokortex, der angeblich für unser bewusstes Erleben zuständig ist. Es gibt jedoch Menschen, die unter Laborbedingungen den Beweis erbrachten, dass sie auch komplett ohne den Neokortex bewusst sein können. Der Neurochirurg Eben Alexander lag mehrere Tage im Koma und hatte eine intensive Nahtoderfahrung. Der Neokortex war zu dieser Zeit aber komplett außer Betrieb. Er war zuvor Materialist gewesen, doch änderte sich seine Meinung schlagartig durch dieses Erlebnis. Ebenfalls konnten Mönche während ihrer Meditation das Bewusstsein unter Laborbedingungen ausschalten und trotzdem noch alles mitbekommen.« Bobby dachte nach. Sie hatte sich diese Frage noch nie gestellt und weil die Sonne inzwischen schon sehr hoch am Himmel stand, entschloss sie sich darüber später noch einmal genauer nachzudenken. Trotzdem hatte sie den Eindruck als sei der Professor vom eigentlichen Thema ziemlich weit abgekommen. Sie rieb sich die Augen und fragte: »Aber was genau hat das alles jetzt mit der Pyramide zu tun?«

Cunningham rieb sich verärgert die Augen. Der Sand war wirklich allgegenwärtig. »Ich wollte Ihnen mit diesem Beispiel nur erklären, dass das bewusste Erleben ein ernsthaftes Problem für den Materialisten darstellt. Allein mit den Gesetzen dieser Welt lässt es sich nämlich nicht erklären. Es ist *phänomenal*. Schon seit einigen hundert Jahren ist dieses Problem schon unter dem Namen Qualiaproblem bekannt. Unsere Realität lässt zwar fast unbegrenzt komplexe Strukturen zu, aber das ist nicht der springende Punkt. Der Punkt ist der, dass es unmöglich ist einen Schritt zu finden in dem wir von der *unbewussten* zur *bewussten* Ebene wechseln. Und das kommt daher, weil die bewusste Ebene eben *nicht* Teil der Materie ist, sondern der Materie als Ursprung zugrunde liegt. Sie können sich Ihr Gehirn also wie einen Radioempfänger vorstellen, der dieses zugrunde liegende Bewusstsein empfängt. Wenn wir gesund und munter sind funktioniert dieser Empfänger gut und wir haben uneingeschränkten Zugriff auf unsere Gedanken. Doch sobald wir zum Beispiel betäubt werden, wird dieser Empfänger außer Kraft gesetzt und der kognitive Teil unseres Gehirnes hat für einige Stunden keinen Zugriff mehr auf unser Erleben. Unser Bewusstsein ist also eine Art Verbindung zwischen der materiellen Welt und einer zweiten Wirklichkeit. Es lässt sich mit den Gesetzen der Logik nicht erklären.«

Bobby war mit dieser Erklärung nicht ganz einverstanden. Sie warf einen ängstlichen Blick auf die hohen Felsen, die sie noch von dem Jeep trennten. Sie verlor auch langsam die Lust an der Diskussion und wünschte sich nur noch eine Aspirin-tablette, gefolgt von mehren Stunden Schlaf in ihrem Hotelzimmer.

»Aber wer entscheidet denn darüber welche Phänomene dieser Welt mit Logik zu erklären sind? Früher haben die Menschen auch geglaubt, dass Blitz und Donner übernatürliche Phänomene wären. Sie konnten sich darauf keinen Reim machen, bis zu dem Zeitpunkt an dem die Elektrizität entdeckt wurde. Mit dem Bewusstsein könnte es dasselbe sein.«

Cunningham atmete tief durch. Er kannte diese Argumentation scheinbar bereits.

»Leider ist meine Theorie nicht beweisbar, denn die beinhaltet die Nichtbeweisbarkeit in sich selbst. Denn ein Beweis erfolgt immer durch logische Schlussfolgerungen. Weil ich aber glaube, dass unser Bewusstsein nicht auf logischen Gesetzen basiert, gäbe es folglich auch keinen Beweis. Es wäre höchstens möglich meine Theorie zu *widerlegen*, indem man mit Logik das Gegenteil beweist. Doch das wird nicht gelingen, weil ich heute schon den Beweis für meine Theorie gefunden habe.« Trotz der schrecklichen Hitze schien Cunningham jetzt erst richtig in Fahrt gekommen zu sein und reckte stolz die Brust. Bobby allerdings wurde dieses Thema für den Moment etwas zu anstrengend. Das lag eventuell auch daran, weil er sie mit jedem Satz stärker an ihren Bruder erinnerte. Tony war ebenfalls oft fest von einer bestimmten Sache überzeugt gewesen. Es war bei solchen Menschen egal, welche Gegenargumente man vorbrachte. Man konnte nur verlieren, weil sie einem immer einen Schritt voraus waren.



Auf der anderen Seite war Bobby erst vor wenigen Stunden Zeugin eines ausgesprochen merkwürdigen Ereignisses geworden. Irgendwie hatte Cunningham etwas, wie eine Explosion ausgelöst, die zwei Soldaten getötet hatte. Es kam ihr fast so vor als sei das alles nur ein verrückter Traum. Noch vor einer Woche war ihr Leben vollkommen in Ordnung gewesen. Sie hatte drei Jahre Archäologie studiert und arbeitete jetzt bereits seit über vier Jahren bei der *Agency*. In dieser Zeit hatte sie in zahlreichen Projekten mitgearbeitet und eine Menge Dinge gelernt, die ihre materialistische Einstellung untermauerten. Nur als Kind hatte sie an eine zweite Wirklichkeit geglaubt. Ihre Eltern waren Vertreter eines strengen römisch-katholischen Glaubens und wussten, genau wie Cunningham, auf jede Frage eine Antwort. Doch es war ihr später nicht mehr gelungen diese Wirklichkeit mit ihren Eltern zu teilen. Zu tief waren die Abgründe zwischen einem religiösen und einem wissenschaftlichen Paradigma. Da draußen gab es nicht mehr. Oder etwa doch? Sie nahm ihre Brille ab und rieb sich den Sand aus den Augen. Verdammte Wüste. Wieso konnten die wichtigen Dinge nicht an schöneren Orten vergraben sein? »Ist alles in Ordnung?« Cunningham blieb stehen und musterte sie besorgt. Doch sie setzte eine unbekümmerte Miene auf und schob ihre Brille zurecht. »Es geht mir gut. Meine Brille verrutscht nur immer wenn ich schwitze und das Gesprächsthema hat mich ein wenig angestrengt. Vielleicht können wir ja mal für ein paar Minuten einfach nur laufen.« Cunningham wirkte etwas enttäuscht, doch dann nickte er und sie wanderten den Rest der Strecke schweigend nebeneinander her.

\*

Der Aufstieg hatte Bobbys letzte Energie aufgebraucht und als sie endlich oben ankamen, hatte sie den Eindruck ihr Kopf würde jeden Moment platzen. Cunningham war schneller gewesen und streckte ihr lächelnd die Hand entgegen. »Ist alles in Ordnung bei Ihnen? Sie sehen blass aus, wenn man von dem schrecklichen Sonnenbrand auf Ihren Armen absieht.« Bobby packte seine Hand und er zog sie das letzte Stück nach oben. Keuchend blieb sie für einige Sekunden in dem heißen Wüstensand liegen. Dann rappelte sie sich vorsichtig auf und rückte ihre Brille zurecht. »Danke, mir geht es gut. Ich habe aber irgendwo auf halber Höhe einen Tunnel mit weißem Licht am Ende gesehen.« Er schien nicht genau zu wissen, ob Bobby nur einen Scherz machte und half ihr zurück auf die Beine. »Wir sind ein kleines bisschen zu weit südlich hier angekommen. Ein kleines Stück müssen wir also noch laufen. Aber wir haben den schlimmsten Teil hinter uns.« Also setzten sie schweigend ihren Rückweg fort. Als der Geländewagen hinter einem Felsen auftauchte, flimmerte es vor Bobbys Augen. Noch nie war sie so erschöpft gewesen. Hinter ihrer Schläfe pulsierte ein dumpfer Schmerz und der Schweiß floss ihr in Strömen den Rücken hinunter. Cunningham jedoch schien durch ihre kleine Wanderung erst wieder richtig in Form gekommen zu sein und hastete mit großen Schritten auf das Fahrzeug zu. »Wenn wir erst wieder in Kairo sind, muss ich dringend ein paar Anrufe tätigen. Jetzt wo ich endlich meinen Beweis gefunden habe, muss ich Chase so schnell es geht aufspüren und diesen alten Atheisten überreden seine Pläne zu ändern.« Bobby öffnete etwas ungeschickt die Wagentür und ließ sich erschöpft auf den Fahrersitz fallen. Eine Woge aus glühend heißer Luft schlug ihr aus dem Fahrzeug entgegen. Sie stöhnte und griff eine Flasche Wasser aus dem Fußraum. Sie antwortete nicht, sondern trank stattdessen gierig zwei Drittel der heißen Flüssigkeit. Trotzdem war es ein Segen. Als sie fertig getrunken hatte, hielt sie ihm die Flasche unter die Nase. »Ich bin die Frau, deswegen bekomme ich mehr.« Sie lächelte zynisch. Cunningham beschwerte sich nicht und trank den Rest des Wassers. Dann startete er den Motor und gab Vollgas. Die Reifen drehten durch und Sand wurde aufgewirbelt. Der Jeep setzte sich schwerfällig in Bewegung und kurze Zeit später hatten sie die Straße erreicht, die sie zurück nach Kairo bringen sollte. Bobbys Kopfschmerzen wurden auf der Stelle besser obwohl es im Auto noch viel heißer als draußen war. Der Wagen hatte keine Klimaanlage und aus diesem Grund kurbelte sie das Fenster herunter. »Wen wollen Sie denn anrufen, wenn Sie nicht wissen, wie Sie diesen Chase finden können?«

»Er hat mir vor einiger Zeit von einem medizinischen Projekt namens *Alma en Movimiento* erzählt. Vielleicht können Sie mir sogar helfen, denn er hat lange Zeit bei der *Agency*...« Bobby unterbrach ihn und richtete sich kerzengerade in ihrem Sitz auf.

»Moment! Ich habe diesen Namen schon einmal irgendwo gelesen.« Und dann wusste sie es plötzlich wieder. Trotz der erbarmungslosen Hitze, lief ihr ein kalter Schauer über den Rücken.

\*

Seit ihr Bruder nicht mehr lebte, hatte es für Bobby keinen Grund mehr gegeben die Strecke nach Cleveland zu fahren. Sie hatte Pennsylvanien zwar oft verlassen, doch in den ersten Jahren nach Tonys Tod hätte es ihr vermutlich das Herz zerrissen ihre alte Lieblingsstrecke wiederzusehen. Doch auch das merkwürdige Haus mit dem noch viel merkwürdigeren Raum im oberen Stockwerk war ihr schon seit vielen Monaten nicht mehr in den Sinn gekommen. Doch durch Cunninghams Kommentar hatte ihr Verstand plötzlich eine Zeitreise gemacht. Für einen kurzen Moment erlebte sie erneut, wie sie mit aller Kraft auf den Hund eingeschlagen hatte. Sie hörte erneut den dumpfen Schlag des Spatens und sah erneut ihren Bruder auf dem Boden liegen. Und dann war ihr Blick auf die Tafel mit den Strukturformeln im hinteren Teil des Raumes gefallen: '*Alma en Movimiento*'. Damals war ihr das alles egal gewesen. Die Polizei hatte das Gelände abgesperrt und dafür Sorge getragen den Hund einzuschläfern. Mehr hatte sie nicht mitbekommen und das war auch egal. Doch heute schien alles plötzlich wieder aktuell zu sein. Sie hielt Cunningham davon ab auf sie einzureden und dachte angestrengt nach. Doch trotzdem fielen ihr keine weiteren Details mehr ein, die sie auf der Tafel gesehen hatte. Sie runzelte die Stirn und spielte nervös mit dem Deckel der leeren Wasserflasche. Dann begann sie ihm von der Reise zurück nach Scranton zu erzählen. Dass ihr Wagen damals liegen geblieben war und sie in dem verlassenen Haus nach Hilfe gesucht hatten. Und von dem Labor und dem Mann, der seinem Hund in der unbekannt Sprache Befehle erteilt hatte. Cunningham hörte ihr bis zum Ende aufmerksam zu.

Dann nickte er und sagte: »Die unbekannt Sprache könnte Deutsch gewesen sein. In großen Teilen der Erde, hier in Afrika, aber auch in Mexiko und den Vereinigten Staaten werden Hunde oft in meiner Muttersprache erzogen. Dadurch können dann Missverständnisse verhindert werden. Wenn Sie also tatsächlich von einem geheimen Ort wissen an dem man am *Alma en Movimiento*-Projekt geforscht hat, so wäre es sehr hilfreich, wenn Sie mir genau sagen könnten, wo das gewesen ist. Ich habe wie schon gesagt sonst keine andere Spur mehr.«

Doch in diesem Moment kam Bobby plötzlich ein komplett Neuer Gedanke. »Entschuldigen Sie, aber ich musste gerade wieder an die Pyramide denken. Insbesondere an den Sockel auf dem das *Viryá* befestigt ist. Dieser Sockel war auf eine merkwürdige Art und Weise zerfressen. Als hätte jemand eine starke Säure darüber geschüttet. Was genau ist dort passiert?«

Cunningham schien etwas verwundert über ihren plötzlichen Themenwechsel. »Die Materie, die es in Energie umwandelt nimmt sich das *Viryá* aus der unmittelbaren Umgebung. In der Pyramide wurde dadurch der Steinsockel und ein Teil des Bodens zerfressen. Doch das ist noch nicht alles. Gleichzeitig entsteht eine ausgesprochen aggressive Strahlung, die noch energiereicher ist als radioaktive Gammawellen. Sie können sie vermutlich mit der kosmischen Höhenstrahlung vergleichen, die aus fernen Galaxien oder der Sonne auf unsere Erde trifft. Durch die Erdatmosphäre sind wir vor dieser Strahlung zwar geschützt, aber das *Viryá* emittiert sie in großen Mengen. Wird es verwendet, so sollte man sich nicht zu lange in seiner Nähe aufhalten. Das hat auch zur Erkrankung der Arbeiter geführt.«

Bobby verstand. Langsam ergaben die Ereignisse der letzten Tage immer mehr Sinn für sie.

»Sie haben Recht, das Geheimnis ist gelüftet. Und natürlich werde ich Ihnen sofort auf einer Karte zeigen an welcher Stelle wir damals auf das Haus gestoßen sind.«

Doch Cunningham schien damit nicht ganz einverstanden. »Kommen Sie mit mir zurück nach Amerika und helfen Sie mir bei der Suche nach Chase. Im Gegenzug werde ich Ihnen alles über die Pyramide erklären. Sie wissen selbst, wie lange ihre Wissenschaftler bei der *Agency* damit beschäftigt wären die Symbole zu entschlüsseln. Ich jedoch weiß bereits alles. Sie können ihren Fund ja offiziell bekannt geben, damit mein altes Team nicht Ihre leicht verdienten Lorbeeren

erntet.«

Bobby antwortete nicht. Sie hatte sich bereits ein halbes Dutzend mal ausgemalt, wie sie Hanna stolz durch die schmalen Gänge in die Kammer führen würde und ihr von dem Abenteuer erzählte. Doch auf der anderen Seite wusste Cunningham erstaunlich viel über all diese Dinge. Wenn er die Schrift tatsächlich fließend lesen konnte, würde er ihnen viele Stunden Arbeit ersparen. Somit entschloss sie sich schließlich das Angebot anzunehmen. »In Ordnung«, sagte sie, »Leider soll angeblich in der nächsten Nacht noch ein weiterer Sturm losbrechen, aber ich nehme den nächstmöglichen Flug mit Ihnen zusammen.«

Cunningham war seine Zufriedenheit sofort anzusehen.

Felix lag mit offenen Augen im unteren Stock eines Hochbettes und starrte gegen die graue Matratze seines Zellenkumpels. Dieser hatte einen ausgesprochen unruhigen Schlaf. Er drehte sich ständig von der einen auf die andere Seite und dabei schaukelte das ganze Bett hin und her, als befänden sie sich an Bord eines Schiffes.

Aus den übrigen Zellen drang ununterbrochen ein leises Gemurmel und manchmal ein merkwürdiges Singen an seine Ohren. Das musste der sein, den alle *Gandhi* nannten. Und das obwohl er von gewaltlosem Widerstand nicht sehr viel hielt.

Doch die Geräusche waren nicht der Grund, wieso Felix nicht schlafen konnte. Vor seinem Innerem Auge wiederholten sich ununterbrochen die Ereignisse der vergangenen Tage. Sein Geständnis bei der Polizei, zwei Nächte in einer kleinen Zelle des hiesigen Reviers und anschließend seine Einweisung ins *Federal Prison Camp* Lexingtons, wo er bis auf weiteres in Untersuchungshaft saß. Niemand hatte seine Kautions bezahlt und niemand hatte ihn bis zum jetzigen Zeitpunkt besucht. Doch am Schlimmsten waren nicht die unzähligen Verhöre gewesen oder der Verlust aller Dinge, die ihm am Herzen lagen, sondern vielmehr die unglaubliche Gleichgültigkeit über all dies. Er hätte erwartet zumindest etwas wie Schmerz oder Verzweiflung zu spüren, aber in den vergangenen Nächten war einfach nur noch weißer Nebel in seinem Kopf.

Immer stärker hatte er den Eindruck mit seinem Kopf sei etwas nicht in Ordnung. Es fühlte sich fast so an, als wäre da eine leere Stelle direkt hinter seiner Stirn, wo früher noch etwas *anderes* gewesen war. Bei seiner medizinischen Untersuchung, kurz vor der Einweisung in die Strafvollzugsanstalt, war ihm der Gedanke gekommen dem Arzt von diesem Problem zu erzählen. Doch dann hatte er doch nichts gesagt obwohl ihm diese Gleichgültigkeit mehr Angst einjagte, als er zugeben wollte. Felix rümpfte verärgert die Nase. Der merkwürdige Geruch in seiner Zelle war ihm schon gestern aufgefallen. Es roch nach einer Mischung aus faulen Eiern und Salmiakgeist und obwohl er jetzt schon seit über sechs Stunden hier eingeschlossen war, roch er es immer noch. Wann gewöhnte er sich nicht endlich an diesen Gestank?

Und woher kam das Gefühl hinter seiner Stirn? Er hatte immer wieder versucht es auf die vergangenen Ereignisse zu schieben. Auf die Trennung von der Frau, die er liebte, den Verlust seines Jobs oder die schreckliche Ungewissheit, wie es jetzt weiterging.

Natürlich konnte er nicht wegen Mordes angeklagt werden, aber für Totschlag würde es ausreichen. Das hatte ihm zumindest sein Vater gesagt.

Sein Vater. Der war ohnehin nie zufrieden mit ihm gewesen. Felix wurde ganz übel, wenn er an seine Familie dachte. Aus irgendwelchen Gründen hatte er in den letzten 24 Stunden vermutlich mehr an sie gedacht als im Jahr zuvor. Sein ganzer Magen zog sich zusammen, wenn er an ihre Verachtung dachte. An welchem Tag waren ihm seine Eltern bloß so fremd geworden?

Die Reaktion seiner Mutter war dieselbe gewesen wie immer, wenn es schlechte Neuigkeiten gab. Sie hatte ein Glas Wein nach dem anderen getrunken und dabei so schrecklich alt ausgesehen. Fast wie eine Greisin. Doch Felix hatte einfach nur dagesessen und diesen Nebel hinter der Stirn gefühlt. Da, wo seine unbändige Trauer hätte sein sollen war nur diese gähnende Leere. Es war schier unerträglich.

Er schloss die Augen und versuchte an etwas anderes zu denken. Sogar der Gedanke an den stinkenden Abfluss war leichter zu ertragen. Oder an den merkwürdigen Typen aus der Zelle neben ihm, der sich heute morgen fünfmal durch die Gitterstäbe übergeben hatte.

Und dann kehrten seine Gedanken zu Lisa zurück. Zu dieser wunderbaren Frau, die ihn geheiratet hätte, wenn er doch nur nicht so egoistisch gewesen wäre. So oft war sie enttäuscht von ihm gewesen, doch immer hatte sie ihm eine neue Chance gegeben. Sie liebte ihn. Das wusste er. Und das war der Grund, wieso sie ihn nie verlassen hatte, egal wie groß die Schwierigkeiten waren. Lisa hatte niemals halbe Sachen gemacht. Wenn sie eine Entscheidung traf, so stand sie dazu. Nie wäre ihr der Gedanke gekommen ihn wieder zu verlassen. Sie war nie davor zurückgeschreckt in den schweren Zeiten für ihre Beziehung zu kämpfen. Und das bewunderte Felix so sehr an ihr. Ihren uneingeschränkten Ehrgeiz an ihre Freundschaft zu glauben.

Dann musste er an etwas denken, was ihre Mutter ihm vor etlichen Monaten einmal im Auto gesagt

hatte.

»Wenn du einen Menschen gefunden hast, den du liebst, dann sei auch bereit für diesen Menschen zu kämpfen. Akzeptiere ihn genauso, wie er ist und sollte es zu großen Schwierigkeiten kommen, so kämpfe weiter und lass dich nicht von dem Gedanken irritieren es sei vielleicht besser einfach aufzugeben. Du kannst Jahre lang von Frau zu Frau springen aber früher oder später wird es immer Probleme geben und du landest wieder und wieder exakt am selben Punkt. Verschwende deine Energie nicht dafür unter hunderten deine Traumfrau zu finden. Investiere deine komplette Energie vielmehr in nur eine Frau und finde in ihr deine Traumfrau.«

Felix verstand sich nicht gut mit Lisas Eltern, aber diese Aussage hatte er sich trotzdem behalten. Sein Zellenkumpel wälzte sich erneut auf die andere Seite und das Geschaukel riss ihn aus seinen Gedanken. Er öffnete die Augen und sah plötzlich eine Bewegung im Augenwinkel.

Vor der vergitterten Zellenöffnung war eine Gestalt aufgetaucht. Sie stand einfach nur schweigend da und starrte zu ihm herein. Er konnte nur ihre Silhouette erkennen, doch mehr war auch gar nicht notwendig um ihm eine Heidenangst einzujagen. Er blieb reglos liegen und traute sich kaum zu atmen. Wie versteinert sah er mit glasigen Augen zu der Gestalt herüber. Sie war mit Sicherheit über zwei Meter groß und stand so still dort, wie eine Schaufensterpuppe. Wer war das?

Felix verhartete einige Momente in dieser absoluten Anspannung, doch dann bewegte sich die Gestalt doch noch. Sie lies ihre Finger merkwürdig vor der Zellentür kreisen. Es sah fast so aus, als würde sie einen unsichtbaren Schlüssel drehen, obwohl diese Tür natürlich gar kein Schloss hatte, sondern elektronisch verschlossen wurde. Und kaum hatte er diesen Gedanken zu Ende gedacht, war ein kurzes Summen zu hören und das Gitter schob sich zur Seite. Die Gestalt huschte lautlos in die Zelle und ließ ihn dabei nicht aus den Augen. Er wollte etwas sagen, doch seine Luftröhre fühlte sich so eng an wie ein Nadelöhr. Er hatte den Eindruck zu ersticken. Dann begann die Gestalt sehr leise zu sprechen.

»Hallo Felix.« Es war die Stimme eines Mannes. Er erkannte sie auf der Stelle wieder, obwohl er sie vor acht Jahren das letzte Mal gehört hatte. Sofort musste er wieder an das grelle Licht der Scheinwerfer denken und an die schwarze Gestalt, die seinen Wagen in ein Wrack verwandelt hatte. Normalerweise wurde jede Erinnerung an sein erstes Auto immer von einer Woge Nostalgie begleitet, doch dieses Mal spürte Felix nur eine lähmende Angst in seinen Knochen. Er hatte den Eindruck nicht mehr Herr seiner Sinne zu sein. Als wäre er nur der Zuschauer eines Filmes und vollkommen unfähig etwas an dem Geschehen zu ändern. Er beobachtete, wie die Gestalt einen Hocker aus einer Ecke der Zelle neben das Bett zog und sich so lautlos wie eine Katze darauf niederließ. Die Zellentür hinter ihm war immer noch geöffnet und sobald einer der Wärter das bemerkte, würde sofort Alarm ausgelöst. Im Kontrollraum gab es schließlich für jede Tür eine kleine LED, die rot aufleuchtete, sobald der Computer sie öffnete.

Der Mann sah ihn für einige Momente durchdringend an und auch wenn Felix gerne weggesehen hätte, so wurde er doch dazu gezwungen in diese merkwürdigen, glänzenden Augen zu schauen. Er hatte fast den Eindruck, die Gestalt würde versuchen seine Gedanken zu lesen.

Nach einer halben Ewigkeit sah der Mann schließlich weg und Felix konnte sich wieder etwas entspannen. Er zwang sich dazu gleichmäßig zu atmen und fragte sich, wieso sein Zellenkumpel nicht schon längst aufgewacht war. Aber aus der oberen Etage seines Hochbettes war nicht das leiseste Geräusch zu hören. Nicht einmal das unregelmäßige Schnarchen. Als der Mann zu sprechen begann, hielt er erneut die Luft an.

»Ich weiß du bist freiwillig hier. Vermutlich aus lächerlichen Gründen, die deine Freundin dir eingeredet hat, aber ich habe ein Geheimnis für dich: Bestrafung, Felix, *Bestrafung* hilft niemandem. Sie ist sinnlos. Wenn du einer anderen Person Schaden zufügst, so hat diese Person nichts davon, wenn du bestraft wirst. Sie unterliegt eventuell dem Irrtum deine Bestrafung würde sich *richtig* für sie anfühlen aber in Wahrheit ist das eine Lüge. Eine Gefängnisstrafe ist nur dann sinnvoll, wenn es darum geht den Abschaum der Gesellschaft vor dem Rest zu schützen aber du, Felix, bist nicht der Abschaum der Gesellschaft. Es bringt niemandem etwas, wenn du hierbleibst und du wirst hierbleiben müssen *wenn* sie dich verurteilen. Und sie *werden* dich verurteilen. Und

wenn du dann erst einmal hier bist, wirst du deine Entscheidung bereuen. Und das liegt daran, weil es etwas gibt, was mit dir nicht stimmt. Es ist noch nicht lange da, aber du kannst es jetzt schon spüren, nicht wahr? Es ist etwas in deinem Kopf, was sich merkwürdig anfühlt. Und es gibt niemanden auf dieser Welt, der dir sagen kann, was genau mit dir los ist. Niemanden, außer mir.« Die Stimme des Mannes war während dem Sprechen weder lauter noch leiser geworden. Doch obwohl sie monoton klang, hatten seine Worte einen merkwürdigen Einfluss auf Felix. Sie klangen überzeugend und ließen ihn plötzlich an jeder Entscheidung zweifeln, die er in den letzten Tagen getroffen hatte. Er zwang sich zu antworten und sagte: »Wer sind Sie?«

Der Mann lächelte und Felix konnte sein dunkles Zahnfleisch erkennen, was auf eine komische Art und Weise glänzte. Es erinnerte ihn an das Innere einer verfaulten Frucht.

»Wer ich bin spielt keine Rolle. Es ist aber wichtig, was ich *weiß*. Und ich weiß, Felix, dass du vor wenigen Tagen ein Medikament zu dir genommen hast. Doch es war kein Medikament. Es war etwas anderes. Etwas *ganz* anderes.«

Felix hatte den Eindruck, der widerliche Gestank aus dem Abfluss wäre nun allgegenwärtig. Eine leichte Übelkeit breitete sich in seinem Unterleib aus. Er schluckte und fragte: »Was?«

Der Mann schlug die Beine übereinander und betrachtete ihn für einige Sekunden. Dann warf er einen flüchtigen Blick auf das Bett über ihm. »Medikamente, Felix, sind dazu da um uns gesund zu machen. Du jedoch hast genau das Gegenteil eines Medikamentes eingenommen. Was du zu dir genommen hast, war ein Virus. Ein Virus, der deine Neuronen jeden Tag ein kleines bisschen verändert. Bis zum jetzigen Zeitpunkt haben einige Zellen in deinem Kopf ihre Funktion komplett verloren. Sie sind nutzlos. Dadurch ist es für dich im Moment nicht mehr möglich bestimmte Gefühle zu empfinden. Dort, wo diese Gefühle sein sollten, spürst du momentan einfach *gar nichts*.«

In diesem Moment fiel ihm ein, wie merkwürdig seine Trennung von Lisa auf ihn gewirkt hatte. Zwar hatte er sie vermisst und große Angst gehabt, sie zu verlieren, aber da war trotzdem etwas anderes gewesen. Etwas, das *fehlte*.

»Du wirst im Laufe der nächsten Tage immer weniger fühlen. Immer mehr wirst du zu einer Art Zombie. Doch diese Veränderung wird dich in den Wahnsinn treiben. Es wird dein Leben hier im Gefängnis in einen Horrortrip verwandeln. Doch das wird nicht am Gefängnis liegen, sondern an der Stelle in deinem Kopf.«

Felix spürte, wie sich etwas in seiner Brust zusammenzog. Charly hatte also die Wahrheit gesagt. Die Tablette war kein Medikament, sondern bewirkte irgendetwas anderes. Doch aus welchem Grund war der Mann zu ihm zurückgekehrt, den er vor acht Jahren das letzte Mal gesehen hatte? Was wollte er von ihm? Und wieso war noch niemandem die geöffnete Zellentür aufgefallen? Als hätte die Gestalt seine Gedanken gelesen, sprach sie weiter.

»Ich bin der Grund, wieso es das Virus überhaupt gibt, denn ich habe seine Entwicklung in Auftrag gegeben. Ich habe Phil für seine Herstellung Unmengen an Geld zu Verfügung gestellt, doch das war nicht alles. Ich habe ihm gleichzeitig Antworten geboten. Antworten auf die Fragen, wieso er überhaupt da ist. Wieso überhaupt *irgendjemand* da ist. Doch diese verdammte Masongruppe hat irgendwann einen anderen Kurs eingeschlagen. Es macht mich krank, wie wenig sich manche Menschen für ihre eigene Bestimmung interessieren. Für die Meisten liegt das höchste Gut nur noch im Konsum. Der moderne Mensch lobt sich selbst zwar als die Krone der Schöpfung aber was tut er mit seiner Zeit? Er denkt nur darüber nach, wie er sein Vergnügen vervielfachen kann. Er jagt den kurzen Momenten des Rausches hinterher wie ein Drogenabhängiger. Und das bis zum Zeitpunkt an dem er erkennt, in was für einem bedauernswerten Zustand er sich befindet. Wenn du mich fragst ist diese Welt der Abschaum. Doch das muss nicht so bleiben, denn ich bin zurück.

Phil ist auf der Flucht vor der Polizei, aber wir müssen ihm einen kleinen Besuch abstatten.

Gemeinsam. Dabei hätte die Masongruppe sehr Vieles von mir lernen können. Doch sie waren uneinsichtig. Alle. Ich habe das Leben über Jahre studiert. Ich habe Wochen nur mit Meditation verbracht und kenne meine Aufgabe auf dieser kleinen Erde. Ich bin hierher gekommen, weil ich auf deine Hilfe angewiesen bin, Felix. Ich muss Phil folgen und mir das von ihm zurückholen, was er einst *für uns* entwickelt hat.«

Er verstand nicht. Vielmehr aber verstörte ihn die Frage, was das Virus in seinem Kopf noch bewirken würde. »Ich kann Ihnen dabei helfen die beiden zu finden, aber sagen Sie mir bitte mehr über das Virus. Was genau tut es mit mir?« Das Lächeln des Mannes wurde jetzt noch breiter.

»Die beiden zu finden ist nicht mein Problem. Ich weiß bereits, wo sie sind. Ich kenne Phil schon seit vielen Jahren. Ich habe mich von Kind an um ihn gekümmert. Er hat mir so viel zu verdanken, wie sonst niemandem. Deine Hilfe benötige ich an anderer Stelle. Aber natürlich biete ich dir eine Gegenleistung an. Es existiert glücklicherweise ein Heilmittel, was das Virus bekämpft. Du wirst also mit mir kommen und dafür bekommst du das Gegenvirus. Und ich versichere dir: Solltest du mein Angebot zurückweisen, wirst du schon in wenigen Wochen den Verstand verloren haben. Das Virus benötigt noch zwei oder drei Wochen, bis es seine volle Wirkung zeigt.«

Der Mann stand jetzt plötzlich auf und schob den Hocker zurück in die Ecke. Felix beobachtete dabei jeden seiner Schritte und dachte verzweifelt darüber nach, wie er sich entscheiden sollte. Konnte er tatsächlich dem Mann vertrauen, der vor acht Jahren seine Freundin entführt hatte? Und wie sollte er überhaupt in so kurzer Zeit aus der Haft entlassen werden? Sein nächtlicher Besucher wollte gerade die Zelle verlassen, als Felix sich in seinem Bett aufrichtete.

»Warten Sie. Ich nehme Ihr Angebot an. Aber wie sind Sie hier hereingekommen? Und wie soll ich herauskommen?« Der Mann wandte sich um und ging langsam auf ihn zu. Dann streckte er ihm seine Hand entgegen.

»Das wird kein Problem sein. Du wirst schon bald erkennen, wie wenige Dinge für mich überhaupt ein Problem sind.« Felix stand ohne seine Hand zu nehmen auf und sah sich skeptisch um. Dann schob er sich sehr vorsichtig durch die geöffnete Zellentür und kniff sich in den Arm. Es war also tatsächlich kein Traum. Das hier geschah *tatsächlich*. Er drehte sich um und sah noch ein letztes Mal zu seinem Zellenkumpel zurück. Der Mann streckte Felix die Hand entgegen. »Mein Name ist Chase. Und ich zeige dir den richtigen Weg.«

Der Flugverkehr in Kairo war aufgrund des Sandsturmes für einige Tage vollkommen zusammengebrochen. Für Bobby war das kein Problem, denn somit konnte sie die Symbole auf den Fotos einmal genauer studieren. Cunningham war im Gegensatz zu ihr über die Verzögerung merklich verärgert. Er war für die gesamte Zwischenzeit irgendwo in Kairo verschwunden und sie hatte ihn seitdem nicht mehr zu Gesicht bekommen. Erst am Flughafen trafen sie sich schließlich wieder. Das gesamte Terminal war mit verärgerten Fluggästen überfüllt, die darauf brannten Kairo endlich zu verlassen. Es kam ihr so vor, als sei sie die Person mit der besten Laune und das musste etwas heißen, denn sie hatte in den letzten Nächsten kaum geschlafen. Sie stellte sich an der Sicherheitskontrolle an und hielt nach Cunningham Ausschau. Weil sie zwei Plätze im selben Flug reserviert hatten, war es überflüssig gewesen einen Treffpunkt festzulegen.

Eine ausgesprochen korpulente Frau wurde gerade vom Sicherheitspersonal überprüft und beschwerte sich dabei lauthals über eine Packung Körperbutter, die sie unbedingt mit ins Flugzeug nehmen wollte. Bobby beobachtete schmunzelnd, wie sich die Dame schließlich durch den Metalldetektor zwängte und wütend ihre Gepäckstücke zusammenraffte. Ihr massiger Busen wippte dabei wild auf und ab und hätte vermutlich die Versorgung einer Milchbar sicherstellen können. Sie wollte sich gerade ihre Schuhe ausziehen, als sie hinter sich eine Stimme vernahm.

»Mrs. Parkman, warten Sie.« Sie drehte sich um und Cunningham kam auf sie zugehastet. Er zog einen unförmigen Rucksack hinter sich her und hielt mit der anderen Hand ein Bündel Papiere umkrallt. Er war blass und auf seiner Glatze standen Schweißperlen. Die wenigen Haare, die er noch hatte standen in alle Richtungen zu Berge. Er erinnerte sie ein wenig an eine Leiche, die man gerade aus dem Wasser gezogen hatte. »Was ist denn mit Ihnen passiert? Wir haben noch über eine Stunde Zeit bis zum Boarding. Sie brauchen sich nicht so zu beeilen.«

Cunningham zwang sich zu einem Lächeln und griff hastig nach einer der Kunststoffwannen. Dann presste er seinen Rucksack mit aller Kraft hinein und zerquetschte damit vermutlich einen Großteil seines Inhaltes. Erst als er die Ladung auf das Fließband gelegt hatte, antwortete er: »Ich hasse das Fliegen. Ich habe es schon immer gehasst. Aus irgendwelchen Gründen geht bei mir jedes Mal irgendetwas schief. Dieses Mal war mein Gepäck ein halbes Kilo zu schwer und ich musste einen Teil meiner Sachen in mein Handgepäck umladen. Doch als ich meinen Koffer öffnete, ist natürlich alles herausgequollen. Als ob ich nicht schon genug Schwierigkeiten hätte.«

Bobby unterdrückte ein Grinsen. Sie fand es immer erleichternd, wenn sogar hochkarätige Männer, wie Cunningham mit genau denselben Problemen zu kämpfen hatten wie sie. Es gab glücklicherweise Situationen, in denen alle Menschen wieder auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt wurden, ganz egal wie weit sie es gebracht hatten. Hanna pflegte in solchen Situationen immer zu sagen: »Sogar der Papst muss sich waschen«, und auch wenn Cunningham nicht der Papst war, so war sein Auftreten trotzdem sehr untypisch für diesen sonst so gelassenen Mann.

Sie ließen gemeinsam die Kontrolle über sich ergehen und machten sich dann auf den Weg zum Terminal. Interessanterweise war es dieses Mal er, der nicht sonderlich gesprächig war. Bobby unternahm ein halbes Dutzend Versuche um herauszufinden, wo er sich in den vergangenen Tagen aufgehalten hatte. Doch er wich ihren Fragen aus. Er meinte aber, es würde später im Flugzeug noch genug Zeit geben über alles zu sprechen und er müsse sich erst einmal etwas ausruhen. Somit saßen die beiden in der Zeit bis zum Boarding schweigend nebeneinander und hingen ihren eigenen Gedanken nach.

\*

Sie hatten in ihrer Maschine nach *Lehigh Valley, Pennsylvanien* Platz genommen und es sogar irgendwie fertiggebracht seinen Koffer in eines der engen Gepäckfächer zu pressen. Doch Cunningham machte immer noch einen schrecklichen Eindruck. Er sah so aus, als hätte er gerade ein Gespenst gesehen und starrte mit glasigen Augen auf die Lehne seines Vordermannes.

»Ist alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragte Bobby und musterte ihn besorgt von der Seite.



Er atmete tief durch. »Es, ... es ist nichts. Ich habe nur immer furchtbare Angst vor dem Start. Ich sagte Ihnen ja bereits, wie sehr ich das Fliegen hasse. Wenn wir erst mal in der Luft sind, ist für mich das Schlimmste geschafft. Wenn ich es nicht so furchtbar eilig hätte, wäre ich mit dem Schiff gefahren.«

Bobby gluckste. »Das ist doch nicht Ihr Ernst, oder? Sie sind aber nicht wirklich schon einmal mit dem *Schiff* von den Vereinigten Staaten bis nach Afrika gefahren?«

Er antwortete nicht, sondern schien jetzt eine Art Atemübung zu machen bei der er die Backen abwechselnd aufblähte und dabei leicht mit dem Kopf nach vorne und hinten wippte. Sie unterdrückte ein Lachen und ließ ihn für die nächste halbe Stunde in Ruhe. Auch wenn man das nicht von der Stewardess behaupten konnte, die ihn vor dem Start mehrmals fragte, ob auch wirklich alles in Ordnung sei. Sie brachten ihm gegen seinen eigenen Willen sogar ein Glas Wasser, mehrere Baldriantabletten und ein Stofftier. Bobby wusste nicht, wann sie sich auf einem Flug das letzte Mal so sehr amüsiert hatte.

Doch schließlich hatten sie den Start hinter sich. Cunningham betrachtete den kleinen »Nimm-nicht-so-schwer-Bär« an der Vorderseite seines Sitzes. Er sah immer noch nicht richtig zufrieden aus. »Nur weil ich etwas Flugangst habe, müssen die mir nicht gleich einen halben McPlay bringen. Hier, den schenke ich Ihnen.« Er stopfte das Kuscheltier etwas ungeschickt in die kleine Tasche vor Bobbys Platz und lächelte das erste Mal seit der Sicherheitskontrolle.

»Ich nehme Ihr Geschenk nur dann an, wenn Sie mir jetzt endlich erklären, was ich wissen möchte. Ich habe Sie in den letzten Tagen mehrmals versucht zu erreichen, aber Sie haben ihr Versprechen noch nicht eingehalten und mir erklärt, woher diese Pyramide jetzt genau kommt.« Sie rückte den Teddy zurecht.

»Okay«, sagte Cunningham, »jetzt haben wir schließlich auch genug Zeit. Aber ich benötige Ihre volle Aufmerksamkeit.«

Sie nickte und wollte noch einmal den Mund aufmachen, um noch etwas über den Teddybären zu sagen, überlegte es sich dann aber doch anders und sah ihn interessiert an.

»Gut«, sagte er, »ganz zu Anfang möchte ich Sie bitten ein kleines Gedankenexperiment mit mir zu machen. Stellen Sie sich bitte vor, alle Dinge würden auf einen Schlag verschwinden. Und damit meine ich nicht nur diese Welt, sondern auch alle anderen Welten, die es geben könnte. Alle Sterne, alle Planeten, aber auch ihre Zwischenräume und die Zeit selbst.«

Bobby war sich nicht sicher, ob sie seiner Bitte Folge leisten konnte. War es überhaupt möglich sich *Nichts* vorzustellen? Das Beste, was sie zustande brachte war, sich einfach eine schwarze Fläche vorzustellen. Sie nickte vorsichtig.

Er räusperte sich und fuhr fort: »In Ordnung. Und jetzt eine Frage. Glauben Sie, dass es in einem solchen Zustand tatsächlich *gar nichts* mehr gäbe?«

Bobby begriff die Frage nicht. Sie sah gedankenverloren aus dem Fenster, obwohl nur eine milchige Suppe zu erkennen war. Schließlich sagte sie: »Genau das war ja die Voraussetzung. Von daher würde ich sagen: Ja. In einem solchen Zustand gäbe es wirklich überhaupt nichts mehr.«

Cunningham hatte scheinbar mit einer solchen Antwort gerechnet. »Der Punkt auf den ich hinauswill ist, dass eine Sache tatsächlich *immer* übrig bleiben würde. Und diese Sache nenne ich ab jetzt 'absolute Konsistenz'. Das klingt komplizierter als es ist. Ich meine damit einfach nur die Regel, die besagt, *dass zwei sich widersprechende Aussagen unmöglich wahr sein können*.«

Bobby war sich nicht ganz sicher, was Cunningham mit *absolute Konsistenz* genau meinte. Doch bevor sie fragen konnte, folgte sofort seine Erklärung.

»Alle anderen logischen Gesetze verschwinden in dem Moment, wo wir von Raum und Zeit absehen. Zum Beispiel beschreibt der *Modus ponens* das Prinzip der Kausalität. Doch ohne Zeit gibt es keine Kausalität. In den ältesten Schriften Indiens wird die Zeit sogar genauso definiert. Sie verwandelt die *Ursache* in eine *Wirkung*. Ohne Zeit kann aber keine logische Schlussfolgerung gezogen werden, denn entweder tut dies eine Maschine in mehreren Taktzyklen oder ein menschliches Gehirn. Beide benötigen aber Zeit. Die *absolute Konsistenz* aber bleibt immer erhalten, egal wie viel sie wegnehmen. Somit *kann* es keine eckigen Kreise geben. Und zwar

unabhängig vom Bezugssystem.«

Bobby erinnerte sich an eine Vorlesung, die sie einmal in der Universität besucht hatte. Damals hatte sie den Begriff »*Modus ponens*« auch schon einmal gehört, konnte sich aber nicht mehr genau daran erinnern worum es bei dieser Regel ging. Doch da fiel ihr plötzlich doch noch etwas ein, was sie damals gelernt hatte. »Aber dieses Gesetz existiert doch erst seit es in der Antike formuliert wurde.«

In diesem Moment kam eine Stewardess vorbei, die einen Wagen durch den engen Gang der Maschine navigierte. Cunningham bestellte zwei Kaffee und kurze Zeit später hatten sie zwei dampfende Becher vor sich.

Schließlich antwortete er: »Die *absolute Konsistenz* wurden nicht in der Antike *entwickelt*, sondern in der Antike *entdeckt*. Elektrischen Strom hat es schließlich auch schon lange gegeben, bevor wir von seiner Existenz wussten.«

Cunninghams Stimme war während er sprach immer lauter geworden. Die dicke Frau mit dem großen Busen vor ihnen warf ihnen einen mahnenden Blick zu. Bobby hob beschwichtigend die Hand und nippte vorsichtig an ihrem Pappbecher. Das heiße Getränk verbrannte ihr die Zunge und sie zuckte erschrocken zurück. »Verdammt! Ich hasse es, wenn meine Geschmacksnerven taub werden.«

Es drehte sich noch ein weiterer Passagier zu ihnen um. Das war für sie das Zeichen, sich nun wirklich am Riemen zu reißen. Als sie antwortete, war ihre Stimme beinahe ein Flüstern. »Und woher meinen Sie kommt die *absolute Konsistenz* dann?«

Sofort erkannte sie, wie zufrieden er mit ihrer Frage war. Er nippte jetzt auch an seinem Becher aber entweder war sein Getränk nicht so heiß oder er war einfach härter im Nehmen als sie.

»Und genau hier liegt Ihr Denkfehler, Bobby. Die Frage *woher* sie kommt ergibt keinen Sinn. Denn ein *Woher* bedeutet schließlich, sie hätte einen Ursprung. Das ist aber nicht der Fall, weil sie *aus sich selbst heraus* existiert.«

Bobby dachte nach und sagte: »Sie wollen mir also damit sagen, diese Regel hätte *schon immer* existiert.«

Cunningham schüttelte den Kopf. »Fast. '*Schon immer*' beschreibt einen *Zeitraum*. Aber sie ist nicht an die Zeit gebunden. Es gibt sie einfach, vollkommen unabhängig von ihrem Kontext. Sie existieren *aus sich selbst* heraus und lässt sich auch nicht mehr in kleinere Einheiten zerlegen. Genau das ist der Punkt auf den ich hinauswill.«

Erst jetzt begriff sie langsam, wieso Cunningham ihr die Frage mit dem Nichts gestellt hatte. Ein Zustand in dem es *Nichts* gab war von vornherein bereits ausgeschlossen. Und zwar aufgrund genau der *absolute Konsistenz*, die es ohne jegliches Bezugssystem gab. »Okay, es kann also nicht *Nichts* geben. Aber was genau hat diese Erkenntnis mit uns zu tun?«

Cunningham stellte seinen Becher auf die kleine Kunststoffablage am Sitz seines Vordermannes und lehnte sich zurück. »Diese Erkenntnis zeigt uns einen Irrtum, dem viele Philosophen in der Vergangenheit auf den Leim gegangen sind. In der Philosophie wurde immer wieder behauptet, alle Dinge müssten einen *Ursprung* haben. Aber das ist einfach nicht wahr. Es gibt Dinge, die keinen Ursprung benötigen um zu existieren. Und das ist der Grund, warum es uns heute überhaupt geben kann. Wenn tatsächlich alles auf einen Ursprung angewiesen wäre, so könnte es tatsächlich nichts geben, denn jeder Ursprung benötigt schließlich wieder einen Ursprung. Und diesen Regress können Sie so lange fortsetzen, wie Sie möchten. Aufgelöst wird das Ganze schließlich durch die Erkenntnis, die ich Ihnen gerade mitgeteilt habe. Nämlich dass es Dinge gibt, die aus sich selbst heraus *ohne* Ursprung existieren. Dieser Denkfehler ist vermutlich deswegen so verbreitet, weil die Menschen nicht verstanden haben was Zeit ist. Denn nur durch die Zeit, kamen wir auf die Idee von Kausalität. Wir wissen aber seit Anfang des 20. Jahrhunderts, dass Zeit auch noch nicht immer dagewesen ist. Zeit ist nichts *Absolutes*. Im Gegensatz zur *absoluten Konsistenz* existiert Zeit *nicht* aus sich selbst heraus.«

Sie verstand zwar, was Cunningham ihr erklären wollte, doch aus irgendwelchen Gründen fand sie seine Erkenntnis längst nicht so interessant wie er selbst. »Aber was genau ist so wichtig daran? Ich stimme Ihnen zu, aber wo liegt hier die Besonderheit?«

Sofort bemerkte sie Cunninghams Enttäuschung über ihre Frage. Er sah sie wie ein Lehrer an, dessen Schülerin ihre Hausaufgaben nicht gemacht hatte. »Bobby, die Tatsache, dass es Dinge geben kann, die *keinen* Ursprung benötigen, löst doch ein grundlegendes Problem unserer Existenz. Was ist, wenn ich Ihnen zum Beispiel sage, dass es neben der Logik noch eine zweite Sache gibt, die ebenfalls aus sich selbst heraus existiert und auch keinen Ursprung benötigt?« Sie hielt inne. Plötzlich erinnerte sie sich an das anstrengende Gespräch, was sie erst wenige Tage zuvor in der Wüste geführt hatten. Er hatte ihr erklärt, das menschliche Bewusstsein sei nicht allein auf logische Gesetze zurückzuführen. Es sei zum Beispiel nicht möglich, einen Computer zu entwickeln, der tatsächlich etwas wie Gefühle erleben konnte. Und das unabhängig von seiner Komplexität. Das menschliche Bewusstsein konnte also nicht allein auf den Gesetzen der Logik basieren, sondern es musste noch etwas *anderes* neben ihnen geben. Dieses *andere* musste genau wie die Logik auch aus sich selbst heraus existieren, denn sonst würde es nicht existieren. »Okay, die *absolute Konsistenz* existiert also aus sich selbst heraus. Doch die logischen Gesetze, die aus ihr folgen, reichen aufgrund des Qualiaproblems nicht aus, um ein Bewusstsein zu konstruieren. Sie wollen mir aber nicht gerade erzählen, dass deswegen auch das Bewusstsein aus sich selbst existieren muss?«

Als Cunningham nickte, lief Bobby ein kalter Schauer über den Rücken. Ein fast spirituelles Gefühl durchflutete sie. Es kribbelte in ihren Fingerspitzen und als sie jetzt aus dem Fenster auf eine makellose Wolkendecke hinabblickte, durchflutete sie ein unbeschreibliches Gefühl von Ehrfurcht. Es war ein Gefühl, was sie zum letzten Mal als Kind in einer Kirche empfunden hatte. Damals hatte sie einem alten Pfarrer ihre belanglosen Sünden gebeichtet und noch keine so materialistischen Ansichten vertreten.

Der Flug dauerte noch weitere zehn Stunden, doch Bobby konnte nicht schlafen. Immer wieder versuchte sie seine Idee zu widerlegen. Doch egal wie oft sie darüber nachdachte, gelang es ihr nicht. Die Erkenntnis des heutigen Tages sollte nicht die Letzte gewesen sein. Und sie erfüllte sie mit einem größeren Forschungsgeist, als es das Cheopsprojekt je hätte tun können.

Felix war immer noch nicht sicher, wie Chase es genau fertiggebracht hatte ihn aus dem Gefängnis zu entführen. Doch als sie am *Aeropuerto de León*, in *Guanajuato* aus dem Flugzeug stiegen, war er sich nicht mehr sicher, ob es überhaupt gut gewesen war hier her zu kommen.

Er hatte sich Mexiko immer schrecklich staubig vorgestellt, doch als sie sich aus dem schmalen Ausgang der Maschine in die Freiheit drängten, war es noch dunkel und regnete in Strömen. Die Passagiere schoben sich ungeduldig auf die hell erleuchtete Eingangshalle zu und versuchten dabei so trocken wie möglich zu bleiben.

Chase jedoch schien der Regen nichts auszumachen und er bewegte sich mit derselben Geschmeidigkeit wie immer durch den Vorhang aus Wasser. Den gesamten Flug über hatte Felix ihm eine Menge Fragen gestellt, jedoch auf keine eine Antwort bekommen. Er wusste weder, wieso er überhaupt hier war, noch was sie hier genau vor hatten. Chase hatte die meiste Zeit immer nur selbstzufrieden geschmunzelt und ihn nach jeder Frage so ausdruckslos angesehen, als wüsste er die Antwort selber nicht. Zudem musste er immer wieder die Gedanken an die Ereignisse vor acht Jahren aus seinem Geist verbannen. Während dem Flug war immer wieder die Gestalt vor seinen Augen aufgetaucht, die ihnen auf dem Highway gefolgt war.

Eine halbe Stunde später saßen die beiden in einem Taxi, was sie zu einem Stadtteil namens »*La Huerta*« bringen sollte. Das hatte Felix aber nur deswegen verstanden, weil der Fahrer es auf einem Zettel notierte. Er beobachtete die kleinen Bäche aus Wasser, die an seinem Fenster hinabliefen und fragte sich, wieso er sich in diesem Auto noch viel gefangener fühlte als zuvor im Gefängnis. Er hatte ein ungutes Gefühl. Und dieses Gefühl war immer stärker geworden, je näher sie ihrem Ziel kamen.

Der Taxifahrer unternahm eine Reihe an Versuchen mit ihnen ins Gespräch zu kommen, doch Felix sprach kein Spanisch und Chase war erst recht an keinem Gespräch interessiert. Umso mehr wunderte er sich, als sein Begleiter schließlich doch das Wort ergriff.

»Equalpharm haben am südlichen Ende der Stadt ihr Hauptquartier aber das spielt keine Rolle für uns. Es gibt einen Kontaktmann der Masongruppe, der aus Mexiko Stadt hier her unterwegs ist. Er wird deine beiden Freunde morgen treffen um mit ihnen den Preis für das Virus zu verhandeln. Aber so weit wird es nicht kommen, denn noch heute Nacht werden wir es uns einfach nehmen. Die Masongruppe darf es nicht in die Finger bekommen.«

Felix war nicht sicher ob er antworten sollte. Chase hatte einen Plan und er konnte ohnehin nichts tun als bei all dem nur zuzusehen. Er nickte und starrte weiter aus dem Fenster. Nach einer Weile wurde ihre Fahrt immer holpriger. Das Taxi schaukelte bei jedem Schlagloch hin und her und die Gegend um wurde immer skurriler. Schließlich hielten sie vor einer mit Graffiti besprühten Wand. Der Fahrer drehte sich zu den beiden um. »*Aquí estamos.*«

Chase schien unzufrieden. Er unterhielt sich eine Weile mit ihm und hielt ihm schließlich einen 500 Peso-Schein unter die Nase. Dieser steckte ihn ohne ein weiteres Wort zu sagen ein und setzte vorsichtig die Fahrt fort.

Mit annähernd Schrittgeschwindigkeit bahnte sich der Wagen einen Weg zwischen zerfallenen Häusern und kleinen Bächen aus Schlamm. Der Fahrer schien sichtlich beunruhigt und blickte ständig in den Rückspiegel. Der Regen wurde etwas schwächer und Felix konnte erkennen, wie heruntergekommen die Gegend war. Mit jedem Meter schien der Fahrer unsicherer zu werden und murmelte auf Spanisch irgendwelche Dinge vor sich hin. Schließlich gab Chase ihm ein Zeichen. Er trat so schnell auf die Bremse, als hing sein Leben davon ab. Chase zog ein Bündel Scheine aus seinem Mantel und hielt es ihm hin. Dabei sagte er irgendetwas auf Spanisch zu ihm. Der Fahrer schüttelte entschlossen den Kopf und fuhr sich dann mit dem Zeigefinger am Hals entlang. Chase sagte noch etwas und zog schließlich noch ein weiteres Bündel Scheine aus seinem Umhang. »*Este basta!*«

Zögernd nahm der Fahrer das erste Bündel entgegen und nickte ängstlich. Chase sah Felix an und öffnete seine Tür. »Wir sind da. Das Taxi wartet hier auf uns. Wir werden nicht länger als eine Stunde benötigen.«

Felix atmete tief durch und stieg ebenfalls aus. Es hatte fast aufgehört zu regnen und die Nachtluft

schlug ihm kühl entgegen. Sogar in Kentucky war es um diese Jahreszeit in den Nächten wärmer. Diese Stadt musste wirklich sehr hoch gelegen sein.

Er folgte Chase zwischen den zerfallenen Häusern hindurch und fragte sich, ob hier wirklich Menschen lebten. Doch die relativ frischen Müllbeutel, die vor den Ruinen abgestellt worden waren, beantworteten seine Frage. Als er ihn eingeholt hatte, fragte er: »Wieso sollten wir Phil und Charly in dieser furchtbaren Gegend finden? Was haben die hier verloren?«

Chase blieb in diesem Moment entschlossen stehen und drehte sich bedrohlich zu ihm um. Er schreckte zurück, als habe er Angst geschlagen zu werden doch Chase funkelte ihn nur wütend an und sagte: »Pass auf, was du über diese Gegend sagst, denn ich bin selbst nicht in besseren Verhältnissen aufgewachsen. Ich kenne Phil bereits seit seiner Kindheit und ohne mich wäre er niemals dort, wo er heute ist. Ohne mich hätte er es nie geschafft zur Schule zu gehen oder in *Jalisco* zu studieren. Es war allein mein Verdienst. Doch sogar er hat mich hintergangen. An Phil kann man gut erkennen wie verdorben diese Welt ist.«

In diesem Moment konnte Felix für den Bruchteil einer Sekunde etwas in den schwarzen Augen seines Gegenübers erkennen, was ihm bisher noch nicht aufgefallen war. Es war die erste emotionale Regung seit ihrem Treffen im Gefängnis. Eine Art Mischung aus Verachtung und Trauer. Doch es verschwand so schnell wieder, dass er schon wenige Sekunden später nicht mehr wusste, ob es überhaupt dagewesen war.

Nach einigen Augenblicken kamen ihnen eine Reihe merkwürdiger Gestalten entgegen. Sie bewegten sich unkoordiniert, fast so als seien sie betrunken. Als Chase sie erblickte, fluchte er und zog Felix hinter einer der Mauern in Deckung. Für einige Minuten verharrten sie in einer ausgesprochen ungemütlichen Haltung. Felix war nicht einmal sicher, ob die Gestalten sich überhaupt in ihre Richtung bewegt hatten. Er stand mit dem rechten Fuß in einer Pfütze und spürte, wie sich sein Schuh langsam mit Wasser füllten. Chase drückte ihn währenddessen mit der Brust gegen die Steinwand und spähte in regelmäßigen Abständen um die Ecke. Der Druck seiner Hände wurde dabei mit jeder Sekunde stärker, bis er schließlich Angst bekam zu ersticken. Er atmete flach ein und aus und lauschte in die Dunkelheit. Doch man konnte nur den Stadtverkehr in der Ferne hören und hin und wieder einen Wassertropfen, der irgendwo auf die Erde klatschte.

Schließlich lockerte Chase seinen Griff und spähte vorsichtig in die Richtung, aus der die Gestalten gekommen waren. Dann drehte er sich um und machte eine auffordernde Handbewegung. Felix schlich ebenfalls zurück auf die Straße und trat dabei ungeschickt auch noch mit dem anderen Fuß in eine große Pfütze. Er unterdrückte ein Fluchen und hielt dann ebenfalls Ausschau nach den Unbekannten. »Wer war das? Ist diese Gegend gefährlich?«, fragte er.

Chase schnaubte verächtlich. »Gefährlich? Gefahr ist etwas sehr Subjektives, findest du nicht? Für den Taxifahrer? Ja. Für uns? Nein.«

»Aber wieso sind wir dann in Deckung gegangen?«

Chase brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. Er schien etwas gehört zu haben, was ihm nicht aufgefallen war. Schließlich drehte er sich zu ihm um und sagte: »Hier ganz in der Nähe halten sich deine beiden Freunde im Moment auf und ich möchte auf keinem Fall ihre Aufmerksamkeit erwecken. Sobald sie merken, dass ich hier bin, werden sie so schnell es geht verschwinden und es wäre dann sehr schwer sie aufzuspüren. Wenn wir aber von ein paar Halbstarcken bedroht würden, können wir unsere Anwesenheit eventuell nicht mehr geheim halten. Außerdem will ich unsere Rückfahrgelegenheit nicht verlieren.«

Er hatte diesen Satz gerade zu Ende gesprochen, als hinter ihnen plötzlich Schritte zu hören waren. Es waren vier Jungen und ein Mädchen. Alle sahen ziemlich heruntergekommen aus. Und obwohl einer von ihnen erst im Teenageralter war, jagten sie Felix einen furchtbaren Schrecken ein. Sie waren aus einer dunklen Nische hervorgekrochen und formierten sich etwas unbeholfen in einer Art Halbkreis vor den beiden. Er drehte sich um und dachte darüber nach in die andere Richtung zu fliehen, doch in diesem Moment kamen ihnen noch zwei weitere Gestalten entgegen. Chase beobachtete das Ganze mit überraschender Gleichgültigkeit. Er wollte gerade etwas sagen, als einer der Gestalten ihm zuvor kam und auf Spanisch etwas schrie. Er hielt ein Messer in seiner rechten Hand und nickte den beiden anderen zu. Einer von ihnen zog eine Waffe und richtete sie auf Chase.

Felix wusste nicht genau wohin er sehen sollte. Er blickte wild umher, ohne zu wissen, was er tun sollte. Doch Chase blieb ruhig und zog aus seiner Manteltasche das Bündel mit Scheinen, was er eigentlich später dem Taxifahrer hatte geben wollen. Er warf es der Gestalt mit dem Messer zu und sagte: »*Nada más, si quieres vivir.*«

Der Junge untersuchte das Bündel und begann zu grinsen, wobei er eine Reihe verfaulte Zähne entblößte. Dann schrie er etwas und kam einige Schritte auf ihn zu. Chase bewegte sich nicht und beobachtete gleichgültig, wie der Junge wild mit dem Messer vor seiner Nase herumfuchtelte. Er schüttelte den Kopf und sagte zu Felix: »Verstehst du jetzt, was ich dir über die Menschen gesagt habe? Er hat von mir mehr Geld bekommen, als er sonst in mehreren Monaten ergaunern kann. Aber es ist ihm trotzdem nicht genug. So sind alle Menschen. Sie nehmen sich, was sie kriegen können, sogar dann, wenn sie an zu viel ersticken.«

Auf seinem Gesicht war erneut die Verachtung zu sehen, die Felix schon von Anfang an aufgefallen war. Der Junge gab seinem Komplizen mit der Waffe ein Zeichen und auch das Mädchen kam jetzt näher. Sie hatte feine Gesichtszüge, ein verschmutztes Gesicht und sah unendlich traurig aus. Als Felix ihr in die Augen blickte, verspürte er plötzlich einen schrecklichen Schmerz hinter der Stirn. Es fühlte sich an, als würde die stumpfe Klinge eines Messers in seinen Kopf eindringen. Er zuckte zurück und fiel rücklings auf den Boden. Seine Fingerspitzen gruben sich tief in den schlammigen Boden und Sternchen tauchten vor seinen Augen auf. Das traurige Gesicht des Mädchens hatte ihn wie der Schlag eines Hammers getroffen. Er gab einen unterdrückten Schrei von sich und schlug sich mit der rechten Hand gegen den Kopf. Er hatte den Eindruck das Bewusstsein zu verlieren, doch dann war der Schmerz plötzlich wieder weg. Er blieb noch eine Weile im Schlamm sitzen, doch dann rappelte er sich auf und stellte verblüfft fest, dass er von allen Seiten angestarrt wurde. Der Junge mit der Pistole, richtete diese jetzt auf ihn und schrie seinem Kollegen etwas auf Spanisch zu. Dieser kam ihnen jetzt noch näher und hielt Chase sein Messer direkt an den Hals. Währenddessen steckte er dem Mädchen das Bündel mit dem Geld in die Tasche und schrie sie an: »*Tomelo, puta!*«

Ohne ein Wort zu sagen, rannte sie die Straße herunter und war wenige Augenblicke später in einer dunklen Nische verschwunden. Felix wollte gerade die Hände hochnehmen, als etwas Merkwürdiges geschah. Der Junge mit dem Messer riss plötzlich die Augen auf und sackte im nächsten Moment reglos neben ihm zusammen. Chase drehte sich um und sah seinem anderen Gegner in die Augen, der die Waffe jedoch sofort fallen ließ und sich neben seinem Freund in den Schlamm kniete. Er drehte verzweifelt den leblosen Körper auf den Rücken und sah sich hilflos um. Der andere Junge bückte sich zu ihm herunter und schien den Rest der Welt komplett vergessen zu haben. Die anderen flohen verängstigt in dieselbe Richtung, wie das Mädchen.

Der kleinere Junge fing an zu weinen und schrie seinem Freund verzweifelt etwas zu. Als Felix die beiden beobachtete, geschah es plötzlich erneut. Sein ganzer Kopf schien sich mit Schmerz zu füllen. Hätte Chase ihn nicht festgehalten, wäre er vermutlich erneut auf dem Boden zusammengesackt. Er hielt seinen Kopf mit beiden Händen fest umschlossen und biss die Zähne zusammen. Doch auch dieses Mal hielt der Schmerz nur wenige Augenblicke an und kurze Zeit später fand er sich taumelnd in Chase Armen wieder.

Dieser zog ihn ungeduldig hoch und zischte ihm zu: »Wir sind hier fertig. Nimm ihre Waffe und folge mir!« Er warf den beiden Jungen noch einen letzten Blick zu. Sie versuchten hilflos ihrem Freund zu helfen. Als er die Waffe im Schlamm gefunden hatte, hob er sie vorsichtig auf und wunderte sich wie schwer sie war. Dann hastete er Chase hinterher, der bereits den nächsten Häuserblock erreicht hatte. Es regnete inzwischen wieder und somit gingen die leisen Stimmen der anderen schnell in dem Rauschen unter. Chase schien trotz des Zwischenfalls jedoch nicht die Orientierung verloren zu haben, sondern lief zielstrebig vor ihm her. Er versuchte verzweifelt Schritt zu halten und fragte sich, was da gerade passiert war. Doch als er fragen wollte, drehte Chase sich für einen Moment um und zischte: »Wir können froh über den Regen sein, denn so ist es möglich sich unbemerkt anzuschleichen, aber ich rate dir zu schweigen, bis ich dir etwas anderes sage.«

Er verstummte und sie setzten ihre Nachtwanderung durch den Regen fort. Nach weiteren fünf Minuten verlangsamte Chase seine Schritte und drehte sich zu ihm um. In den tiefen Furchen seines Gesichtes glänzte der Regen und die geheimnisvollen Augen funkelten ihn unter der schwarzen Kapuze an. Er legte den Zeigefinger auf die Lippen und deutete auf ein kleines gemauertes Haus. Es lag in etwa dreihundert Fuß Entfernung hinter einem Vorhang aus Regen. Es unterschied sich nur leicht von den anderen Ruinen, obwohl es etwas abseits stand und keinen ganz so heruntergekommenen Eindruck machte. Hinter seinen verglasten Fenstern herrschte Finsternis und eigentlich gab es auch sonst nichts, was auf seine beiden Freunde hindeutete. Er versuchte noch mehr Details zu erkennen, doch bei jedem Versuch schlugen ihm Wind und Regen wie ein unsichtbarer Vorhang ins Gesicht. Er wischte sich verärgert das schwarze Haar aus der Stirn und schmierte sich dabei eine beträchtliche Menge Schlamm in die Augen. Er unterdrückte ein Fluchen und hielt Chase den kleinen Revolver entgegen. Dieser nahm ihn und wischte ihn sorgfältig an seinem Mantel sauber. »Die Waffe ist gesichert aber vermutlich funktioniert sie nicht mehr. Wir können sie aber vielleicht doch noch gebrauchen.« Er gab sie ihm zurück und zog ihn ein Stück näher zu sich heran. »Pass auf, Charly und Phil halten sich in diesem Haus auf. Sie bewahren das Virus in einem kleinen Plexiglasbehälter in Form einiger Tabletten auf. Zudem besitzen sie eine Speicherkarte mit der Formel. Ich bezweifle aber stark, dass sie es uns freiwillig geben werden. Ich muss dir aus diesem Grund jetzt etwas erklären. Hör mir bitte gut zu, verstanden?«

Felix war immer noch damit beschäftigt sich den Schlamm aus dem Gesicht zu wischen und sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. Dann nickte er und schob sich den Revolver zurück in die hintere Tasche seiner Jeans. Chase zog ihn noch ein Stück näher zu sich heran und flüsterte dann: »Ich habe die Fähigkeit sehr große Mengen an Energie freizusetzen wo immer ich möchte. Phil kennt die Macht bereits und wird furchtbare Angst haben, sobald er mich sieht. Vermutlich wird er uns alles geben, was wir verlangen.«

Felix hielt inne. Er verstand immer noch nicht, welche Rolle *er* in dem ganzen Plan eigentlich spielte. Als hätte Chase seine Gedanken gelesen, fügte er hinzu: »Du fragst dich natürlich, was du genau mit all dem zu tun hast, aber das spielt im Moment keine Rolle. Ich denke ich habe dir vor etwa zehn Minuten ausreichend demonstriert zu was ich fähig bin. Es gibt mehrere Stellen im Gehirn bei denen schon eine winzige Menge Energie ausreicht um einen Menschen zu töten.«

Er hielt Felix davon ab noch weitere Rückfragen zu stellen und schlich langsam auf das Haus zu. Der kühle Nachtwind trug inzwischen nur noch vereinzelte Regentropfen mit sich und Felix zog sich die durchnässte Kapuze seines Pullovers von Kopf. Je weiter sie sich von der Straße entfernten, desto tiefer sanken sie mit ihren Schuhen in den Schlamm ein. Doch schließlich waren sie bei dem unverputzten Bauwerk angekommen und drückten sich vorsichtig an dessen Wand. Sie schoben sich schweigend immer weiter Richtung Haustür und hielten plötzlich inne, als sie gedämpfte Stimmen von innen wahrnahmen. Chase hielt Felix zurück und kauerte sich lautlos vor der Türschwelle auf den Boden. Dann betrachtete er für einige Minuten das Türschloss. Felix fragte sich, ob er lauschte, doch waren die Stimmen viel zu leise. Schließlich klickte es und ein kurzes Lächeln huschte über Chase Gesicht. Er atmete tief durch und drehte dann mit der Präzision eines Scharfschützen den Türknauf nach rechts. Es dauerte nicht lange und er hatte die Tür so weit geöffnet, dass die Stimmen aus dem Inneren des Hauses nun deutlich zu hören waren. Es waren unverkennbar Charly und Phil. »... hat mit Sicherheit einen Einfluss auf das limbische System aber der Neokortex ist das Wichtigste. Ich habe mich schon immer gefragt, wie es sein kann, dass Menschen in Notsituationen plötzlich Dinge fertigbringen, die unter normalen Umständen unmöglich wären. Frauen schaffen Dinge um ihre Kinder zu beschützen, die über ihre normale Muskelkraft hinausgehen. Doch damit habe ich mich erst vor kurzem angefangen zu beschäftigen, weil es auch erst seit wenigen Monaten für mich relevant ist. Jedenfalls ist es gut mit der Tatsache in Einklang zu bringen, die Architektur unseres Gehirnes sei ähnlich wie das Transportnetz dieser Welt organisiert. Es wäre unmöglich jeden mit jedem Punkt zu verbinden. Dennoch ist es notwendig von jedem zu jedem Punkt zu gelangen. Die Lösung sieht vor bestimmte Areale zu organisieren, die über Langstreckenverbindungen miteinander verknüpft sind. Innerhalb dieser kleinen Areale sind aber tatsächliche alle Neuronen miteinander verbunden. Es handelt sich also um einen organisatorischen

Kompromiss, den die Evolution scheinbar im Laufe von Myriaden hervorgebracht hat. Das Virus muss natürlich nur einen kleinen Teil dieser Areale infizieren. Genaugenommen nur einen Teil. Mein erster Ansatz hatte schließlich schon bei den Ratten nicht funktioniert. Erst viel später habe ich mich auf einen bisher noch unerforschten Bereich des Temporallappens fokussiert und etwas Interessantes entdeckt...«

Sie waren inzwischen in einen schäbigen Raum geschlichen und konnten die Stimmen nun noch deutlicher hören. Sie drangen durch eine verschlossene Tür auf der linken Seite, unter der ein schmaler Lichtschimmer auf den Boden geworfen wurde.

Felix konnte Charlies gelangweilte Stimme hören. Ein flaes Gefühl breitete sich in seiner Brust aus. Er war dabei seinen besten Freund zu belauschen. Den Mann, mit dem er seit seiner Kindheit jedes Geheimnis geteilt hatte. Er kam sich furchtbar schäbig vor und hatte plötzlich das Gefühl einen schrecklichen Fehler zu machen. Er sah zweifelnd zu Chase hinüber, der inzwischen über den kahlen Boden bis zu der Tür geschlichen war und jetzt direkt davor in die Hocke ging. Er folgte ihm vorsichtig und hörte die Stimme seines besten Freundes jetzt laut und deutlich: »... verstehe doch sowieso nie, was du genau gemacht oder getan hast. Ich werde dir morgen helfen und genau das tun, was du möchtest aber der Rest interessiert mich nicht. Ich möchte endlich an einen anderen Ort. Ich hasse diese Gegend. Es stinkt, überall liegt Müll herum und man kann nachts nicht vor die Tür gehen ohne Angst zu haben erschossen zu werden. Ich will endlich nach Puerto Vallarta. Da wimmelt es von Amerikanern und ich brauche dich nicht ständig an meiner Seite, wenn ich nur eine Schachtel Zigaretten kaufen möchte.«

Chase sah Felix durchdringend an und gab ihm dann ein Zeichen die Tür zu öffnen. Er selbst trat etwas in den Hintergrund zurück, damit er nicht sofort bemerkt wurde. Felix schüttelte den Kopf. Alles in ihm sträubte sich dagegen seinen beiden Freunden in dieser Situation unter die Augen zu treten. Obwohl weder Phil, noch Charly ihm in den letzten Monaten sehr freundschaftlich gesinnt gewesen waren, kam er sich plötzlich wie ein schmutziger Eindringling vor. Er wollte mit all diesen Dingen nichts mehr zu tun haben. Das Einzige, was er sich wünschte war mit Lisa gemeinsam irgendwo sehr weit weg von alledem zu sein. Doch er hatte keine Wahl. Er brauchte Antworten auf seine Fragen. Er brauchte das *Antivirus*. Er atmete tief durch und öffnete mit klopfendem Herzen die Tür.



Cunningham saß am Steuer eines Kia Rios und brauste über einen Highway im Westen Pennsylvaniens. Er betrachtete die ersten Anzeichen der Morgendämmerung im Osten, doch im Rückspiegel war es bis auf den roten Schimmer der Rückstrahler noch stockfinster. Bobby hatte vom größten Teil des Rückfluges kaum etwas mitbekommen, weil sie ausgiebig geschlafen hatte. Doch inzwischen war sie wieder hellwach und beobachtete mit klopfendem Herzen den Sonnenaufgang. Auf ihrem Schoß lag eine zerknitterte Packung American Cookies und sie friemelte gedankenverloren den letzten Keks heraus. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis sie den Ort erreichten an dem Tony und sie vor etwas über acht Jahren die Autopanne gehabt hatten. Sie schob sich gedankenverloren den ganzen Cookie auf einmal in den Mund. Plötzlich musste sie an Hanna denken, die vor einigen Wochen auf diese Weise einmal fast erstickt wäre. Sie schämte sich beinahe dafür, dass ihr in einer solchen Situation plötzlich etwas Witziges einfiel. Es kam ihr respektlos vor. Sie warf die leere Verpackung in den Fußraum, wo bereits ein halbes Dutzend leerer Starbucks-Pappbecher verstreut lagen. Dann schreckte sie zusammen, weil Cunningham zwei Kragenhühnern ausweichen musste, die scheinbar in den frühen Morgenstunden im Unterholz nach Nahrung gesucht hatten. Sie rückte ihre Brille zurecht. Wo war bloß die zweite Packung Kekse? Sie begann mit der Suche und sagte: »Wenn Ihnen in der nächsten halben Stunde ein roter Wasserturm auf der rechten Seite auffällt, haben wir den größten Teil der Strecke bereits hinter uns gelegt. Sollten wir aber in Towanda ankommen, so müssen wir umkehren, denn dann haben es verpasst.«

Cunningham nickte. »Ich würde Ihnen gerne auf dem Weg noch die restlichen Einzelheiten zur *Pyramide des Virja* erklären, damit Sie besser verstehen können, wie wichtig es für uns alle ist Chase so schnell wie möglich das Beweismaterial zu zeigen.«

Sie seufzte. Je heller es wurde, desto besser konnte sie die Einzelheiten der Strecke erkennen, die sie immer stärker an Tony erinnerten. Die Stunden mit ihm auf diesem Highway gehörten zu den schönsten ihres Lebens. Eigentlich wollte sie jetzt nichts lieber, als schweigend ein paar dieser Erinnerungen zuzulassen. Doch sie wusste gleichzeitig, wie hartnäckig Cunningham sein konnte. Aus diesem Grund nickte sie und versuchte sich auf das zu konzentrieren, was er ihr erzählte. Doch bevor er zu Reden begann, zog er neben seinem Sitz die zweite Tüte Kekse hervor. Er reichte sie ihr herüber. Dann sagte er: »Ich habe Ihnen auf unserer Wanderung durch die Sahara schon von Dingen erzählt, die aus sich selbst heraus ohne Ursache existieren. Ein einfaches Beispiel für diese Dinge ist die *absolute Konsistenz*. Doch dabei bleibt es nicht, denn sie allein kann nicht die Grundlage für unsere Existenz sein. Aus diesem Grund muss es noch weitere *Elementarteilchen* geben, die unsere heutige Existenz begründen. Mit *Elementarteilchen* meine ich die Dinge, die sich nicht mehr in weitere Teile zerlegen lassen, also keine *Ursache* zum Existieren brauchen. Unsere Welt geht aus allen diesen Elementarteilchen hervor, was ich in meinen Vorlesungen immer als *Emanation* bezeichnet habe. Merken Sie sich diesen Begriff.

Am Anfang unseres Fluges habe ich Ihnen dann weiterhin von meiner Theorie erzählt, die das Bewusstsein ebenfalls als Elementarteilchen einstuft. Doch meine Theorie ist nicht neu. Schon der Philosoph Platon spricht in seinen ontologischen Schriften von einer *Sache*, die aus sich selbst heraus existiert und alle anderen Dinge hervorbringen muss. Nach seiner Vorstellung ist die Welt aus winzigen Flächen zusammengesetzt, die gemeinsam die sogenannten *platonischen Körper* bilden. Das sind Körper, die sich aus gleichseitigen Formen zusammensetzen. Also zum Beispiel Tetraeder, Hexaeder, Oktaeder und so weiter. Die Flächen selbst sind, und das ist unschätzbar wichtig, selbst aber *keine* Materie. Ihm entgegen stand die andere griechische Vorstellung, die Welt sei aus winzigen Teilchen zusammengesetzt, den *Atomen*, die selbst nicht mehr teilbar sind. Aber erst im letzten Jahrhundert hat man festgestellt, dass Platon mit seiner Vorstellung der Wirklichkeit wesentlich näher kommt. Die kleinsten Teilchen der Materie sind nämlich tatsächlich keine Materie mehr, sondern bestehen aus *Nichts*. Sie tauchen aus dem Vakuum spontan, aber mit gewisser Wahrscheinlichkeit, auf und verschwinden sofort wieder. Es ist bei diesen kleinsten Teilchen auch nicht mehr möglich ihre Position zu bestimmen, weil sie keine *Position* mehr haben. Wir sind aus unserer Umwelt eigentlich gewohnt, genaue Ortsangaben über Objekte machen zu können. Doch je tieferen Einblick man in den Mikrokosmos der Materie bekommt, desto weniger ist das möglich.

Die kleinsten Teilchen haben weder eine *Position*, noch ist es möglich *deterministische* Aussagen zu machen. Erst in dem Moment, wo ein Physiker mit Hilfe eines speziellen Gerätes die genaue Position eines Teilchens misst, 'kollabiert' die mathematische Gleichung, die seine Position bestimmen soll, und das Teilchen bekommt einen Aufenthaltsort. Das geschieht aber nur, weil der Physiker eine *Messung* durchgeführt hat. Ohne die Messung, wäre die Position des Teilchens nicht nur unbekannt, sondern, und das ist sehr wichtig, es *hat* überhaupt keine Position. Ich will damit sagen, dass Materie sich erst zu dem formt, was sie ist, sobald wir sie messen oder betrachten. Albert Einstein hat diese Erkenntnis in seinen jüngeren Jahren noch nicht akzeptieren wollen. Er hat spöttisch gefragt: '*Existiert der Mond auch, wenn wir nicht hinsehen?*' Doch schließlich ist Werner Heisenberg der Durchbruch gelungen und er konnte seine Theorie beweisen. Und nicht nur seine eigene Theorie, sondern in gewisser Weise auch die uralte Theorie von Platon. Sowohl Heisenberg als auch zuvor Max Planck haben irgendwann zugegeben, dass der Materie ein geheimnisvoller *Geist* zugrunde liegt. Doch natürlich hat keiner von ihnen genauere Aussagen über diesen Geist gemacht. In der Pyramide haben wir allerdings eine ganze Menge Informationen über ihn finden können und ich werde gleich mehr dazu erklären.

Trotzdem möchte ich vorher noch klarstellen, dass ich Platon in einem Punkt widerspreche: Ich glaube nicht an nur *ein einziges* Elementarteilchen, sondern an zwei. Ich habe nie verstehen können, aus welchen Gründen Platon immer nur von '*dem Einen*' sprach. Schon immer war mir diese Sicht viel zu monistisch.

Wenn das Bewusstsein also nicht durch eine logische Struktur erklärt werden kann, so muss es *selbst* Elementarteilchen sein. Und die moderne Physik weist ebenfalls auf diesen Umstand hin.« Bobby hob die Hand und er verstummte. »Wie kommen Sie denn darauf? Es könnte doch einfach noch *mehr* Elementarteilchen geben, die wir noch nicht kennen. Und auf diesen basiert unser Bewusstsein.«

»Okay, gehen wir mal einen kurzen Moment davon aus, dass Sie richtig liegen. Angenommen unser Bewusstsein ist wiederum aus kleineren Einheiten zusammengesetzt. Diese Einheiten sind uns unbekannt. Aber es wäre natürlich ein Bewusstsein notwendig um sie in die richtige Ordnung zu bringen. Die *absolute Konsistenz* dürfen wir an dieser Stelle nicht mehr verwenden, weil sie schließlich selbst *elementar* ist und ich das ausgeschlossen habe. Wir hätten es also eine Ebene tiefer wieder mit einem Bewusstsein zu tun. Dieses Bewusstsein wäre erneut entweder elementar oder aus noch kleineren Elementarteilchen zusammengesetzt. Sie können diesen Gedanken so lange regressiv weiterführen wie sie möchten. Doch auf der untersten Ebene findet sich immer wieder ein Bewusstsein. Wir können diesen Fall also ausschließen. Ihre Theorie mag also auf den ersten Blick schlüssig erscheinen, führt uns aber ohne die Logik als Ursache des Geistes, letztendlich im Kreis wieder genau an den Punkt zurück, wo sie begonnen hat.«

Bobby musste zugeben, dass Cunningham recht hatte. Wenn die logischen Gesetze tatsächlich nicht ausreichten ein Bewusstsein zu erzeugen, so führte dies unweigerlich zu der Existenz einer Art *Urbewusstsein*, das allen anderen Bewusstseinen zugrunde lag. Sie warf die noch geschlossenen Packung Kekse auf die Rückbank und hörte weiter zu.

»Es gibt natürlich noch weitere Gründe, wieso ich an meine eigene Theorie glaube. Einer besteht darin, dass meine Theorie nicht nur das Qualiaproblem löst, sondern auch die Existenz der Materie erklärt. Ich habe das Thema ja gerade schon einmal kurz angeschnitten. Natürlich besteht auch die Materie nicht einfach so aus sich selbst heraus, sondern muss ebenfalls durch *Emanation* aus den Elementarteilchen hervorgehen. Bis zur Stufe der Quarks konnten die Physiker das sogar beweisen. Doch ich will mich hier nicht allein auf die Materie begrenzen, denn natürlich gibt es auch noch den Raum und die Zeit. Materialisten glauben allein an die Existenz dieser drei Einheiten. Ich vermute hingegen, dass auch diese Dinge auf den beiden Elementarteilchen *absolute Konsistenz* und *Bewusstsein* basieren. Warum glaube ich das? Ich möchte Ihnen dazu eine Frage stellen. Wenn Sie für den Begriff 'Bewusstsein' ein anderes Wort suchen müssten, welches Wort wäre das?«

Bobby hatte nicht mit dieser Frage gerechnet. »Tut mir leid, aber ich bin so früh am Morgen einfach noch nicht geeignet für solche Denksportaufgaben. Erst recht nicht für solche, die mit meinem Leben nicht im entferntesten etwas zu tun haben.«

Cunningham wirkte sichtlich enttäuscht. Doch gab er sich damit zufrieden, dass Bobby ihm überhaupt zuhörte und antwortete: »Angenommen ich habe mit meiner Theorie recht, so wird das auf jeden Fall Auswirkungen auf Ihren Alltag haben. Es könnte Ihre Sicht auf den Sinn des Lebens revolutionieren und Ihnen im Endeffekt sogar Auskunft darüber geben, ob wir nach dem Tod weiterleben. Sollte ich richtig liegen, könnten Sie sogar Ihren Bruder wiedersehen.«

Sie zuckte zusammen. Sie hatte Tony in den letzten fünf Minuten komplett vergessen, doch als Cunningham ihn erwähnte begann ihr Herz zu schlagen und das flauere Gefühl in ihrer Brust kehrte augenblicklich zurück. Er hatte scheinbar genau das erreichen wollten.

»Haben Sie wirklich keine Idee, welche Eigenschaft man unserem Bewusstsein in erster Linie zuschreiben würde?«

Sie starrte eine Zeitlang wie hypnotisiert auf den blassen Mittelstreifen des Highways und dachte über die Frage nach. Schließlich hatte sie eine zufriedenstellende Antwort gefunden und sagte:

»*Denken*. Unser Bewusstsein *denkt* die ganze Zeit.« Cunningham war sichtlich zufrieden.

»Sehr gut. Sie haben es erkannt. In den Zeiten in denen wir Zugriff auf den Teil unseres Gehirnes haben, der uns Zugang zu unserem Bewusstsein gewährt, denken wir buchstäblich ununterbrochen. Das sind entweder kognitive Gedanken oder Gefühle, die ich der Einfachheit halber auch den Gedanken unterordne. Wir können also nicht anders, als zu denken. Und das liegt daran, weil es eben gerade in der *Natur* des Bewusstseins liegt. Wenn ich Ihnen jetzt eine Geschichte von einem rosa Elefanten erzählen würde, entstünde in ihrem Kopf sofort ein entsprechendes Bild. Und das sogar *gegen* Ihren eigenen Willen. Und das kommt daher, weil jedes Bewusstsein am laufenden Band Gedanken produziert. Genau diesem Gesetz ist aber natürlich auch das Urbewusstsein unterworfen. Was halten Sie jetzt von der Idee, dass unser Universum nichts weiter ist, als die Gedanken eines allumfassenden Urbewusstseins? Dieser Geist erhält allein durch seine Gedanken jedes Teilchen, jedes Lebewesen und letztendlich jedes Bewusstsein in seiner Existenz. Und das ist noch nicht einmal verwunderlich, weil es schließlich gerade in der *Natur* eines Bewusstseins liegt sich Dinge vorzustellen. Der Satz: '*Ein Bewusstsein denkt*' ist im Prinzip genauso redundant, wie '*Eis ist gefroren*'.

Sie erinnern sich mit Sicherheit noch an die Innenräume der Pyramide und die Inschrift der Kammer, wo wir es gefunden haben. Fast alles, was ich Ihnen bisher erklärt habe, habe ich mir natürlich nicht selbst ausgedacht. Vielmehr stand es in Form einer Geschichte an den Wänden der Pyramide. Es gibt hier einen komplexen Schöpfungsbericht dieser Welt und allem, was in ihr lebt.« Er wollte gerade beginnen ihr von genau diesem Schöpfungsbericht zu erzählen, doch glücklicherweise tauchte genau in diesem Moment auf der rechten Seite der rote Wasserturm auf. Es war inzwischen schon heller geworden und aus dem üppigen Unterholz des Waldes stieg ein dichter Schleier aus Nebel in die Baumkronen hinauf. Es würde nicht mehr lange bis zum Sonnenaufgang dauern. Cunningham verstummte und nahm den Fuß vom Gas. Schon wenige Augenblicke später verdichtete sich der Wald zu ihrer rechten Seite und ein verrostetes Schild kündigte die alte Umgehungsstraße an.

Bobby hatte selten ein stärkeres Déjà-vu-Erlebnis gehabt. Vor ihrem inneren Auge tauchten Bilder aus einer längst vergangenen Zeit auf. Sie konnte einfach nicht fassen, dass die Zeiten mit Tony nie wieder kommen würden. Und auch wenn es ihr schwerfiel es zuzugeben, aber Cunninghams Theorie machte ihr Hoffnung, dass hinter all den merkwürdigen Ereignissen der vergangenen Jahre doch noch ein höherer Sinn auf sie wartete.

Er lenkte den Kia vorsichtig in das verlassene Waldstück und fuhr dann mit 40 Meilen über die beschädigte Fahrbahn. Vermutlich waren hier seit ihrem letztem Besuch nur ein paar Dutzend Fahrzeuge vorbeigekommen. Und nach fünf Minuten tauchte das Haus plötzlich auf.

Es hatte sich kaum verändert. Es kam Bobby fast vor als würde sie in einen Traum eintauchen, der sie viele Jahre zurück in die Vergangenheit brachte. Schweigend hielt er den Wagen auf dem rechten Fahrstreifen an und schaltete den Motor aus. Das Haus lag schweigend in der Dämmerung. Seine dunklen Fenster starrten ausladend und verlassen auf sie hinab und es wirkte so, als sei hier schon seit Jahren keine Menschenseele mehr gewesen. Ihr lief ein kalter Schauer über den Rücken und sie fragte sich, wieso sie sich plötzlich so schrecklich elend fühlte. War es wegen der Gedanken an

Tony? Oder hatte sie einfach nur Angst? Ohne eine Antwort auf diese Frage zu finden, schob sie die Autotür vorsichtig auf und zuckte zusammen, als ein knirschendes Geräusch hinter ihr ertönte. Doch Cunningham hatte nur die Handbremse angezogen und stieg nun ebenfalls aus. Sie waren endlich am Ziel angekommen.

\*

Die Tür war provisorisch verschlossen worden, doch das machte Cunningham nichts aus. Er lächelte Bobby wissend zu und sagte: »Ich weiß, dass Sie sich wirklich nicht gut bei dieser Sache fühlen aber ich zeige Ihnen jetzt etwas, was sie mit Sicherheit aufmuntern wird. Es ist mir nämlich möglich den Riegel allein mit meinen Gedanken zu öffnen. Das überzeugt Sie vielleicht auch von meiner Theorie.«

Sie wusste nicht, was sie ihm antworten sollte und beobachtete ihn skeptisch dabei, wie er vor dem Türschloss in die Hocke ging und es vorsichtig betrachtete. Dann war plötzlich ein knirschendes Geräusch aus dem Inneren des Hauses zu hören. Sie fuhr zusammen, doch dann wurde ihr schlagartig bewusst, dass Cunningham tatsächlich nur den Riegel zur Seite schob. Sie hatte zwar keine Ahnung, wie er das genau tat aber schon wenige Augenblicke später sprang die Tür auf und das blasse Licht der Morgendämmerung fiel in den großen Raum im unteren Stockwerk. Er schob die Tür komplett auf und trat gegen eine alte Blechdose, die zusammen mit einer Menge anderem Müll auf dem Boden lag. Sie folgte ihm etwas zögernd und das beklemmende Gefühl in ihrer Brust wurde noch stärker. Sie sah sich ängstlich um und alle Erinnerungen kehrten zurück. Nichts in dem Raum hatte sich geändert. Die Tapete schälte sich immer noch von den klammen Wänden, und alle Möbel standen an genau denselben Stellen wie acht Jahre zuvor. Sogar der schäbige Tisch war noch da, obwohl dieses Mal keine Nahrungsreste auf einen Bewohner hindeuteten. Im hinteren Teil des Raumes hatte irgendjemand einige leere Bierflaschen in einer Reihe aufgestellt, die gemeinsam mit dem schmutzigen Parkettboden in einer Ecke verstaubten. Durch blindes Glas eines kleinen Fensters, rechts neben dem Hinterausgang, fiel der fast unsichtbarer Schimmer der Morgendämmerung. Und dann fiel ihr mit einmal doch noch eine Veränderung auf, seit sie mit Tony hier gewesen war. Dieses Mal lag nicht dieser undefinierbare süßliche Geruch in der Luft. Ihre Blicke wanderten in die hintere Ecke des Raumes und dort, wo das letzte Mal der tote Hund gelegen hatte, lag nur noch ein hastig zusammengefügter Haufen Unrat.

Sie machte eine auffordernde Geste. »Gut, ich möchte mich hier nicht länger als unbedingt notwendig aufhalten. Der Raum, wo wir eventuell etwas finden könnten, ist im oberen Stockwerk. Hier entlang. Es ist vermutlich dunkel, denn die Fenster wurden vernagelt.« Sie stieg vorsichtig die in Mitleidenschaft gezogenen Stufen ins obere Stockwerk.

Cunningham schloss die Tür und schob zur Sicherheit den Riegel wieder vor das Schloss. Dann folgte er ihr nach oben und wusste sofort um welchen Raum es sich bei dem Labor gehandelt haben musste. Sie war schon durch eine der Türen in der Dunkelheit verschwunden und versuchte vergeblich einen Lichtschalter zu finden. Doch selbst wenn es hier noch Strom gegeben hätte, so wäre auch das keine große Hilfe gewesen, denn als Cunningham eine kleine Taschenlampe einschaltete, konnten sie sehen, dass an der Stelle, wo früher einmal eine Leuchtstoffröhre gehangen hatte, nur noch zwei leere Fassungen befestigt waren. Die Fenster hatte man sorgfältig mit Brettern vernagelt, sodass es kaum möglich war überhaupt etwas zu erkennen. Cunningham ließ den Lichtkegel angespannt von einer Ecke zur anderen wandern und war dabei so angespannt, als habe er Angst, ihm würde jede Sekunde ein Monster aus der Finsternis entgegenspringen. Doch der Raum war inzwischen komplett leer. Dort, wo früher der Abzug und die Laborgarnitur gestanden hatten, waren jetzt nur noch weiße Fliesen zu sehen, deren Farbe an vereinzelt Stellen abbröckelte. Plötzlich nahm sie ihm die Lampe aus der Hand. Aufgeregt zog sie Cunningham zu sich heran und deutete auf eine Öffnung in den Fliesen, an genau der Stelle wo früher die Rattenkäfige gestanden hatten. Es war ein kleiner Tresor, dessen Tür offen stand. Sie leuchtete die schmale Öffnung mit der Taschenlampe aus und schob dann vorsichtig ihre Hand hinein. Zufrieden zog sie zwei Seiten Papier heraus und warf einen flüchtigen Blick darauf. »Bitte versuchen Sie einige der Bretter von den Fenstern zu entfernen, damit wir besser nach Spuren suchen können. Ich

schaue mir in der Zwischenzeit diese beiden Papiere an und schaue nach, ob das eine Spur sein könnte. Bevor Cunningham protestieren konnte, drückte sie ihm die Taschenlampe in die Hand und verließ den Raum. Das beklemmende Gefühl in ihrer Brust war inzwischen so stark geworden, dass sie nichts dringender wollte, als diesen Raum so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Sie hastete panisch die düstere Treppe hinab und durchquerte nach Luft ringend das Untergeschoss. Sie zog mit aller Kraft am Knauf der Außentür und hatte plötzlich schreckliche Angst. Was wenn ihr etwas aus der Dunkelheit hinterhersprang? Und wieso um alles in der Welt ging diese verflixte Tür nicht auf? Sie rang nach Luft und warf sich gegen das massive Holz. Doch die Tür gab nicht nach. Dann erst begriff sie, dass Cunningham den Riegel wieder vorgeschoben hatte. Sie drückte ihn zur Seite und stolperte ins Freie. Erleichtert lehnte sie sich an die kühle Hauswand und atmete tief ein und aus. Nach einigen Minuten hatte sie sich wieder beruhigt. Irgendetwas hatte ihr Angst gemacht. Erst jetzt fielen ihr wieder die beiden Zettel ein, die sie immer noch fest umkrallte. Sie strich sie an der kühlen Steinwand glatt und sah, dass es sich um etwas wie einen Steuerbescheid handelte. Der größte Teil der Seite war mit einer Tabelle bedruckt, die scheinbar die verschiedenen Ausgaben eines Unternehmens des Jahres 2008 zeigte. Das Meiste davon waren Bezeichnungen für Chemikalien und Laborgeräte, von denen Bobby noch nie etwas gehört hatte. Sie legte die Stirn in Falten und sah sich nun auch noch die zweite Seite an. Diese war fast leer. Am oberen Ende waren noch drei weitere Zeilen der Tabelle abgedruckt und darunter eine Gesamtsumme. Viel interessanter waren jedoch die Personaldaten am Seitenfuß. Hier standen nicht nur ein Name und eine *Social Security* Nummer, sondern auch eine Adresse in Kentucky. Das Geld war von einem Jacob Mason überwiesen worden.

In diesem Moment hörte sie über sich plötzlich ein splitterndes Geräusch. Sie fuhr zusammen und ließ vor lauter Schreck die beiden Seiten auf den durchweichten Boden fallen. »Verdammt!«, fluchte sie und sah an der Hauswand hinauf. Cunningham schien mit Leibeskräften gegen die Holzlatten vor dem Fenster einzuprügeln. Sie schaffte es noch gerade sich in Sicherheit zu bringen, als bereits zwei schwere Bretter vor der Tür in den Matsch einschlugen. Im nächsten Moment streckte Cunningham seinen Kopf durch die Öffnung und wank ihr aufgeregt zu. »Ich habe einen Feuerlöscher im Nebenraum gefunden.«, sagte er und drosch nun noch auf zwei weitere Holzlatten ein.

Bobby machte den Mund auf um sich zu beschweren, doch dann fielen ihr plötzlich wieder die beiden Blätter ein. »Warten Sie bitte kurz«, schrie sie und zog die verschmutzten Seiten unter einem der Bretter hervor. Dann zog sie ihr Handy aus der Tasche und machte zur Vorsicht zwei verwackelte Fotos von den Daten am Seitenfuß, die noch immer gut lesbar waren. »Hören Sie Cunningham, ich habe bereits gefunden, wonach wir gesucht haben. Sehen Sie sich da oben noch kurz um und wenn sie nichts mehr finden, kommen Sie herunter. Ich möchte Ihnen etwas zeigen.« Sie sprang zur Seite als er noch zwei weitere Bretter entfernte. Sie faltete die durchweichten Seiten vorsichtig zusammen und überprüfte die Bilder auf ihrem Handy. Sie waren zwar etwas unscharf, doch trotzdem konnte man die Adresse und den Namen immer noch gut erkennen. Sie lächelte und faltete die beiden Zettel zusammen. Dann sagte sie zu sich selbst: »Du hast also diese Bestie auf meinen Bruder gehetzt, *Phil Manuel Vazquez*.«

Felix stieß die Tür energischer auf, als er ursprünglich geplant hatte. Der Raum war fast leer und wurde spärlich von einer Petroleumlampe ausgeleuchtet, die im Hintergrund auf dem Boden stand und unruhig zu flackern begann. In einer der Ecken lag ein zusammengerollter Teppich, auf dem sich Charly niedergelassen hatte. Neben ihm standen zwei Bierflaschen. Phil stand mitten im Raum und erstarrte in der Bewegung, als er ihn bemerkte. Er öffnete den Mund um etwas zu sagen, doch schien ihm die Sprache verschlagen. Skeptisch musterte er den Eindringling, als sei er ein Geist, der gerade durch die Decke zu ihnen hinabgeschwebt war. Charly griff nach einer der Flaschen und nahm einen gierigen Zug. Sein Gesicht verriet nicht, was er gerade dachte oder ob er bereits realisiert hatte, was gerade geschehen war. Er sah fragend hinüber zu Phil, als ob der eine Ahnung hatte, was genau das jetzt zu bedeuten hatte. Dann nahm er noch einen Schluck und starrte wieder Felix an, der selbst nicht wusste, was er sagen sollte. Eine ganze Zeit lang sahen Phil und Charly ihren ehemaligen Freund an, doch Phil war es, der seine Fassung als erster zurückgewann. Er begann zu lächeln und ging einige Schritte auf Felix zu. Dann hielt er ihm die Hand hin und sagte: »Ich weiß zwar nicht wie du uns gefunden hast, aber jetzt wo du schon einmal hier bist, mach es dir bequem.« Er machte eine einladende Handbewegung und deutete auf den Teppich. »Wir haben zwar nicht viele Sitzgelegenheiten und keinen elektrischen Strom, aber dafür ein paar Flaschen *Corona*.« Er nahm ein Bier aus dem Kasten neben der Tür und öffnete es geschickt mit einem Ring an seinem Finger. Dann hielt er es Felix hin, der sich immer noch nicht bewegt hatte. Als dieser keine Anstalten machte die Flasche zu nehmen, nahm Phil selbst einen großzügigen Schluck und verzog das Gesicht. »Natürlich hast du keine Lust auf Bier. In deiner Verfassung hätte ich die auch nicht. Wie lange ist es jetzt her, dass du unser Zaubermittel geschluckt hast? Eine Woche? Bemerkst du schon die Wirkung?« Er hörte auf zu lächeln und warf Charly einen kurzen Blick zu. Auch der lächelte nicht, sondern schien immer noch nicht begriffen zu haben, wer plötzlich hier aufgetaucht war.

Felix trat vorsichtig in den schäbigen Raum und musterte seinen ehemals besten Freund. »Es war kein gewöhnliches Medikament, Phil. Was du mir gegeben hast, war ein Virus. Ein Virus, der irgendetwas mit meinem Kopf macht und ich bin hier, weil ich das Gegenvirus möchte.« Phils Miene blieb ausdruckslos. Er nahm einen weiteren Schluck aus seiner Flasche und gluckste. Dann drehte er sich zu Charly um und sagte: »Hast du ihm etwa von dem Virostatikum erzählt?« Er wandte sich wieder um. »Ich bezweifle ehrlich gesagt stark, dass es funktionieren wird. Tut mir leid, Kumpel.«

Felix begriff nur langsam, was er gerade gehört hatte. Und dann wurde ihm plötzlich alles klar. Chase musste ihn belogen haben. Er hatte ihm im Gefängnis natürlich keinen Beweis dafür liefern können, ob es überhaupt ein Gegenmittel gab. Allein die Hoffnung darauf, hatte ihn so verrückt gemacht, dass er diesen Beweis natürlich nicht eingefordert hatte. In seinem Unterleib spürte er plötzlich das dumpfe Gefühl von Wut. Er machte einige unbeholfene Schritte auf Phil zu und sah ihn durchdringend an. Er spürte, wie er die Beherrschung verlor. Seine Lippen begannen zu zittern. Er drehte sich zu Charly um, der immer noch fassungslos in die Runde glotzte. Dann stürzte er sich plötzlich auf seinen ehemaligen besten Freund. Er packte ihn mit beiden Händen an den Armen. Charly schrie und ließ die Bierflasche los, die jetzt durch den Raum flog. Sie zerschellte neben Phil auf dem Boden. Der machte keinerlei Anstalten um seinem Kollegen zu helfen, sondern betrachtete amüsiert den Kampf. Felix drückte Charly mit allen Kräften gegen die schäbige Wand des Raumes und schrie: »Sag mir, dass das nicht wahr ist! Sag mir, was mit mir los ist! Was verändert sich in meinem Kopf, du elender Verräter?«

Charly drückte ihn energisch von sich weg. »Lass mich in Ruhe. Woher soll ich das wissen? Und wieso greifst du mich an? Phil weiß, was du wissen möchtest.«

Er packte Charly jetzt an beiden Händen fest und sah ihm für einige Augenblicke direkt in die Augen. »*Ich habe geglaubt du seist mein Freund!*«

Charly befreite sich aus seinem Griff und richtete sich keuchend auf. Er floh in den hinteren Teil des Raumes und beobachtete ob er einen weiteren Angriff unternahm. Doch der rappelte sich aufgebracht auf und wollte jetzt auf Phil losgehen. Doch dieser hob beschwichtigend die Hände und

schüttelte den Kopf. »Ist ja schon gut, ist ja schon gut. Ich sage dir, was mit dir los ist, okay?« Er trat einige Schritte zurück und zwang sich dazu sein Lächeln zu unterdrücken. Felix unternahm keinen weiteren Versuch einen seiner Freunde anzugreifen, sondern versuchte stattdessen mit aller Kraft nicht die Nerven zu verlieren. Die dumpfe Wut in seinem Bauch flaute wieder etwas ab und er warf einen flüchtigen Blick zur Tür, wo Chase immer noch nicht aufgetaucht war. Er dachte kurz darüber nach auch diesen zur Rede zu stellen. Doch Chase würde ihm vermutlich doch nicht mehr helfen. Er musterte beide skeptisch und sagte: »Ich warte.«

Phil atmete durch und sein merkwürdiges Lächeln kehrte zurück. Eine weitere Woge Zorn überwältigte Felix, doch zwang er sich ruhig zu bleiben und sah ihm durchdringend in die Augen. Phil trank seine Flasche in einem Zug leer und sagte: »Das Virus, was wir an dir getestet haben heißt *Maya Adenin* und nistet sich, wie alle Viren, in ganz bestimmten Zellen ein. In deinem Fall handelt es sich dabei zum Beispiel um Neuronen des limbischen Systems, die für die Ausschüttung verschiedener Endorphine verantwortlich sind, die das Bewusstsein steuern. Es verändert beispielsweise die Zerlegung der *Präkursor-Proteine*, sodass diese eine Ausschüttung von anderen Stoffen zur Folge haben. Das führt früher oder später dazu, dass du dich in eine Art Zombie verwandelst. Deine kognitiven Fähigkeiten bleiben zwar erhalten, doch du verlierst deine individuelle Identität. Der genaue Prozess ist aber schwer zu erklären. Es ist etwas komplizierter, als du im Moment weißt.«

Felix spürte, wie ihn seine Kräfte verließen. Er stolperte rücklings durch den Raum und ließ sich auf den Teppich fallen. Das konnte einfach nicht wahr sein. Er wollte zwar auf der einen Seite nicht glauben, was Phil ihm da gerade erzählt hatte, doch seine Erfahrungen bestätigten es. Zwar hatte es in den vergangenen Tagen tatsächlich nicht viel Anlass zum Freuen gegeben, doch auch seine Rückkehr zu Lisa hatte ihn nicht trösten können. Genau das war auch das Merkwürdige im Gefängnis gewesen. Normalerweise hatte er nach einem starken Rückschlag immer wieder die Fähigkeit gehabt schnell wieder ein Licht zu sehen. Immer wieder hatte er neue Hoffnung bekommen, doch dieses Mal war das nicht passiert. Lisas Mutter hatte ihm einmal erzählt, der Mensch sei von Natur aus ein wirkliches Wunder, wenn es um das Meistern von Krisen ging. Manche Menschen standen immer wieder auf, egal was ihnen auch zustoßen mochte. Und Felix gehörte zu diesen Menschen. Er hatte es selten leicht im Leben gehabt, doch immer wieder war Hoffnung da gewesen. Und als er Lisa kennen gelernt hatte, war diese Hoffnung nicht mehr von seiner Seite gewichen. Bis zu dem Tag, an dem er sich mit dem Virus infiziert hatte. Er wurde aus seinen Gedanken gerissen, als er plötzlich eine andere Stimme vernahm. Als er aufblickte, sah er, dass Chase im Türrahmen aufgetaucht war. Phils Gesicht versteinerte sich. Das Grinsen war aus seinem Gesicht gewichen und trotz des lebendigen Scheins der Petroleumlampe wirkte seine Haut plötzlich fahl und krank. Charly betrachtete die ganze Szene noch immer so verständnislos und unbeteiligt wie von Anfang. Chase betrat jetzt ohne ein Wort zu sagen den Raum und schloss die Tür hinter sich. Das Rauschen des Windes verstummte und das Flackern der Lampe beruhigte sich. Der Raum wurde wieder in ein eintöniges Licht getaucht. Felix empfand plötzlich ein überwältigendes Gefühl der Abscheu. Er hatte das Gefühl sich übergeben zu müssen. Er befand sich in einem Raum mit drei Personen, die ihm feindselig gesonnen waren. Viele tausend Kilometer entfernt von seiner Heimat. Sein bester Freund hatte ihn belogen und gehörte nicht mehr zu ihm. Und Chase hatte ihn unter falschem Vorbehalt aus dem Gefängnis gelockt und ihm zu seinen eigenen Zwecken Hoffnungen gemacht, die sich als Lüge entpuppten. Und Phil hatte scheinbar dafür gesorgt, dass er schon bald nie wieder etwas, wie Hoffnung empfinden konnte. Er fühlte sich plötzlich so, als wäre alles um ihn herum nur ein Film, von dem er selbst aber kein Teil war. Er konnte keine Trauer mehr empfinden, denn der Teil in seinem Kopf, der dafür verantwortlich war, wurde in genau diesem Moment umstrukturiert. Vermutlich hatte er deswegen so merkwürdig reagiert, als er hätte Mitleid mit dem Mädchen haben sollen. Es hatte stattdessen wehgetan, doch würde schon bald etwas viel Schlimmeres als nur Schmerz an diese Stelle treten. Er verlor *sich selbst*. Er hob den Kopf und betrachtete, wie Phil die Hände hob und dann demütig auf die Knie sank. Chase kam einige Schritte auf ihn zu und hob bedrohlich die rechte Hand. Dann sagte er langsam: »Du weißt, warum ich hier bin und du weißt, wie mächtig ich bin. Ich kann dieses Haus in

Schutt und Asche legen. Ich konnte es schon ohne das Virus. Also frage ich nur ein einziges Mal: *Wo ist es?*« Phil hob beschwichtigend die Hände und sah vorsichtig zu Chase hinauf.

»Hinter dem Haus steht ein Lieferwagen. Es befindet sich zusammen mit allen Unterlagen in einem gesicherten Koffer.«

In diesem Moment fiel Charly ihm ins Wort und zischte: »Bist du wahnsinnig? Du kannst diesem Verrückten doch nicht einfach das Virus überlassen.«

Phil warf ihm einen vernichtenden Blick zu und wollte etwas antworten, doch Chase kam ihm zuvor.

»Ich schlage vor, wir gehen jetzt alle zusammen zu dem Lieferwagen und ihr händigt mir das Virus aus. Danach verschwinde ich gemeinsam mit Felix wieder von der Bildfläche und du kannst es einfach erneut herstellen und es dann verkaufen. Du hattest mich nämlich von Anfang an falsch verstanden. Ich hätte niemals etwas dagegen gehabt, wenn du das Virus verwendest um Profit daraus zu schlagen. Ich hätte es nicht weiter verkauft. Ich wollte lediglich die Formel und die Herstellungsprozedur um mir für meine eigenen Bedürfnisse etwas davon synthetisieren zu lassen. Ich bin nicht so wie die anderen. Das müsstest du am Besten wissen. Ich wollte dir nie etwas Böses und habe mich seit du zwölf bist um dich gekümmert. Ich war wie ein Vater für dich. Aber du hast mir nie vertraut, sondern wolltest immer nur das Beste für dich selbst. Du bist wie der gesamte Rest dieser Menschheit. Voller Egoismus, Schadenfreude und Bosheit. In dir und in allen anderen Menschen, habe ich vom Anfang meines Lebens immer nur die Bestätigung für das gefunden, was offensichtlich wahr ist: Die Menschheit ist der Abschaum. Sie verdient es nicht mehr zu leben und sie verdient es nicht mehr die Luft zu atmen, die täglich stärker von Aerosol und Giftgasen verschmutzt wird. Es wird auf niemanden Rücksicht genommen, solange Habgier und Geiz genährt werden können. Die Reichen werden immer reicher, die Armen werden immer Ärmer. Dieser Prozess muss gestoppt werden, solange es noch möglich ist. Und die Masongruppe ist nur die Spitze des Eisberges.«

Phil hatte sich inzwischen wieder aufgerichtet, wobei er immer noch abwehrend die Hände vor sich hielt. Auf seinem Gesicht erschien ein kurzes Lächeln, was jedoch sofort wieder verschwand. Dann sagte er: »Deine Einstellung war früher noch nicht so radikal. Du hast an echte Veränderung geglaubt. Doch was ist davon übriggeblieben, seit du die Masongruppe verlassen hast? Hass. Aber ich habe die Entscheidung getroffen, dass es sehr wohl möglich ist ein gutes Leben zu führen. Wer kämpft, lernt und arbeitet kann eines Tages zu Wohlstand gelangen und selbst die, die dieses Ziel nicht erreichen, wollen lieber weiter leben. Ich habe viele kennengelernt, die du als 'die Armen' bezeichnest. Und viele haben ihr Leben so akzeptiert und ziehen es dem Tod vor. Du vergisst, wo ich aufgewachsen bin. Ich komme aus der *Huerta*.«

Chase öffnete die Tür und gab allen ein Zeichen den Raum zu verlassen. »Du hast nicht genug von dieser Welt gesehen, als das du darüber urteilen könntest. Die Summe allen Leides ist schon seit Anbeginn der Menschheit größer als die Summe allen Glücks. Es ist ganz logisch, dass Menschen das Leben dem Tod vorziehen, doch das liegt nur daran, weil die Evolution den Überlebenstrieb in jedes menschliche Hirn graviert hat. Und das so tief, dass sogar die bedauernswertesten Gestalten dieser Gesellschaft immer noch um ihr Leben betteln, wenn es in Gefahr ist. Du verwechselst den Trieb mit der Vernunft. Triebe sind aber nicht vernünftig, sondern belügen uns von Anfang an. Und jetzt geht vor. Ich habe schon viel zu viele dieser sinnlosen Debatten geführt. Wir sind beide Rationalisten, doch trotzdem kommen wir immer wieder zu unterschiedlichen Ergebnissen in unseren Handlungen. Und das liegt daran, weil du nur dein eigenes Wohl im Blick hast. Ich hingegen habe das Wohl dieser ganzen Welt im Blick und glaube nach meiner Zeit in der Masongruppe, dass es ohne die Menschheit besser um sie bestellt wäre.«

Chase gab auch Felix ein deutliches Zeichen, der bisher teilnahmslos vor sich auf den Boden gestarrt hatte. Als er aufstand fühlte er sich wie ein Roboter, der einfach nur irgendwelche Befehle ausführte. Er ging gefolgt von Phil und Charly durch die Tür hinaus, dicht gefolgt von Chase, der die Petroleumlampe mit ihrem flackernden Schein vor sich hertrug. Draußen schlug ihnen ein kühler Wind entgegen, doch hatte es inzwischen wieder aufgehört zu regnen. Am Horizont konnte man unter der dichten Wolkendecke sogar schon einen hellen Streifen der Morgendämmerung



erkennen. Hinter dem Haus stand ein verschmutzter Van im Schlamm, dessen Lichter kurz aufleuchteten, als Phil ihn per Funk entriegelte. Er öffnete den Kofferraum und nahm behutsam einen schmalen Aluminiumkoffer heraus, den er Chase in die Hand drückte. Dieser nahm ihn entgegen und legte ihn auf die Rückbank. Dann hielt er Phil auffordernd die Hand entgegen, damit dieser ihm die Schlüssel des Vans gab. Etwas widerwillig folgte Phil seiner Anweisung. Chase drehte sich zu Felix um und sagte: »Gut, ich denke wir haben, was wir brauchen. Auf das Taxi sind wir glücklicherweise nicht mehr angewiesen. Bitte steig ein.«

Felix wollte gerade die Beifahrertür öffnen, als Charly plötzlich eine Waffe zog. Es kam so unerwartet, dass Phil einen kurzen Schrei ausstieß, doch es war zu spät. Charly feuerte und Chase wurde von der Wucht der Kugel nach hinten geschleudert. Den Koffer immer noch fest umkrallt schlug er im Schlamm auf, der in alle Richtungen spritzte. Seine Augen waren vor Überraschung weit aufgerissen und an seiner linken Schulter breitete sich ein dunkelroter Fleck aus. Die Petroleumlampe flog im hohen Bogen durch die Luft und zerschellte an der Hauswand. Phil war star vor Entsetzen, doch Charly hob die Schlüssel des Vans auf und drückte sie seinem Freund in die Hand. »Na los, worauf wartest du?«, schrie er und wollte in den Van einsteigen. Doch plötzlich fiel er ohne ein weiteres Wort neben Felix in den Schlamm. Phil konnte immer noch nicht fassen, was geschehen war doch nun rannte er um den Van herum und stieg auf den Fahrersitz. Ohne lange zu überlegen, stieg Felix neben ihm ein und schlug die Tür zu. Phil startete hastig den Motor und gab Vollgas. Die Scheinwerfer flammten auf und der Van schlingerte einige Augenblicke im Schlamm herum. Doch dann setzte er sich schließlich in Bewegung und schoss nach vorne. Phil lenkte ihn um das Haus und sprach dabei ununterbrochen mit sich selbst: »Jetzt wird er uns alle töten. Wir werden nicht weit kommen. Gleich werden wir durch die Luft geschleudert. *Dieser ganze verdammte Van wird durch die Luft geschleudert.* Er ist nur an der Schulter getroffen. Er hat Charly getötet. Verdammt, er hat Charly *getötet.*«

Der Wagen schlingerte unbeholfen auf der matschigen Straße umher und driftete um eine der Kurven. Hysterisch riss Phil den Schaltknüppel in eine andere Position. »*Fahr du verfluchte Karre, fahr!*« Im Rückspiegel wurde das Haus immer kleiner und Felix erlangte langsam seine Fassung zurück. Was war geschehen? Was war mit Charly passiert? Wieso war er überhaupt eingestiegen? Er wusste wieso. Er wollte einfach nur noch weg. Egal wohin. Doch er brachte noch immer kein Wort heraus und starrte nur panisch hinaus in die Morgendämmerung. Sie rasten inzwischen mit fast 40 Meilen durch das schlecht ausgebaute Viertel. Schon bald kamen sie an der Stelle vorbei an der sie erst eine Stunde zuvor überfallen worden waren. Zwei Polizeiwagen und ein Rettungsfahrzeug waren am Straßenrand geparkt und tauchten die Straße in ein flackerndes, blaues Licht. Einer der Polizisten gab Phil ein Zeichen stehen zu bleiben, doch dieser raste einfach an ihm vorbei und schrie währenddessen etwas aus dem Fenster. Felix verstand es nicht, doch es sorgte zumindest dafür, dass sie nicht verfolgt wurden.

Schon nach kurzer Zeit bog Phil schließlich auf die *Carretera 45* ab und reihte sich in den morgendlichen Normalverkehr ein. Langsam beruhigte er sich und klopfte im Anbetracht eines Staus nervös mit den Fingern auf dem Lenkrat herum. »Okay, du hast zwei Möglichkeiten. Entweder ich werfe dich bei nächster Gelegenheit aus dem Wagen und du siehst alleine zurecht wie du klar kommst oder du hilfst mir über die amerikanische Grenze zurück nach Lexington zu kommen. Keiner von uns kann ein Flugzeug nehmen, denn gegen uns liegt inzwischen mehr als nur ein Haftbefehl vor. Ich bin schon froh, dass ich überhaupt hierher gekommen bin. Und du wirst es ohne Chase nicht weit bringen. Ich weiß auch nicht, wie er dich überhaupt in ein Flugzeug bekommen hat, aber es ist auch egal. Wir können vielleicht noch innerhalb von Mexiko den Flugverkehr wahrnehmen, aber über die Grenze müssen wir es anders schaffen. Du kannst also deinen Hass auf mich für die nächsten 24 Stunden zurück halten und mir helfen oder musst alleine klarkommen, verstanden!?!«

Felix dachte nach. Was Phil ihm angetan hatte, machte sein Leben im Prinzip bedeutungslos, doch zog er es dem Tod noch immer vor. Wenn er ehrlich zu sich selbst war, so wusste er beim besten Willen nicht, was er tun sollte. Und vielleicht funktionierte das Gegenvirus ja doch. Er würde sich in diesem fremden Land ohne Geld oder die Sprache jedenfalls nicht zurechtfinden. Zudem wollte

er nichts dringender als zurück nach Lexington um Lisa aufzuspüren. Wenn er sie gesehen hatte, würde er sich vermutlich erneut der Polizei stellen und dann zurück ins Gefängnis gehen. Er hatte keine andere Wahl. Er musste Phil begleiten. Er nickte und sagte: »In Ordnung. Aber wieso hat Chase mich überhaupt mit nach Mexiko genommen? Wozu die Mühe?«

Phil dachte eine Weile nach und bog auf eine weniger befahrene Straße ab. »Ich habe ihm davon erzählt, dass du unser Indexpatient bist. Er wollte natürlich wissen, ob das Virus wirkt oder nicht. Vermutlich hast du mir das Leben gerettet, denn er will dich natürlich lebend. Daher hat er uns nicht aufgehalten, was kein Problem für ihn gewesen wäre. Zudem hat er ja jetzt auch, was er will. Aber weil er es scheinbar nicht verkaufen möchte, kann ich das immer noch tun. Ich habe eine Sicherungskopie der Unterlagen unter Charlys Hütte versteckt.«

Felix versuchte angestrengt zu verstehen, was das alles zu bedeuten hatte. Chase brauchte also das Virus, weil er die Menschheit damit infizieren wollte. Aber was half ihm das? Als er Phil fragte, schüttelte dieser den Kopf. »Chase ist wahnsinnig. Er hasst die Menschheit und glaubt es wäre besser, wenn es uns nie gegeben hätte. Daran ist nur diese verdammte Masongruppe schuld. Und er wird sehr viele Menschen mit dem Virus töten können. Ich jedenfalls will mit all dem nichts mehr zu tun haben. Ich werde die Formel für das Virus verkaufen und dann so weit wie möglich verschwinden. Ich kann dir nur empfehlen es mir gleichzutun. Wenn du Pech hast, wird Chase es tatsächlich schaffen die halbe USA mit *Maya Adenin* zu infizieren auch wenn ich nicht glaube, dass er sein Ziel erreichen kann. Er leidet unter Größenwahn. Aber er könnte durchaus *sehr weit* kommen. Und dann möchte ich nicht mehr in Amerika leben.«

Felix unterbrach ihn. »Moment mal. Das Virus ist doch gar nicht tödlich?«

Phil schnaubte verächtlich. »Hast du das immer noch nicht begriffen? Ein tödliches Virus, wäre niemals im Stande die ganze Welt auszulöschen. Es würde immer irgendjemand überleben, doch Chase möchte *alle* Menschen vernichten. Viel schlauer ist es also, wenn man die Menschen tötet, ohne dass *sie es selbst merken*. Und genau das tut *Maya Adenin*, denn es nimmt den Menschen ihr Bewusstsein. Aber das Bewusstsein ist unsichtbar. Es fällt niemandem auf, wenn es fehlt, denn der, dem es fehlt, kann es ja nicht mehr vermissen. Ich habe in den letzten Jahren herausgefunden, dass wir alle nur deswegen ein Bewusstsein haben, weil wir mit einem allgegenwärtigen Urbewusstsein verbunden sind. Das Virus kappt aber unseren Körper von diesem Bewusstsein. Wir werden dann zu einer Art Zombie. Ich werde dennoch versuchen meine kurze Existenz auf diesem Planeten so angenehm wie möglich zu gestalten. Bezeichne mich als Egoist, aber ich denke es ist die beste Lösung für mich.

Felix verstand langsam. Chase handelte aus seiner eigenen Sicht sogar richtig. Er hatte inzwischen mehr als einmal mitbekommen, wie er Dinge getan hatte, die er sich mit seiner Schulweisheit nicht erklären konnte. Damals hatte er Johanna wie eine Blechdose zerdrückt. Und in der vergangenen Nacht war Felix Zeuge geworden, wie er zwei Menschen mit seinen bloßen Gedanken getötet hatte. Und dann plötzlich musste er wieder an Charly denken und dann kehrte wieder der schreckliche Schmerz an der Stelle hinter seiner Stirn zurück. Er keuchte und zwang sich dazu an etwas anderes zu denken. Doch es schien fast unmöglich. Charly war tot. Schon als Kinder hatte sie nichts trennen können und daran hatte sich nie etwas geändert. Bis sie Phil kennen gelernt hatten. Eine schreckliche Wut auf alles machte sich plötzlich in ihm breit und überwältigte ihn wie ein tödliches Raubtier. Tränen schossen ihm in die Augen und zwang sich dazu ruhig zu atmen. Mit all seiner Kraft kämpfte er den Zorn in seinem Magen nieder und öffnete das Fenster. Die kühle Morgenluft half ihm dabei sich zu beherrschen. Er musste dringend zu Lisa. Erst jetzt erkannte er, dass sie sein Ein und Alles war. Ohne sie ergab sein Leben keinen Sinn mehr. *Ohne sie* war alles nichts. Wieso hatte er das nicht schon viel früher verstanden?

\*

Die Hitze lag wie Blei über der flimmernden Straße. Phil stöhnte und fummelte ungeduldig an der Klimaanlage herum. »Ich habe mir die Karre von meinem Vater geliehen. Er hat damals von Chase eine Menge Geld bekommen, aber das ist jetzt auch schon über ein Jahrzehnt her und scheinbar fällt hier alles auseinander.«

Felix beachtete ihn nicht. Er sah schon seit Stunden schweigend aus dem Seitenfenster, wo die vertrocknete Einöde Mexikos an ihm vorüberzog. Die Landschaft war flach und nur in der Ferne waren vereinzelt Hügel zu erkennen, die gesäumt von Kakteenfeldern und vertrockneten Gräsern unter einem tiefblauen Himmel lagen. Das hier war genau das Mexiko, was er aus den Filmen kannte. Doch seine Gedanken waren an einem ganz anderen Ort. Immer wieder fragte er sich, was eigentlich los war. Er sollte sich eigentlich traurig fühlen, aber da war nichts. Sein bester Freund war erst wenige Stunden zuvor vor seinen eigenen Augen ermordet worden, doch egal wie oft er sich daran erinnerte, spürte er nichts. Die Frau, die er liebte, hasste ihn inzwischen vermutlich, doch auch das rief keinerlei Gefühlsregung bei ihm hervor. Einen Tag zuvor hatte er zumindest noch etwas wie dumpfe Trauer empfunden. Aber auch das war nicht dasselbe wie früher. Alles in seinem Inneren fühlte sich seltsam verschwommen an. So als sei seine Seele hinter einer Scheibe aus Milchglas gefangen und würde seinen Körper dabei beobachten, wie er weit weg auf der Erde in einem Auto saß. Er wurde aus seinen Gedanken gerissen als Phil ihm gegen die Schulter schlug.

»Was willst du?«, grummelte er, »Es gibt nichts mehr zu reden.«

Phil lächelte gequält. »Ich habe inzwischen eine Menge nachgedacht und glaube, dass das Virus sich doch schneller verbreiten könnte als gedacht. Ich will nicht den Rest meines Leben davor fliehen müssen. Eventuell sollte ich dir doch noch etwas mehr über Chase erzählen. Ich fürchte wir sollten doch etwas unternehmen, um ihn aufzuhalten. Aber dafür musst du die größeren Zusammenhänge verstehen. Ich verspreche dir auch das Virostatikum auszuprobieren.«

Felix antwortete nicht. Er wischte sich mit dem Ärmel seines T-Shirts den Schweiß von der Stirn. Im Prinzip war Mexiko auch nicht anders als die Südstaaten. Hier gab es nur vertrocknete Wüste und alle paar Meilen mal eine Mesa oder einen Hügel, dem man einen besonderen Namen gegeben hatte. Phil schlug ihn erneut. Dieses Mal fester.

»Hey, was soll das?« Er kurbelte das Fenster herunter. Der kühle Fahrtwind wehte ihm angenehm ins Gesicht. So war es besser. »Ist ja schon gut. Du kannst mir deine Geschichte erzählen. Wie wahrscheinlich ist es denn, dass dieses Heilmittel wirkt?« Phil antwortete nicht auf seine Frage, sondern fing mit dem Erzählen an.

\*

»Du weißt inzwischen schon, dass ich in der *Huerta* geboren und aufgewachsen bin. Ich habe mich aber schon mein ganzes Leben immer von den anderen unterschieden. Schon als kleiner Junge entwickelte ich ein großes Interesse an Naturwissenschaft. Doch niemand aus meiner Familie unterstützte dieses Interesse und an den wenigen Tagen an denen ich zur Schule gehen konnte, wurde ich für meine sonderbaren Interessen gemobbt. Doch das hielt mich nicht vom Lernen ab. Ich war fast jeden Abend in der Bibliothek und verschlang dort die verschiedensten Bücher. Im Alter von zwölf Jahren begegnete mir per Zufall Chase. Mir war es zu dieser Zeit gelungen eine eigene hybride Käfergattung zu züchten und als ich ihm davon erzählte, hatte er sofort großes Interesse an mir. Schon bald kehrte er zurück und brachte mir ein Buch von Stephen Hawking mit. Ich las das Buch in wenigen Stunden und konnte sogar einen indirekten mathematischen Beweis für eine seiner Theorien finden. Ab diesem Tag war Chase entschlossen mich aus der *Huerta* zu befreien. Er kam fast jede Woche einmal zu Besuch und versuchte meine Eltern zu überreden mich auf eine Schule für Hochbegabte ins Vereinigte Königreich mitzunehmen. Leider waren seine Versuche aber erfolglos, bis zu dem Tag an dem mein Vater ausgeraubt wurde. Er kam eines Abends mit einer schweren Stichverletzung nach Hause, aber natürlich hatten wir nicht genug Geld für das Krankenhaus. Als Chase davon erfuhr, hat er ihn sofort in eine Privatklinik im Bundesdistrikt bringen lassen und alles bezahlt. Danach stand meine Familie natürlich in seiner Schuld. Sie hatten keine andere Wahl mehr, als unseren Bitten nachzugeben und mich nach London gehen zu lassen. Ich bin seitdem nur selten zurück nach Mexiko gekommen, denn besonders das spätere Studium hat fast meine gesamte Zeit in Beschlag genommen. Dazu kamen dann noch das ständige Drängen von Chase, ich solle mich bemühen und meinen Abschluss in der Hälfte der Regelstudienzeit schaffen. Natürlich hat die Uni mich später dazu gedrängt eine Doktorarbeit zu schreiben um meine akademische Laufbahn fortzusetzen, aber interessanterweise war Chase dagegen. Ich habe mich

damals furchtbar mit ihm gestritten, aber natürlich durfte ich nicht vergessen, wem ich mein neues zu Hause zu verdanken hatte. Ich beendete also meine wissenschaftliche Laufbahn und forschte ab diesem Tag in einer Einrichtung im Bereich Neurobiologie und Epidemiologie. Kurze Zeit später fusionierte diese Einrichtung aber mit der *American Agency of natural and exact Sciences* aus den Vereinigten Staaten, wo ich Charly kennen lernte. Er war in gewisser Hinsicht mein erster wirklicher Freund, auch wenn er nur zuständig für den Aufbau und die Wartung unseres Laborequipments war und somit nichts von meinem Fachgebiet verstand. Ich setzte also meine Forschungen in Pennsylvanien fort. Ich war über diese Freiheit damals sogar richtig froh, denn Chase ließ mir in meinem Leben kaum Spielraum und wollte mein ganzes Leben kontrollieren. Spätestens als er mir nach Amerika folgte, hätte ich merken müssen, dass irgendetwas nicht stimmte. Langsam wurde ich immer skeptischer, denn ich fragte mich ob er mich wirklich aus purem Altruismus aus der *Huerta* befreit hatte oder ob er eigene Pläne mit meinen Fähigkeiten verfolgte. Zudem schienen seine geschäftlichen Beziehungen viel internationaler zu sein als ich zuerst geglaubt hatte. Er versicherte mir damals, es sei vollkommen egal für ihn, wo er genau wohnte, weil '*seine Leute*' überall waren. Er kaufte also ein Anwesen in Pennsylvanien und ich musste erneut mit ihm unter einem Dach leben. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mich ehrlich gesagt auch nie wirklich interessiert, mit was er sein Geld verdiente. Das sollte sich aber ändern, als ich volljährig wurde. Damals verkündete er mir begeistert, wie stolz er auf mich sei und wie sehr er sich darauf freuen würde, mir seine Kontakte vorzustellen. Ich begleitete ihn also eines Abends zu einem Pokerabend, wo ich das erste Mal Kontakt zu seinen Geschäftspartnern, der »Masongruppe«, bekam. Ich fühlte mich anfangs noch wohl in dieser Gemeinschaft, denn die Menschen, die ich dort traf waren alle genauso gebildet wie ich. Doch je tieferen Einblick ich bekam, desto mehr gruselte es mich auch. Die Masongruppe war nicht bloß eine Menge alter Säcke, die in teuren Kasinos und Hotels ihren Ruhestand feierten, sondern ihr Einfluss auf das Weltgeschehen war enorm. Diese Männer und Frauen hatten nicht nur unglaubliche Summen an Geld zur Verfügung, sondern auch eine unheimliche Macht. Doch das war noch längst nicht alles. Je tiefer ich integriert wurde, desto spiritueller schien es auch zu werden. Immer wieder wurde ich von den verschiedenen Mitgliedern auf sehr merkwürdige Themen angesprochen. Einige von ihnen widerten mich richtig an. Mir wurde zudem bewusst, dass sogar Chase in der Gruppe nur ein sehr kleines Licht war, denn auch er bekam mit jedem Jahr neue Einblicke. Er schien selbst großes Interesse daran zu haben, die Welt zu verändern, denn ständig jammerte er mir die Ohren voll, was für ein grässlicher Ort sie war. Er war auf seine eigene Art und Weise oft sehr pessimistisch und sein Menschenbild war stark von der tristen Philosophie des Philosophen *Hobbes* geprägt. Seiner Ansicht nach war der Mensch von Natur aus böse und hatte keine Daseinsberechtigung auf dieser Welt. Solange ich ihn kannte, bezeichnete er die Menschen immer wieder als Krebsgeschwür der Erde oder als ein tödliches Virus, dessen Ziel die einzige Vernichtung alles Guten war. Eines Abends saß ich in meinem Zimmer, als ich Zeuge eines sehr lauten Streites in der Eingangshalle unseres Hauses wurde in dem es genau um dieses Thema ging. Chase stritt sich mit einem Mann, den du selbst inzwischen kennen gelernt hast. Es handelte sich dabei um niemand anderen als Jacob Mason, den Vater deiner Exfreundin. Er warf ihm vor, seine Methoden seien grausam und würden zu keiner Besserung des Weltgeschehens führen. Ich verstand damals aber noch nicht genau, worum es eigentlich ging. Kurze Zeit später, kam Chase vollkommen aufgebracht in mein Zimmer. Er redete die gesamte Zeit über von einer merkwürdigen Zeremonie der Masongruppe und Billionen von Dollar, die für das Böse eingesetzt wurden. Dann gab er mir einen merkwürdigen Auftrag. Er sagte, ich solle meine Forschungen bei der *Agency* beenden und für sie einen Wirkstoff entwickeln, der das Bewusstsein erweitere. Ich verstand sein Anliegen aber nicht, denn es gab schließlich schon eine ganze Palette solcher Medikamente. Er war aber an einer ganz besonderen Form interessiert, die an die geheimen Forschungen des Neurochirurgen Wilder Penfield anknüpften. Chase erklärte mir, es gäbe eine Art Verbindung unseres Bewusstseins zu einer anderen Wirklichkeit. Mein Medikament sollte diese Verbindung dauerhaft verstärken. Er stellte mir durch die Masongruppe damals Geld in astronomischer Höhe zur Verfügung, die schon seit vielen Jahren Versuche unternommen haben ihr Bewusstsein zu erweitern. Ich beendete also meine Arbeit bei der *Agency* und richtete mir ein

kleines Labor an einem verlassenem Streckenabschnitt zwischen Troy und Towanda ein. Chase schien der Masongruppe die gesamte Zeit meine Fähigkeiten verschwiegen zu haben und ich glaube er wollte mich dort vor ihnen verstecken. Erst seit kurzer Zeit wissen sie überhaupt von meiner Arbeit an dem Virus und ihnen möchte ich es auch verkaufen. Equalpharm ist im Prinzip nur eines von vielen Gesichtern der Gruppe. Daher erzählte ich auch nur Charly von meiner neuen Unterkunft und er besuchte mich regelmäßig. Und weil er mich beim Aufbau des Labors unterstützte, war auch Chase mit seiner sporadischen Anwesenheit einverstanden. Unsere Besuche bei der Masongruppe hörten damals auch komplett auf, was mich aber nicht sonderlich wunderte. Chase wirkte in dieser Zeit oftmals aufgebracht und ungeduldig. Jeden Abend kam er vorbei um sich meine neuesten Ergebnisse anzusehen, doch statt Lob für meinen schnellen Fortschritt, erntete ich lediglich noch mehr Druck. Zu dieser Zeit war ich bereits so verdrießlich, dass ich unter anderen Umständen meine Beziehung zu ihm abgebrochen hätte. Doch sogar in der *Agency* konnte ich mit keiner so hochwertigen Laboreinrichtung arbeiten, wie in unserem kleinen Privatlabor. Schon nach wenigen Monaten hatte ich eine erste Version des Medikamentes fertiggestellt, doch war die Wirkung noch nicht von langer Dauer. Chase brachte damals alle meine Ergebnisse zur *Agency*, wo er das Medikament in geringer Tablettenzahl herstellen ließ. Doch er war noch längst nicht zufrieden. Er brachte mir eines Morgens eine Petrischale mit einer Bakterienkultur, die er von einem der Mitarbeiter bekommen hatte. Dann erklärte er mir, ich solle die Kultur zur Weiterentwicklung zu einem Virus verwenden, dessen Wirkung eine dauerhafte Änderung bewirkte. Es sollte zudem die Keimzellen des Menschen befallen, was eine absolute Veränderung des menschlichen Genoms zur Folge haben würde. Alle Nachkommen eines infizierten Menschen, würden also ebenfalls von dem Virus befallen sein. Chase war inzwischen von dieser Idee so besessen, dass er mir fast Angst einjagte. Er mischte mir sogar einmal mein eigenes Medikament in den Kaffee, damit ich schneller arbeiten konnte. Das war dann aber sogar für mich ein bisschen zu viel des Guten und ich stellte ihn zur Rede. Ich wollte nicht länger seine Marionette sein und verweigerte meine Arbeit, obwohl mich das Virus natürlich selbst brennend interessierte. Zu meiner eigenen Verwunderung, entschuldigte Chase sich damals sogar bei mir und erklärte mir eine Menge Dinge, die in der Vergangenheit zwischen ihm und der Masongruppe vorgefallen waren. Leider konnte ich aber immer noch nicht aus ihm herauskriegen, warum er das Virus selbst brauchte. Denn ursprünglich hatte er es nur für die Masongruppe entwickeln lassen, doch die war ihm inzwischen zum Feind geworden. Und weil sie ihn, gemeinsam mit vielen anderen, in den finanziellen Ruin gestürzt hatten, wuchs seinen Wut täglich. Er war pleite, und ich schaffte es nur gerade so das Virus fertigzustellen, was ich *Jiva adenin* nannte. Interessanterweise war er damals so verrückt nach dem Zeug, dass er sich selbst damit infizierte bevor der letzte Test an Tieren abgeschlossen war. Zu seinem Glück funktionierte es auch, aber er war noch immer nicht zufrieden. Er erklärte mir, er bräuchte dringend noch ein zweites Virus, was genau den umgekehrten Effekt hatte und die Verbindung zu diesem 'Urbewusstsein' nicht erweiterte, sondern komplett außer Kraft setzte. Ich gab diesem zweiten Virus den Namen *Maya adenin*, doch leider wurde in den nächsten Wochen immer klarer, wie entfernt ich noch von seiner Synthetisierung war. Die Masongruppe hatte zu dieser Zeit scheinbar nicht nur die größten Unternehmen unter Kontrolle, sondern auch einen Großteil des Bankwesens. Jeder Versuch einen Kredit aufzunehmen scheiterte. Ich musste also meine Forschungen fast komplett auf Eis legen und auch ein Großteil des Laborequipments wurde gepfändet. Chase wurde von Tag zu Tag wahnsinniger und sprach nur noch von einer furchtbaren Weltordnung der Masongruppe. Ich hatte damals ernsthafte Angst um seine geistige Gesundheit, denn er litt jeden Tag unter einem stärkeren Verfolgungswahn. An einem Abend hat er mir sogar aus heiterem Himmel zwei scheußliche Hunde mitgebracht, die das Labor vor der Gruppe schützen sollten und auf Befehl einen Menschen töteten. Einer von ihnen hat mich sogar eines Tages selbst gebissen, und ich habe den Köter vergiften müssen. Außerdem brachte Chase Sprengsätze im ganzen Haus an, die er selbst gebaut hatte. Er verlangte von mir zudem einen von ihnen zu testen, denn er wollte sicher gehen, dass im Notfall all unsere Aufzeichnungen in kurzer Zeit zerstört werden konnten. Ich beauftragte Charly damit, weil ich keine Lust hatte meine Zeit mit sinnlosen Basteleien zu verschwenden. Er war für den Job ohnehin viel besser geeignet. Charly war in dieser Zeit aber schon längst nach Kentucky

umgezogen, wo ich später selbst ein Haus kaufen wollte. Ich hatte zu dieser Zeit nämlich schon längst die Entscheidung getroffen meine Freundschaft zu Chase zu beenden. Ich besuchte ihn also kurze Zeit später in Kentucky und ließ ihm auch sofort den Sprengsatz dort. Und weil Chase mir einmal von einem alten Industriegebiet in Lexington erzählt hatte, gab ich ihm den Tipp, den Film der Explosion dort zu machen. Dein Zusammentreffen mit Lisa war also genaugenommen kein wirklicher Zufall, denn zur selben Zeit griff Chase zum letzten verzweifelten Mittel, wieder an Geld zu gelangen. Und er brauchte sehr viel Geld. Er war schließlich einer der wenigen, der genauestens darüber informiert war, über wie viel Geld die Masongruppe tatsächlich verfügte. Er verwendete also den letzten Rest seiner Ersparnisse dafür, einen alten Industriekonkurrenten der Gruppe zu beauftragen, die Tochter eines hochrangigen Logenmitgliedes zu entführen. Deine Exfreundin. Die Entführung ging allerdings schief und seitdem wurde Chase nicht nur von der Polizei gesucht, sondern hatte auch die Masongruppe zum Todfeind. Das Eis wurde mit jedem Tag dünner und er traf die Entscheidung so schnell es ging nach Nordafrika zu fliehen. Ich entschloss mich zu dieser Zeit mein Labor in Pennsylvanien komplett aufzugeben, doch wenige Tage zuvor wurde ich dazu sowieso gezwungen, denn zwei Gringos sind unerwartet bei mir eingedrungen. Einen von ihnen erkannte ich wieder, denn ich merke mir jedes Gesicht. Ich hatte ihn schon mehrfach in Studentenführungen bei der *Agency* gesehen. Als ich Chase davon erzählte, regte er sich unglaublich über meine Naivität auf, die Tür nicht immer geschlossen zu halten. Ich versuchte ihn zu beruhigen, aber einer der Amerikaner hatte einen Blick auf meine Forschungsergebnisse geworfen. Ich fand also für ihn den Namen des Studenten heraus, aber unsere Sorge, er könne etwas Wichtiges gesehen haben, hat sich schnell in Luft aufgelöst, denn mein Hund hatte ihn scheinbar so stark verwundet, dass er später im Krankenhaus seinen Verletzungen erlag. Chase ist kurze Zeit später nach Europa verschwunden, wo er einen gewissen Cunningham aufsuchen wollte. Leider hat er mir vor seiner hastigen Abreise auch nichts mehr über seine ursprünglichen Pläne mit dem Virus gesagt oder was er genau vorhatte. Erst viel später habe ich dann verstanden, dass Chase das Virus braucht, weil es ihm eine unglaubliche Macht verleiht. Wofür er das zweite Virus unbedingt haben wollte, ist mir aber bis heute ein Rätsel. Er hat auf jeden Fall seine eigenen Pläne einer neuen Weltordnung, auch wenn die sich stark von den Plänen der Masongruppe unterscheiden. Die Masongruppe scheint durch das Virus ihr eigenes Bewusstsein erweitern zu wollen und gleichzeitig die Menschheit davon überzeugen, es gäbe nur diese materielle Welt. Chase sieht in diesem Unterfangen aber einen teuflischen Plan und möchte vermutlich der ganzen Menschheit ihr Bewusstsein rauben.

Ich bin kurze Zeit später nach Kentucky gezogen. Dort habe ich mich über Wasser gehalten indem ich für Equalpharm Medikamente entwickelte und sogar testete. Erst später haben sie dann auch davon erfahren, dass ich das Virus entwickelt habe. Über Charly habe ich dann schließlich auch dich kennen gelernt.«

Als Phil geendet hatte, brauche Felix eine Zeitlang um all die neuen Informationen verdauen zu können. Scheinbar war der Vater seiner Freundin viel mächtiger, als er bisher angenommen hatte. Und er wollte diese Macht mit Hilfe von *Jiva adenin* noch erweitern. Chase hatte die Gruppe jedoch verlassen, als er diesen Plan durchschaut hatte. Seit diesem Moment war er davon überzeugt, das menschliche Bewusstsein sei etwas Schlechtes. Daher wollte er das zweite Virus, *Maya adenin*, auf dieser Welt freisetzen um die Menschen zu Tieren zu machen. Trotzdem war er selbst mit *Jiva adenin* infiziert und hatte aus diesem Grund selbst eine große Macht. Doch woher genau kam diese Macht? Hatte er durch die Bewusstseinsenerweiterung plötzlich Zugriff auf eine zweite Welt? Ihre Fahrt sollte noch sehr lange dauern, doch immer mehr begriff er, was in seinem Kopf vor sich ging. Und immer mehr wünschte er sich die Wirkung mit *Jiva adenin* umkehren zu können.

Bobby saß seit Stunden auf dem Beifahrersitz des kleinen Kia und fühlte sich so erschöpft wie schon lange zuvor nicht mehr. Cunningham war die ganze Nacht ohne Pause durchgefahren und sogar für das Frühstück in einer alten Tankstelle hatten sie sich kaum Zeit genommen. Sie hatte immer wieder den Versuch unternommen ihn dazu zu überreden eine Pause zu machen, damit sie zumindest ein paar Stunden schlafen konnten, doch er hatte ihr versichert keine Sekunde ruhen zu können, solange Chase seinen verrückten Plan durchsetzen wollte. Sie nahm einen halbherzigen Schluck kalten Kaffee aus ihrer Thermoskanne und verzog angewidert das Gesicht. »Diese Brühe hat mich schon würgen lassen, als sie noch heiß war«, sagte sie und zwang die restlichen Tropfen des Getränkes hinunter.

Cunningham rückte seine Sonnenbrille zurecht. »Solange das Zeug Sie wach hält ist doch alles in Bester Ordnung. Und danke noch einmal für Ihre unschätzbare Hilfe beim Auffinden der richtigen Adresse.«

Bobby hatte zu Beginn ihrer Reise einen alten Bekannten angerufen und mit seiner Hilfe eine Adresse zu dem Namen *Phil Manuel Vazquez* herausgefunden, die in der Metropolregion der Großstadt Lexington lag. Leider hatte es angeblich im entsprechenden Haus einen furchtbaren Brand gegeben, was ihre Hoffnungen dort auf jemanden zu stoßen, der ihnen helfen konnte stark geschmälert hatte. Doch es war ihre einzige Spur und inzwischen hatte auch sie selbst echtes Interesse an dem Fall entwickelt, denn es schien tatsächlich mit dem plötzlichen Tod ihres Bruders in Verbindung zu stehen. Sie warf die leere Thermoskanne auf den Rücksitz und streckte sich. Sie waren inzwischen über neun Stunden unterwegs und es würde nicht mehr lange dauern, bis sie Lexington erreicht hatten. Sie wollte gerade ihren Sitz nach hinten schieben, um einen weiteren Versuch zu unternehmen ein bisschen Schlaf zu ergattern, als Cunningham zu ihrem Leidwesen zu reden begann.

»Ich würde Ihnen gerne noch etwas mehr zu der *Pyramide des Virya* erzählen, damit Sie im Bilde sind. Können Sie mir also auf den restlichen Kilometern noch einmal für eine Weile Ihre volle Aufmerksamkeit schenken?«

Bobby seufzte. Sonderliche Lust hatte sie zwar nicht sich in diesem Zustand auf seine verrückte Geschichte einzulassen, doch natürlich hatte sie keine andere Wahl. Sie schloss die Augen und murmelte: »Ich höre. Wecken Sie mich, wenn Sie fertig sind.«

Er ignorierte ihren sarkastischen Kommentar und räusperte sich. »Okay, ich habe Ihnen ja bereits von den beiden Elementarteilchen *Urbewusstsein* und *absoluter Konsistenz* erzählt, die allem Sein zugrunde liegen. Bevor ich hier weitermache, möchte ich Sie aber auf eine Tatsache aus Ihrem eigenen Fachgebiet aufmerksam machen. Vermutlich ist auch Ihnen inzwischen das hohe Alter bestimmter ägyptischer Gebäude bekannt ist. Entgegen der vorherrschenden, und vom Islam verfälschten Meinung, schätzen wir beispielsweise das Alter der großen Sphinx oder der Pyramiden von Giseh auf weit über zehntausend Jahre ein obwohl der wissenschaftliche Konsens ein Alter von nur dreitausend Jahren vermutet. Das liegt in diesem Fall daran, weil die meisten Ägyptologen Muslime sind und die haben natürlich keine andere Wahl als ihren eigenen heiligen Schriften zu glauben, die das Alter der Menschheit auf 6000 Jahre beschränken. Besonders im letzten Jahrhundert wurden aber eine Vielzahl an Hinweisen gefunden, die dem Schulbuchwissen widersprechen. Die große Sphinx beispielsweise weist starke Erosionsspuren durch Wasser auf, die auf einen starken Niederschlag über viele hundert Jahre hinweisen. Diesen Niederschlag kann es aber in den letzten 3000 Jahren nicht gegeben haben, denn in der Wüste regnet es schließlich nicht. Die Sphinx muss also in einer Zeit errichtet worden sein, in der es in Giseh noch gar keine Wüste gegeben hat.

Ein weiterer Hinweis ist die Ausrichtung auf das Sternbild des Löwen. Monumentale Bauten der Vorzeit wurden fast ausschließlich am Firmament ausgerichtet und es wäre doch sehr merkwürdig, wenn das für die große Sphinx nicht gelten würde. Wenn wir aber unseren Sternenhimmel in die Zeit vor über zehntausend Jahren betrachten, so steht das Sternbild des Löwen genau im richtigen Winkel. Die gesamte Anlage von Giseh ist also wesentlich älter als wir bisher angenommen haben. Den endgültigen Beweis für diese Tatsache habe ich jedoch erst vor Kurzem gefunden, denn die

*Pyramide des Virya* ist im Gegensatz zur Anlage in Giseh voll von Informationen. Ich bin auf Ihren Fotos auch auf eine Sternkarte gestoßen, die eine genaue Auskunft über das Alter der Hochkultur angibt, die für den Bau verantwortlich war. Es waren nämlich gar nicht die alten Ägypter, sondern ihre Vorfahren, die allerdings einen starken Einfluss auf das alte Ägypten hatten. Diese Hochkultur war zu technischen Meisterleistungen fähig, die durchaus mit der heutigen Technologie mithalten können. Und sie haben auch auf andere Kontinenten ihre Spuren hinterlassen, worauf zahlreiche Funde hinweisen. Zum Beispiel wurden auch auf dem amerikanischen Kontinent Relikte gefunden, die denen aus Nordafrika unglaublich ähnlich sehen. Doch nicht die alten Ägypter besiedelten den amerikanischen Kontinent, sondern das alte *Viryavolk*.

Und genau dieses Volk hat auf Anweisung des Urbewusstseins die *Pyramide des Virya* gebaut und war anschließend das erste Mal selbst bewusst, also mit Quale ausgestattet.

An dieser Stelle kann ich Ihnen auch das erste Mal erklären, was das *Virya* genau ist. Sie dürfen sich unser eigenes Bewusstsein nämlich nicht als individuelles Gebilde vorstellen, sondern vielmehr als einen *Teil* des Urbewusstseins, der jedoch an einen materiellen Körper gebunden ist. Und weil jeder Mensch ein kleiner Teil dieses Bewusstseins ist, kann auch jeder seine Gedanken, also auch die Materie, beeinflussen. Und unsere Materie ist nichts anderes, als Gedanken. Daher hat auch jeder telekinetische Fähigkeiten. Schauen Sie sich zum Beispiel Ihren Körper an. Sie können ihn mit der Kraft Ihres Bewusstseins bewegen. Uns kommt das zwar inzwischen selbstverständlich vor, aber wenn Sie mal darüber nachdenken, so ist schon diese Tatsache selbst phänomenal.

Aber natürlich ist es prinzipiell ebenfalls möglich, dass ein Mensch mit seinem Willen auch die anderen Gedanken des Urbewusstseins beeinflusst. Der Wille muss hierfür natürlich sehr stark sein und das klappt normalerweise nur nach jahrzehntelanger Übung oder in extremen Situationen. Es entsteht an dieser Stelle aber ein logisches Problem, was Ihnen vermutlich nicht sofort einleuchtet. Und dieses Problem ist der Energieerhaltungssatz. Der menschliche Körper benötigt für seinen Bewegungsapparat natürlich Energie. Diese Energie wird in Form von Kalorien aus der Nahrung gezogen. Doch woher kommt die Energie, wenn ein Mensch mit seinem Willen auch fremde Materie beeinflussen möchte? An dieser Stelle ist das *Virya* der Energielieferant. Und es bezieht seine Energie aus der Materie selbst. Denn Materie ist physikalisch gesehen nur sehr stark komprimierte Energie. Schon Albert Einstein drückte dieses Verhältnis in seiner berühmten Formel aus, doch auch dem Konstrukteur der *Pyramide des Virya* war es bekannt. An dem Tag an dem der Schöpfer also die Entscheidung traf, sein Bewusstsein mit uns zu teilen, musste er uns einen Teil dieses Bewusstseins geben. Er gab uns damit aber Macht über sich selbst, sodass wir plötzlich seine Gedanken, also unsere Umwelt, mitbestimmen durften. Doch die *absolute Konsistenz* zwang ihn dazu das *Virya* vorher von einem der nicht-bewussten Menschen konstruieren zu lassen, denn Bewusstsein in Materie muss natürlich mit dem Energieerhaltungssatz in Einklang gebracht werden. Und der Energieerhaltungssatz ist ein Naturgesetz, was ursprünglich auf der *absoluten Konsistenz* beruht. Aber natürlich erkannte auch er recht schnell die Gefahr, die vom *Virya* ausging. Er ließ auf Anweisung des Urbewusstseins, eine kleine Pyramide aus dicken Granitsteinblöcken konstruieren, in der er es mit dieser Wahrheit verbarg. Die Pyramide wurde auf seine Anweisung unter vielen Tonnen Sand begraben und kam erst Jahrtausende später wieder zum Vorschein, als bei einem Erdbeben das Sonnental entstand. Obwohl das *Virya* also über Jahrtausende verwendet wurde, schadete seine tödliche Strahlung niemals einem Lebewesen. Jedenfalls bis zu dem Zeitpunkt, als vor Kurzem der erste Arbeiter die Symptome der Strahlenkrankheit zeigte. Doch von diesem sicheren Ort aus, hat es auf der ganzen Welt immer wieder Menschen zu den unglaublichsten Fähigkeiten verholfen. Das waren meistens Menschen, die in Extremsituationen plötzlich einen sehr starken Willen aufbrachten und somit Energie freisetzen konnten. Doch es gab auch einige, die ihren Zugang zum Bewusstsein mit Hilfe von harten Drogen erweiterten und somit dauerhaft eine Menge Macht besaßen. Sie konnten sich also beispielsweise als Götter verehren lassen. Ich denke auch Ihnen sollte bekannt sein, in wie vielen Mumien auf der ganzen Welt Rückstände von Drogen, wie Kokain gefunden wurden. Diese Menschen konnten Kräfte freisetzen von denen die heutigen Energiekonzerne nicht einmal zu träumen wagen und die auch vom Schöpfer niemals gewünscht waren.



Doch auch in jüngerer Zeit hat das *Virya* auf mysteriöse Weise die Geschichte beeinflusst. Es hat immer wieder Wissenschaftler gegeben, die es fertigbrachten unter bestimmten Bedingungen Experimente durchzuführen, die seine Energiequelle nutzten. Das bekannteste Beispiel des letzten Jahrhunderts ist hier vermutlich Nikola Tesla, der es fertig brachte ein Fahrzeug zu konstruieren, was unter bestimmten Umständen mit Nichts fuhr. Doch der Erfolg seiner Experimente hing nicht direkt mit Physik zusammen, sondern vielmehr mit seinem *starken Willen*. Aus diesem Grund ließen sich Teslas Experimente auch nie reproduzieren. Noch bis heute gibt es Menschen, die an etwas glauben, was sie als 'Freie Energie' bezeichnen. Eine mysteriöse Energiequelle, die auf einem komplizierten Konzept der Implosion beruhen soll. Die Existenz dieser Freien Energie ist jedoch nie wissenschaftlich nachgewiesen worden, was einfach damit zusammen hängt, dass es sie nicht gibt.

Doch auch andere Gruppierungen haben viel mit unserem Bewusstsein experimentiert und es geschafft enorme Energien freizusetzen. Ein einfaches Beispiel ist das Tunguska-Ereignis im letzten Jahrhundert. Damals wurde in Sibirien plötzlich eine enorme Menge Energie freigesetzt. Niemand hat jemals herausgefunden, was die Ursache für diese Explosion war, doch es kann nur ein fehlgeschlagenes Experiment der Masongruppe gewesen sein.

Doch diese geheime Macht ist schon seit wir ein Bewusstsein haben bekannt. Haben Sie sich schon einmal die Frage gestellt, aus welchem Grund der Taltempel und auch die Cheopspyramide aus so riesigen Monolithen konstruiert wurden? Es wäre doch viel einfacher gewesen kleinere Steine zu verwenden, anstatt Granitblöcke von bis zu hundert Tonnen Gewicht. Der Grund ist einfach. Es war für das alte *Viryavolk* gar kein so großer Aufwand. Das Schneiden von Granit oder Kalkstein und auch das heute so komplizierte Verfahren einer Kernbohrung, war mit Hilfe des Wissens um das Urbewusstsein überhaupt kein Problem mehr. Doch natürlich gab es überall Naturvölker, die es für ihre eigenen Zwecke zu nutzen wussten. Es gibt auf der ganzen Erde Beispiele für uralte Bauwerke, deren Konstruktion unglaubliche Kräfte und hochentwickelte Technologie erfordert. Viele tausend Meilen vom alten Ägypten entfernt haben die Mayas in späteren Zeiträumen ebenfalls schnelle Sprünge zur Hochkultur gemacht. Doch auch im fernen Osten kam es zu einer blitzartigen Entwicklung. Auch wenn die Erforschung der interessantesten chinesischen Ausgrabungsstätten bisher nicht möglich war, weil die meisten dieser Orte in militärischem Sperrgebiet liegen, so sickern doch auch aus dieser Gegend immer mehr Informationen an die Öffentlichkeit. Beispielsweise die Legenden der weißen Pyramide in Zentralchina, deren Existenz aber stark umstritten ist und von der Wissenschaft abgestritten wird. Doch selbst wenn es diese Pyramide nicht gibt, so gibt es trotzdem etliche Beweise für plötzliche Entwicklung des Menschen zu einer Hochkultur. Einer dieser Hinweise sind die vielen tausend Pyramiden, die sich an allen möglichen Orten dieser Welt finden. Doch nur ein Bruchteil davon ist der Öffentlichkeit bekannt oder wurde bereits entdeckt. Und alle sind sie wesentlich älter als bisher angenommen und liegen teilweise sogar auf dem Meeresgrund verborgen. Im Süden Floridas zum Beispiel hat man Ende des letzten Jahrhunderts ein Objekt am Meeresboden kartographiert, welches eine Pyramide gigantischen Ausmaßes sein könnte. Oder denken Sie an die Unterwasserstadt in Yonaguni-Jima in Japan. Oder an Dwarka. Doch sogar davon abgesehen gibt es inzwischen hunderte von Beispielen für Bauwerke, die selbst mit den heutigen Technologien nicht nachgebaut werden könnten. Und dieser plötzliche gigantischen Aufschwung von primitiven Hütten zu monumentalen Bauwerken hat sich immer innerhalb *kürzester* Zeit ereignet. Und das war genau die Zeit in der dem Mensch das Bewusstsein gegeben wurde.

Doch natürlich waren nur wenige in der Lage ihr Bewusstsein so gezielt einzusetzen. Mit den richtigen Wirkstoffen war es allerdings leichter möglich. Und die es schafften, ließen sich als Götter verehren, was aus unerfindlichen Gründen in der menschlichen Natur liegt. Entweder die Menschen *verehren* einen Gott oder sie möchten *sich selbst* zu Göttern machen. Sogar heute gilt dieses Gesetz noch, denn Wissenschaftler, die an keinen Gott glauben, haben selten noch Skrupel selbst Gott zu spielen.

Die *Pyramide des Virya* ist also der Ursprung vieler Legenden der ganzen Welt und gleichzeitig der Ursprung der Göttermymen, die jedoch eigentlich nur Menschen mit den richtigen psychedelischen

Mitteln waren. Denn Göttermythen gibt es in den Zeiten nach dem *Virya* haufenweise und alle weisen sie bestimmte Parallelen auf, die beweisen, dass es die Götter in gewisser Form *tatsächlich* gegeben hat.

Die nächstjüngeren Hinweise finden sich in diesem Punkt in der Geschichte um Mesopotamien über 7000 Jahre nach der Konstruktion des *Virya*. Auf Tafeln aus feuchtem Ton wurde damals mit Hilfe von Schilfrohren die bisher älteste Schöpfungsgeschichte verewigt. Die Tafeln wurden in Keilschrift verfasst und später getrocknet oder sogar gebrannt. Dieses Verfahren konservierte die Informationen bis in die heutige Zeit und ist wesentlich haltbarer als jeder Mikrochip. Auch die Geschichte der großen Flut, die man aus der Bibel kennt, hat es in fast derselben Form schon viel früher gegeben.

Ich habe diese Tafeln der alten Sumerer in mühevoller Kleinstarbeit untersucht und mit den Informationen verglichen, die in späteren Religionen auftauchen. Es stellte sich heraus, dass die sumerische Religion später einen großen Einfluss auf das babylonische Weltbild hatte und diese wiederum beeinflusste die Ursprünge der jüdischen Schriften, während das Volk Israel im babylonischen Exil gefangen war. Die heute so bekannte Schöpfungsgeschichte der Bibel wurde also stark vom Volk der Sumerer beeinflusst und diese wiederum wurden vom *Viryavolk* beeinflusst. Die heutigen Religionen haben alle ihren Ursprung in dieser alten Hochkultur. Die monotheistischen Religionen haben dann erst viel später Einzug ins Weltgeschehen genommen und sogar die ältesten ihrer heiligen Schriften enthalten noch Hinweise auf den früher vorherrschenden Polytheismus. Haben Sie sich beispielsweise noch nie gefragt, wieso es im Genesis am Anfang heißt: 'Lasset *uns* Menschen machen'? Hier ist gar nicht die Rede von *nur einem* Gott. Bevor es aber den durch das *Virya* verursachten Polytheismus überhaupt gab, war der Schamanismus die vorherrschende Haltung. Also zu einer Zeit vor über zehntausend Jahren, die wir heute als Pleistozän bezeichnen. Man glaubte damals in allen Dingen das Göttliche zu sehen. Nicht nur in Lebewesen, sondern auch in Steinen, Pflanzen oder natürlich den Gestirnen. Der Schamanismus war aber nichts weiter als ein Konglomerat aus Unwissenheit und Placeboeffekt. Den meisten hat dieser Irrglaube vermutlich mehr Angst eingejagt als dass er geholfen hätte auch wenn seine Herkunft recht logisch ist. Die Menschen beobachteten ein bestimmtes Phänomen, was sie sich nicht erklären konnten und brachten dieses Phänomen sofort mit göttlichem Handeln in Zusammenhang. Wir sind heute an einem Punkt angelangt an dem viele Wissenschaftler sich aus ähnlichen Gründen erneut zu etwas bekennen, was durchaus Parallelen zum Schamanismus aufweist. Dem Pantheismus, der jedoch dem ganzen Universum eine göttliche Grundlage zuspricht und es als Einheit sieht. Ein gefundenes Fressen für die New Age Gemeinde, in der es seit dem letzten Jahrhundert erneut von pseudowissenschaftlichen Lehren handelt, die jedoch weder bewiesen werden können, noch sonderlich gute Ergebnisse liefern. Ihre Herkunft sind Beobachtungen der Quantenmechanik, die mit dem gesunden Menschenverstand nicht mehr nachvollzogen werden können. In der Welt der kleinsten Teilchen schwimmen einfache Gesetze von Ursache und Wirkung oder werden komplett außer Kraft gesetzt. Wir hatten es also am Anfang der Menschheitsgeschichte mit Schamanismus zu tun, der aber keine wahre Grundlage hatte. Vor über zehntausend Jahren tauchten dann aber plötzlich die ersten Hochkulturen auf, deren Aufstieg nur durch das *Virya* möglich war. Das *Virya* machte manche Menschen zu sehr mächtigen Wesen, die mit Göttern verwechselt wurden und somit den Polytheismus ins Leben riefen. Doch sobald eine Hochkultur einen bestimmten Entwicklungsstand erreicht hatte, schwanden mit jeder Generation Disziplin und Selbstbeherrschung, die für seine Verwendung von unschätzbarem Wert sind. Die Götter bekämpften sich bis aufs Blut und starben aus. Kurze Zeit später ging die ganze Kultur zugrunde und nur die phänomenalen Bauwerke wurden zurückgelassen. Die Maya sind ein gutes Beispiel für einen solchen Zyklus. Sie tauchten plötzlich auf und verschwanden genauso plötzlich wieder. Dieses Phänomen wiederholte sich immer wieder, bis es irgendwann dazu kam, dass sich bestimmte Hochkulturen in der Nähe von Flüssen entwickelten. Auch hier begann alles mit der Entdeckung der Macht durch das *Virya* und dem anschließenden Verlust von Disziplin, wenn ein gewisses Ziel erreicht war. Doch die Flüsse ließen die Menschen Landwirtschaft betreiben, was ihnen trotzdem eine Überlebenschance gab. Beispielsweise das alte Ägypten am Fluss Nil oder das

mesopotamische Reich der Sumerer an Euphrat und Tigris. Obwohl das Wissen um das *Virya* also immer wieder verloren ging, überlebten die Hochkulturen schließlich und entwickelten sich weiter. Und als es schließlich fast keine Menschen mehr gab, die den Polytheismus mit ihrem Wissen um das *Virya* vorantrieben, kam so manches Volk auf die Idee, die Kraft aller »Götter« in einem einzigen Gott zu vereinen. Das beste Beispiel sind die Hebräer, aus denen später die drei großen monotheistischen Weltreligionen hervorgehen sollten.

Doch ohne es zu wissen waren sie mit dem Monotheismus das erste Mal tatsächlich sehr nah an der tatsächlichen Wahrheit, denn sowohl Schamanismus als auch Polytheismus waren nur eine Illusion gewesen. Der Monotheismus kam aber der Vorstellung eines bewussten Geistes, der unserem Universum zugrunde liegt bereits sehr nah. Und jetzt kommt der eigentlich wichtigste Gedanke von allen:

Ich stelle mir bereits seit meiner Kindheit die Frage, wie bewusste Menschen Persönlichkeiten haben können, wenn diesen Persönlichkeiten ein *unpersönliches* Bewusstsein zu Grunde liegt. Und an dieser Stelle schließt sich der Kreis und wir sind an der Stelle der Geschichte angekommen, wo ich mit Ihnen hin wollte. Bei der Erkenntnis, dass das Urbewusstsein eine *Persönlichkeit* hat.« Bobby war sich nicht ganz sicher, ob sie Cunningham die ganze Zeit über hatte folgen können, denn ihr waren während dem Zuhören immer wieder die Augen zugefallen. Aus diesem Grund antwortete sie nicht sofort, sondern ging die wichtigsten Punkte seiner Geschichte noch einmal im Kopf durch. Nach seiner Theorie existierte das ganze Universum und all sein Inhalt lediglich in den Gedanken eines Urbewusstseins, welches aus sich selbst heraus und von Raum und Zeit unabhängig existierte. Doch neben diesem alles durchdringenden Geist gab es gleichzeitig die grundsätzlichen Gesetze der Logik an die sogar das Urbewusstsein gebunden war, da auch diese aus sich selbst heraus existierten. Unter Beachtung dieser *absoluten Konsistenz* hatte das Urbewusstsein in seinen Gedanken eine Struktur erschaffen, die sich aufgrund der logischen Gesetze automatisch genauso entwickelte, dass das Universum und echte Lebewesen entstehen konnten. Wenn sie es genauer bedachte, so musste dieses Wesen diese Grundstruktur mit Absicht genauso gestaltet haben, dass es nur logisch war, wenn nach über 13 Milliarden Jahren irgendwann die Gesetze der Logik automatisch Leben hervorbrachten. Denn die natürliche Selektion, Mutation und Rekombination, waren vermutlich letztendlich auf die grundlegenden logischen Gesetze zurückzuführen, die aus der *absoluten Konsistenz* folgten. Doch damit war es noch nicht genug gewesen. Schon kurze Zeit später hatte das Bewusstsein zum ersten Mal in den Prozess seiner Gedanken aktiv eingegriffen und Wesen erschaffen, die ihm näher sein sollten als der Rest seiner Schöpfung. Diesen Wesen gab das Bewusstsein einen Teil von seiner eigenen Bewusstheit. Denn das war die einzige Sache, die nicht durch eine Struktur hervorgebracht werden konnte, die allein auf den logischen Gesetzen beruhte. Um bewusstes Leben hervorzurufen, war ein zugrunde liegender bewusster Geist notwendig. Das alles führte aber unweigerlich auch zu einer Annahme, über deren Tragweite sich Bobby erst viele Monate später klar werden sollte. Das allem zugrunde liegende Bewusstsein war kein unpersönliches Etwas, sondern eine Vielschichtige Persönlichkeit, die unweigerlich große Bedeutung für das Leben eines jeden Menschen haben sollte. Doch der erste bewusste Mensch bekam nicht nur eine *direkte* Verbindung zu seinem Schöpfer, sondern gleichzeitig wurde er beauftragt das *Virya* zu entwerfen. Ein Artefakt, was der Menschheit in schweren Zeiten helfen konnte und in verzweifelten Situationen wahre Wunder wirkte. Doch die Kraft dieses Artefaktes wurde die gesamte Menschheitsgeschichte hindurch missbraucht.

Doch an dieser Stelle kamen Bobby plötzlich doch noch zwei Fragen in den Sinn. Sie beobachtete, wie Cunningham vom Freeway abfuhr und einem Schild folgte, was ihr zeigte, wie nah sie ihrem Ziel inzwischen waren. Sie reihten sich in eine träge Schlange aus hupenden Fahrzeugen ein, deren Dächer in der aufgehenden Sonne blitzten. Es war ein Frühlingstag wie aus dem Bilderbuch und wären ihre Gedanken nicht so unendlich schwer gewesen, hätte sie sich an dem makellos blauen Himmel und dem frischen Grün der Parkanlagen erfreut. Sie streckte sich und sah Cunningham dann interessiert an. »Ihre Geschichte klingt wirklich unglaublich und ich werde vermutlich noch viel erleben müssen um daran glauben zu können. Aber dennoch frage ich mich, wieso das Urbewusstsein das *Virya* konstruieren ließ. Und wieso hat es uns überhaupt einen Teil von sich

gegeben?«

Cunningham wich geschickt einem Motorroller aus, der mit überraschender Geschwindigkeit von hinten angebraust kam. »Ich verstehe Ihre Fragen und beide sind natürlich berechtigt. Die erste ist sehr einfach zu beantworten. Das *Virya* wurde zwar tatsächlich bis heute oft ausgenutzt, doch wurde es öfter als Sie glauben auch zum Guten verwendet. Wenn man sich diese Welt anschaut, so bekommt man als Erstes einen ausgesprochen schlechten Eindruck vom Menschen. Man sieht ein wirtschaftliches System, was auf Zinsen beruht und auf diese Weise täglich für größere Ungerechtigkeit sorgt. Man sieht Korruption, Ausbeutung, Kriege, Hektik, moderne Sklaverei, Terror, Folter, Existenzangst, vergiftete Seen, Kinderarbeit, Frauenbeschneidung, religiösen Wahnsinn, Unterdrückung, Depression und jeden Tag sind die Nachrichten voll von neuen Hiobsbotschaften, die uns den Eindruck vermitteln alles sei von Grund auf schlecht. Aber ich kann Sie an dieser Stelle beruhigen. Es gibt in dieser Welt tatsächlich einige böse Menschen und manche davon sitzen an so langen Hebeln oder verfügen über so unglaubliches Kapital, wie sie es sich in ihren kühnsten Träumen nicht vorstellen könnten. Und dieser ganze Wahnsinn geht durch die Globalisierung und den technologischen Fortschritt immer weiter. Die Macht und das Geld dieser Welt wird mit jedem Tag auf weniger Menschen reduziert und weil die Methoden meistens sehr skrupellos sind um an die Positionen dieser Menschen zu gelangen, sind es meistens böse Menschen, die das Sagen haben. Und selbst wenn es einmal einer von den Guten in die höheren Ränge schafft, wird dieser entweder durch das Geld und die Macht zum Negativen verändert oder von seinen Kollegen unschädlich gemacht. Es hat in der Vergangenheit etliche Beispiele für solche Fälle gegeben und daran wird sich auch in der Zukunft nichts ändern. Wenn ich allein daran denke, welche Macht alleine die Unternehmen dieser Erde haben, die Computerchips herstellen, wird mir ganz flau. Und Sie können mir glauben, dass die soziale Marktwirtschaft mit ihren Kartellämtern auf Dauer nicht für Gerechtigkeit sorgen wird. Die so hochgelobte Konkurrenz, die angeblich die Preise senken soll ist inzwischen nichts weiter als eine Seifenblase. In der heutigen Zeit wird beispielsweise durch die verschiedenen Geschäftsketten die Illusion aufrechterhalten, der Kunde hätte eine Wahl welches Produkt er unterstützten möchte. Aber auf oberster Ebene freuen sich in den meisten Fällen dieselben und das gilt inzwischen leider für alle größeren Wirtschaftszweige. Ich erwähne das deswegen, damit Ihnen klar wird, wie wenige Menschen inzwischen die Macht auf diesem Planeten haben. Und vor allem: Wie wenig die *Regierungen* der einzelnen Länder selbst noch zu sagen haben. Die eigentlichen Machthaber treten nur selten in Erscheinung und meistens sind diese wenigen Menschen tatsächlich böse, denn man *muss* böse sein um diese schwindelerregenden Höhen der Macht zu erreichen. Und leider gilt dieses Konzept nicht nur in der freien Marktwirtschaft, sondern überall auf der Welt. Es sind also nur einige Wenige, die diese Welt in Kriege und Armut stürzen, denn eigentlich strotzt diese Erde nur so an Potenzial. *Eigentlich* müsste niemand hungern. *Eigentlich* müsste niemand in sinnlosen Kriegen sterben, deren wahre Gründe meistens unter Verschluss gehalten werden. *Eigentlich* müsste niemand neben gigantischen Kornkammern verhungern. Sie können also nicht aus dem Elend dieser Welt schließen, dass der Mensch von Natur aus böse ist. Leider hat Chase diesen Fehler gemacht. Es gibt böse Menschen, aber bei ihnen handelt es sich nur um einen winzigen Bruchteil. Die meisten »bösen« Menschen sind eigentlich nicht böse, sondern vielmehr Opfer des Systems. Wenn Sie nachts überfallen werden, sollten Sie nicht glauben der Übeltäter sei ein böser Mensch. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist er einfach nur ein *armer* Mensch, der keine andere Wahl hat und aus der von oben verursachten Armut in ein tiefes Loch gestürzt ist. Wenn sie morgens von ihrem Nachbarn beschimpft werden, dann liegt das mit großer Wahrscheinlichkeit nur daran, weil er eventuell krank ist oder gerade von seiner Frau verlassen wurde. Wir Menschen sind nicht *von Natur aus* unfreundlich, bösartig oder untreu. Wir wurden von unserer Natur her als gute Wesen erschaffen, doch leider sind wir einigen bösen Kreaturen zum Opfer gefallen, deren einzige Absicht es war, sich selbst zu bereichern und den Rest der Welt zu unterdrücken. Wenn Sie unsere Welt einmal aus dieser neuen Perspektive sehen, muss Ihnen auch der Gebrauch des *Viryas* in einem neuen Licht erscheinen. Das *Virya* wurde meistens von guten Menschen zum Guten eingesetzt, doch die wenigen Beispiele in denen es für die böse Seite verwendet wurde, sind natürlich viel bekannter

geworden, denn Mord und Totschlag sprechen sich einfach schneller herum als ein Akt der Nächstenliebe. Aus diesem Grund wurde dem Menschen das *Virya* gegeben.

Auf ihre zweite Frage zu antworten ist bereits ein bisschen schwerer. Aus welchem Grund hat unser Schöpfer uns überhaupt gemacht? Was hatte er davon? Die Antwort auf diese Frage, kann man in zwei Teile aufteilen. Den ersten Teil hatte ich schon einmal erwähnt. Es liegt einfach in der *Natur* eines Bewusstseins sich Dinge vorzustellen und somit einen schöpferischen Akt zu begehen. Sie könnten genauso gut die Frage stellen, wieso Eis gefroren ist. Es liegt einfach in seiner *Natur*, genauso wie es in der Natur eines Bewusstseins liegt neue Dinge zu erschaffen. Der zweite Teil betrifft die Frage, wieso uns der Schöpfer nicht nur schuf, sondern uns einen Teil seines eigenen Bewusstseins gegeben hat, obwohl das streng genommen keine direkte Eigenschaft mehr ist. Und an dieser Stelle wird es für Sie wirklich interessant, denn der Schöpfer ist kein unpersönliches Ding, wie es heutzutage viele Esoteriker oder die Verfechter des Pantheismus glauben, sondern vielmehr eine *Persönlichkeit*. Doch sobald wir es mit einer Persönlichkeit zu tun bekommen, taucht im selben Zug sofort auch der Begriff »Beziehung« auf, denn Persönlichkeiten, haben den unstillbaren Wunsch nach Beziehungen. Genauso wie im Bewusstsein das Schöpferische liegt, so liegt in der Persönlichkeit die Beziehung. Ohne Beziehungen wäre das Leben eines jeden Geschöpfes sinnlos. Wir sind alle für Beziehungen geschaffen worden und das kommt vom ursprünglichen Wunsch unseres Schöpfers nach einem Gegenüber.

Weil es also in der Natur eines *Bewusstseins* liegt, sich Dinge vorzustellen, wurde die Welt *geschaffen*.

Und weil es in der Natur einer *Persönlichkeit* liegt, Beziehung zu anderen Persönlichkeiten zu haben, wurde uns ein Teil des *Urbewusstseins* geschenkt. Jedem von uns.

Und weil das Urbewusstsein in seiner Fülle unglaublich ist, ist genug für jeden Menschen da. Uns allen wurde bei unserer Zeugung ein anderer Teil des Urbewusstseins zuteil. Aus diesem Grunde ist es ja auch so spannend herauszufinden, welchen Teil man selbst repräsentiert. Wenn alle Menschen diese Wahrheit verinnerlichen würden, hätten wir in der Welt von Morgen eine Einheit, die unseren Schöpfer wie ein Mosaik in seiner vollen Pracht zeigen könnte. Diese gesamte Pracht ist der ursprüngliche Grund, wieso wir geschaffen wurden. Unser Schöpfer wünscht sich eine einheitlich ihm zugewandte Menschheit ohne Ausnahmen. Er will Kontakt zu uns.«

Bobby hatte für den jetzigen Moment erst einmal genug gehört. Sie versuchte all die neuen Informationen zu verarbeiten und dachte darüber nach Cunningham darum zu bitten ihr seine Geschichte in Buchform zu überreichen, damit sie alles noch einmal genau durchdenken konnte. Konnte alles das tatsächlich wahr sein? Und wenn ja: Woher wusste Cunningham von all dem? Sie hätte ihm am Liebsten noch die Frage gestellt, aus welchem Grund der Schöpfer den Missbrauch des Kamots und die ungleichen Machtverhältnisse dieser Erde zuließ und somit seinen eigenen Plan in Verruf geriet, doch brauchte ihr Kopf erst einmal eine lange Erholung. Sie schwiegen einige Minuten und beobachteten, wie das Leben auf den Straßen langsam begann. Bobby beobachtete einen Zeitungsjungen, der ziemlich müde einen kleinen Wagen vor sich her schob und erinnerte sich an die vielen kalten Nächte in denen sie selbst Zeitungen ausgetragen hatte. Noch heute begannen ihre Füße allein bei dem Gedanken daran zu frieren. Doch verschwand dieser Gedanke sofort wieder, als Cunningham schließlich in eine ruhige Seitengasse abbog und fröhlich verkündete, sie haben ihr Ziel erreicht.

Das Haus, vor dem der Wagen zum Stehen kam, war nur noch eine Ruine. Haustür und Fenster waren mit gelbem Absperrband versiegelt worden und es lag der subtile Geruch nach verbranntem Kunststoff in der Luft. Cunningham schaltete den Motor aus. Dann stiegen sie aus, um sich das Ganze noch einmal genauer anzusehen. Die Fenster des Gemäuers blickten stumm auf sie herab. Das Glas war an den meisten Stellen zersplittert und in dem kleinen Vorgarten waren noch immer die Abdrücke von schweren Löschfahrzeugen zu sehen. Cunningham kletterte über eine kleine Mauer und lief auf der linken Seite des Hauses entlang. Bobby folgte ihm zögernd.

»Das hier war kein normaler Brand. Es sieht mir fast so aus, als hätte jemand hier einen Sprengsatz gezündet«, sagte Cunningham, »Schauen Sie sich doch einmal die Spuren um die Fensterrahmen an. Außerdem liegen hier überall Holzsplitter.«

Bobby antwortete nicht, sondern rannte an Cunningham vorbei zur Rückseite der Ruine. Hinter dem Haus lagen Holzsplitter, Metallteile, Glasscherben und die Überreste von Elektronikschrott auf dem Rasen verteilt. Außerdem hatte hier bis vor kurzer Zeit noch eine Art Schuppen gestanden, denn sowohl das rechteckige Fundament, als auch ein Teil der Seitenwände waren noch erhalten. Cunningham folgte ihr und betrachtete das Chaos.

»Sehen Sie sich das an«, sagte er, »die Trümmer haben kaum Brandspuren. Es scheint mir als hätte die Druckwelle der Explosion jeden Brand hier draußen gelöscht. Nur das Haus, hat es interessanterweise erwischt.«

Er hob etwas vom Boden auf, was aussah, wie die Hauptplatine eines Computers, legte es aber sofort wieder hin, als er etwas anderes entdeckte. Mit schnellen Schritten ging er auf die Rückseite des Hauses zu und spähte durch das zerbrochene Milchglasfenster einer kleinen Tür.

Dahinter führte eine Treppe in das Kellergeschoss des Hauses. Die Tür am unteren Ende war gut erhalten. Wie es scheint war der Keller von Brand und Explosion verschont geblieben.

»Worauf warten wir?«, fragte Cunningham und stieß die Tür auf. Bobby folgte ihm zögernd.

Normalerweise brach sie nicht so oft in fremde Häuser ein. Erst recht nicht ausgebrannte Ruinen, die vermutlich dem Mörder ihres Bruders gehörten. Sie stiegen vorsichtig die schmale Treppe in den Keller hinab. Cunningham öffnete die Tür. Es gab scheinbar drei Räume hier, von denen aber nur einer wirklich interessant war. Er war sehr groß und wurde von einer dicken Plexiglasscheibe in zwei Hälften getrennt. Einige Blumenkübel stapelten sich hinter dem Plexiglas und eine verkümmerte Pflanze lag tot auf dem nackten Betonboden. Der Raum hatte scheinbar einmal als eine Art Gewächshaus gedient. Bobby suchte einen Lichtschalter, doch wie es schien gab es hier keinen Strom mehr. Cunningham runzelte die Stirn. Dann öffnete er die kleine Glastür und trat auf die andere Seite des Glases. Er untersuchte kurz die tote Pflanze auf dem Boden. Dann drehte er sich zu Bobby um.

»Diese Pflanze stammt aus dem mexikanischen Regenwald. Sie wurde von den Maya für medizinische Zwecke verwendet.« Bobby zog überrascht die Augenbrauen hoch. »Woher wissen Sie denn so etwas?« Cunningham sah sich die Pflanze noch eine kurze Zeit an. Dann stand er auf und antwortete: »Vor 500 Jahren wurden in einem alten Kloster sehr viel Mayawissen bei einem Brand vernichtet, daher gibt es leider fast keine medizinischen Aufzeichnungen mehr.. Doch glücklicherweise haben vier Bücher das Feuer überlebt. In einem davon gab es zahlreiche Aufzeichnungen über Pflanzen mit bewusstseinsweiternder Wirkung, die von den Schamanen der Maya verwendet wurden. Und für das Bewusstsein interessiere ich mich schon seit meiner Kindheit. Ich erkenne fast jede Pflanze wieder, die damit in Zusammenhang steht.«

Er warf noch einen flüchtigen Blick hinter einen großen Kübel in der hinteren Seite des Gewächshauses, als dahinter plötzlich etwas aus der Dunkelheit hervorgesprungen kam. Die Gestalt war schmal und warf sich mit aller Kraft gegen Cunningham. Bobby stolperte panisch zurück in den Kellerraum. Sie schlug hastig die Tür des Gewächshauses zu und schob den Riegel vor. Keine Sekunde zu früh, denn die Gestalt kam jetzt direkt auf sie zu. In der Dunkelheit konnte Bobby kaum etwas erkennen. Cunningham versuchte taumelnd das Gleichgewicht zu halten und schrie: »Phil Manuel Vazquez. Wir suchen *Phil Manuel Vazquez!*« Die Gestalt unternahm einen hoffnungslosen Versuch die Tür des Gewächshauses zu öffnen und schlug dann verzweifelt gegen das Plexiglas.

»Beruhigen Sie sich! Wir sind die Guten.«, schrie Cunningham. Bobby schüttelte den Kopf. Er war vielleicht schlau, doch hatte er das Taktgefühl eines Bügeleisens. Doch obwohl die Gestalt scheinbar nur eine harmlose junge Frau war, schlug ihr das Herz immer noch bis zur Kehle. Sie öffnete vorsichtig die Tür. Die Frau war immer noch panisch. Sie rannte hastig an Bobby vorbei und stolperte die Kellertreppe nach oben. Cunningham rappelte sich auf und wollte ihr gerade etwas hinterher schreien, als Bobby ihn zurückhielt.

»Warten Sie! Durch Ihr Gebrülle machen Sie die Sache nicht besser. Ich folge ihr.« Sie stieg mit schnellen Schritten die Treppe hinauf. Die junge Frau hatte die Flucht ergriffen und rannte auf die Straße zu. Bobby rief ihr hinterher: »Phil hat meinen Bruder getötet.«

Die Frau beachtete sie nicht, sondern sprang jetzt über die kleine Mauer auf die Straße. Dort blieb sie plötzlich stehen. Bobby folgte ihr, wobei sie sich zwang nicht zu rennen, damit die Frau nicht

erneut Angst bekam. Sie zwang sich zu einem Lächeln und sagte: »Wir brauchen Ihre Hilfe.« Die Frau schien irritiert zu sein. Sie blickte abwechselnd zu Bobby herüber und die Straße hinunter. Sie war noch sehr jung. Vermutlich Mitte zwanzig. Ihre hellbraunen Haare waren ungekämmt und zerzaust. Trotzdem machte sie einen gepflegten Eindruck. Bobby kletterte jetzt ebenfalls über die kleine Mauer zurück auf die Straße. Eine ältere Dame war an dem Fenster des gegenüberliegenden Hauses aufgetaucht und beobachtete misstrauisch das Szenario.

»Soll ich die Polizei rufen, Kind?«, quakte sie, und hielt demonstrativ den Hörer eines schnurlosen Telefones aus dem Fenster. Noch bevor Bobby antworten konnte, drehte sich die junge Frau herum und rief: »Nein Miss, das ist wirklich nicht notwendig. Es gab hier nur ein kleines Missverständnis.« Bobby war erleichtert. Sie legte gequältes Grinsen auf und nickte der verwunderten Dame zu.

»Ja, vielen Dank. Nur ein kleines Missverständnis.« Dann hielt sie der jungen Frau die Hand hin. »Mein Name ist Bobby Parkman und ich bin auf der Suche nach dem Mörder meines Bruders.« Die junge Frau lächelte nicht. Sie strich sich eine gewellte Haarsträhne aus der Stirn. Ihre Augen waren rot unterlaufen. Sie hatte scheinbar erst vor kurzer Zeit geweint. Für einen kurzen Moment hatte Bobby den Eindruck, sie würde erneut die Flucht ergreifen. Doch dann kam die junge Frau ausdruckslos auf sie zu und erwiderte ihren Händedruck. »Und mein Name ist Lisa Mason. Ich denke wir suchen dasselbe.«

Sie hatten es tatsächlich geschafft die amerikanische Grenze zu überqueren und waren auf dem direkten Weg nach Lexington. Lange Zeit hatten sie geschwiegen, doch Felix erwachte aus seinen Gedanken, als Phil ihn anstubste. »Ich muss dir noch mehr über Chase erzählen«  
 Er rieb sich verärgert die Schulter und sah aus dem Fenster. Die Landschaft hatte sich kaum verändert, doch waren die Schilder endlich wieder in Englischer Sprache geschrieben. »Wenn es sein muss«, sagte er. Aus diesem Grund setzte Phil seine Geschichte fort.

\*

»Chase hat schon lange vor seinen Geschäften mit der Masongruppe ein merkwürdiges Phänomen entdeckt, was stark mit dem menschlichen Bewusstsein zusammenhängt. Er hat sich schon immer für Neurowissenschaften interessiert und obwohl er niemals einen akademischen Abschluss in diesem Bereich gemacht hat, kannte er sich trotzdem erstaunlich gut aus. Er war beispielsweise großer Fan der Arbeiten des Neurophysiologen Scott Sherrington, der später die Arbeiten von Wilder Penfield stark beeinflusste. Penfield hatte in einer Reihe von Experimenten Hinweise für ein vom Gehirn unabhängiges Bewusstsein gefunden. Chase war von dieser Idee schon immer begeistert, denn Penfields Arbeit bestätigte seine eigenen Erfahrungen. Ich habe die Dinge, die ich dir hier erzähle übrigens nicht von Chase persönlich erfahren. Ein guter Freund, Dr. Schwarz, den er über die Masongruppe kennen gelernt hatte, war eines Abends so gnädig mir eine Menge über ihn zu erzählen. Ich habe mit Schwarz auch später in der *Agency* eine Menge zu tun gehabt, denn auch er hat damals gemeinsam mit noch vier anderen die Masongruppe verlassen. Doch Chase war der einzige, der sich tatsächlich mit ihnen angefeindet hat. Jedenfalls war Chase schon als Kind ein wunderlicher Junge. Er ist in einem Waisenhaus in London aufgewachsen, wurde jedoch mit acht Jahren von zwei Amerikanern adoptiert. Und obwohl er ab diesem Tag in sehr wohlhabenden Verhältnissen aufwuchs, bekam er immer radikalere Einstellungen, was das Leben auf unserem Planeten betrifft. Er hielt den Menschen für abgrundtief böse und versuchte alles Erdenkliche um selbst ein guter Mensch zu sein. Angeblich lebte er ab dem vierzehnten Lebensjahr in einem Kloster der Internationalen Gesellschaft für Krishna-Bewusstsein, die ihren friedlichen Lebensstil an den vedischen Schriften orientiert. Doch Chase wurde mit siebzehn aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Was damals genau schiefgegangen ist, weiß ich selbst nicht so genau, aber es gibt Gerüchte über einen seltsamen Vorfall während der Meditation. Angeblich war es ihm gelungen einen Teil des Klosters zu zerstören. Ich habe damals etwas recherchiert und tatsächlich einen Vorfall gefunden, bei dem unter mysteriösen Umständen ein Tempel in den Rocky Mountains in sich zusammenbrach. Bei dem Vorfall wurden zahlreiche Mönche lebensbedrohlich verletzt. Chase war ab diesem Tag einem seltsamen Phänomen auf der Spur, was schon seit der Antike bekannt ist. Der Telekinese. Es hat schon seit tausenden von Jahren immer wieder Vorfälle gegeben in denen Menschen mit ihrer puren Willenskraft die Materie beeinflussen konnten. Meistens in Extremsituationen oder nach jahrelanger Übung. Angeblich war Chase nach langer Meditation ebenfalls dazu in der Lage. Gleichzeitig wollte er aber natürlich wissen, aus welchem Grund die Telekinese funktionierte. Er schien von der vedischen Religion jedenfalls nicht überzeugt worden zu sein, obwohl auch ihre Anhänger nicht an die Materie glaubten. Sie sind der Auffassung, alles Stoffliche sei nichts weiter als *Maya* und ordne sich dem starken Willen unter. Ins Englische übersetzt heißt *Maya* nichts anderes als »Illusion«. Chase glaubte aber, die Materie sei sehr wohl auf ihre eigene Art und Weise real. Er suchte also weiter und verdiente sich seinen Lebensunterhalt nebenher mit dem Verkauf von Wertpapieren. Er hat über diese Schiene auch irgendwann Kontakt zur Masongruppe bekommen, wo er sich innerhalb weniger Jahre Unmengen an Geld verschafft hat. Gleichzeitig beschäftigte er sich stark mit Philosophie und kam nach einigen Jahren zu dem Schluss, dass sich diese Welt grundlegend ändern müsse. Er hat sich damals erhofft, die Masongruppe könne ihn bei diesem Unterfangen unterstützen, doch scheinbar wurde ihm schnell



klar, wie sehr sich seine persönlichen Ziele vom Ziel der Loge unterschieden. Seit der Erkenntnis, wie mächtig die Maseongruppe war, änderte Chase seine Ziele von einem Tag auf den anderen. Er war plötzlich davon überzeugt, es sei unmöglich die Welt zu einem besseren Ort zu machen, weil der Mensch nichts Gutes in sich trüge. Ich habe damals miterlebt, wie er ziemlich geistesabwesend in der Eingangshalle saß und die ganze Nacht über immer wieder flüsterte: *'Das Gute ist Maya, das Gute ist Maya.'*

Seine Ansichten wurden langsam so radikal, dass ich manchmal richtige Angst vor ihm hatte. Eines Tages traf er in der *Hampshire University* auf einen Mann namens Cunningham, der sein Interesse erweckte. Er war damals mit mir gemeinsam bei einer Einführungsveranstaltung gewesen, wo auch Schwarz eine Rede hielt. Er sprach ihn später an und die beiden sind Freunde geworden.

Cunningham war zu dieser Zeit nur für wenige Monate in Amerika, denn er war auf der Suche nach einem uralten Artefakt namens *Viryá*, welches scheinbar in direktem Zusammenhang mit Chase Fähigkeiten stand. Dieses Artefakt war angeblich, genau wie der menschliche Geist, eine Art Verbindung in eine andere Welt oder vielmehr zu einem anderen *Bewusstsein*, von dem wir alle Teil sind. Die Verbindung, die jeder Mensch zu diesem Bewusstsein hat, ist allerdings ausgesprochen dünn. Es reicht gerade so aus, damit wir überhaupt ein eigenes Bewusstsein haben können. Chase jagte seitdem der Frage nach, ob es möglich sei diese Verbindung irgendwie zu verstärken. Wenn eine solche Verstärkung möglich war, so brauchte der Mensch keine stundenlange Meditation oder Extremsituationen um die Materie mit seinem Willen zu beeinflussen. Er verstand auch immer besser, wieso Telekinese überhaupt funktionieren konnte. Wir alle sind scheinbar der Teil eines sehr großen Bewusstseins, an dessen Gedanken wir selbst Teil haben. Die Bewusstseinsweiterung würde ausreichen um einem Menschen fast unbegrenzte telekinetische Fähigkeiten zu geben. Aus diesem Grund bat er mich damals, die Schnittstelle in unserem Gehirn zu finden, über die wir mit dem Bewusstsein verbunden sind. Das Medikament sollte diese Schnittstelle dann verstärken. *Maya adenin* tat jedoch das genaue Gegenteil. Es kehrte den Effekt um, schnitt also den infizierten Menschen immer mehr vom Bewusstsein ab und ließ ihn immer mehr zu 'reiner Materie' werden. Es wirkte zudem im Gegensatz zu dem Medikament dauerhaft.«

In diesem Moment wurde er von Felix unterbrochen...

## 31

Lisa hatte ihnen die Adresse einer Hütte gegeben, in der sich Phil angeblich früher oft aufgehalten hatte. Sie selbst musste noch zu einem polizeilichen Verhör, doch wollte sie ihnen so schnell es ging folgen. Auf dem Weg erklärte Cunningham den Rest seiner Geschichte.

\*

»Wir sind an dieser Stelle nun vermutlich an dem Punkt angekommen, bei dem sich die Philosophie langsam aber sicher in Religion verwandelt. Ich habe mit Religion aber schon seit ich ein kleiner Junge bin meine Schwierigkeiten, weil Religion eine sehr wichtige Frage verbietet. Und das ist die Frage, nach dem *Warum*. Natürlich ist diese Tatsache nicht so einfach zu durchschauen, denn bei jeder Religion können ihre Anhänger bis zu einem bestimmten Punkt Ihre Fragen beantworten und oft tun sie das mit einer Selbstverständlichkeit, die einen schon fast dumm dastehen lässt. Ich habe als Jugendlicher zahllose Debatten mit den verschiedensten Menschen ausgefochten, die alle der festen Überzeugung waren *ihr* Gott oder *ihr* Paradigma sei das richtige. Doch ich bin niemals auf eine Ideologie gestoßen, die ansatzweise frei von Widersprüchen war. Es hat immer zahllose Dogmen gegeben, die im Endeffekt einfach geglaubt werden müssen, und zwar obwohl diese Dogmen keinerlei logische Integrität aufweisen. Natürlich haben auch meine Diskussionspartner immer einen gewissen Wert auf logische Zusammenhänge gelegt. Doch auch das immer nur bis zu dem Punkt, an dem sie selbst nicht mehr weiter wussten. An dieser Stelle wurde mir schließlich immer mit der Aussage ausgewichen, Gottes Gedanken seien unergründlich und wir Menschen wären einfach nicht in der Lage seine Beweggründe zu begreifen. Es gibt aber an dieser Aussage leider einen sehr verhängnisvollen Haken. Und dieser Haken hat selbst wieder mit Logik zu tun.

Angenommen zwei Aussagen widersprechen sich, so würden die meisten Menschen mir zustimmen, wenn ich behaupte, eine der beiden Aussagen sei einfach Unsinn. In der Religion wimmelt es aber leider von genau solchen Beispielen und die Antwort der Gläubigen ist immer dieselbe: Wir Menschen sind einfach nicht in der Lage das zu verstehen. Und genau hier liegt der Irrtum, denn wir Menschen sind ja gerade *doch* in der Lage es zu verstehen. Wenn ich Ihnen beispielsweise ein komplexes System zeige, so mag es viele Menschen geben, die dieses System nicht begreifen können, weil ihre Intelligenz einfach nicht ausreicht. Wenn aber jemand in meinem System auf der untersten Ebene einen ganz offensichtlichen Fehler findet, so kann er sich dieses Fehlers auch sicher sein ohne den Rest des Systems zu verstehen. Und er hat dann, obwohl er nicht alles begreift, einen direkten Beweis gefunden, dass mein System einfach Unsinn ist. Genauso aber verhält es sich mit den Religionen. Wenn wir in einem heiligen Buch eine ganz offensichtliche Unstimmigkeit finden, so brauchen wir uns nicht von dem angeblichen Gott einschüchtern lassen, der das alles geschrieben hat. Nein, wir können uns sogar sicher sein, dass dort einfach Unsinn steht. Und Unsinn wird auch nicht dadurch besser, wenn wir ein »Gott hat aber...« davorhängen. Aber es gibt auch noch einen viel wichtigeren Grund, wieso man sich mit der Aussage, Gottes Wege seien eben unergründlich, nicht abspeisen lassen darf. Denn wenn wir Menschen ja ohnehin nicht in der Lage sind *Es* zu verstehen, so kann Gott von uns schließlich auch nicht erwarten, dass wir uns für die »richtige« Religion entscheiden. Es gibt schließlich eine Menge heilige Bücher und alle widersprechen sich gegenseitig. Welchem von den vielen Göttern, deren Wege ja alle unergründlich sind, sollen wir denn dann glauben schenken? Jahwe, Jesus, Krishna, Allah?

Wer hat denn hier nun wirklich das Zepter in der Hand? Natürlich wäre es möglich sich auf *Erfahrungen* von Menschen zu berufen, aber leider verschlimmert das die Sache nur noch. Es gibt in jeder Gruppierung Menschen, die Ihnen unter Tränen ihre eigenen Erfahrungen mit einer bestimmten Ideologie schildern können und gigantische Erfahrungen gemacht haben. Doch auch diese Erfahrungen widersprechen sich leider und wem soll man denn dann glauben schenken, wenn man selbst *niemals* eine solche Erfahrung gemacht hat? Und das trifft eben auf den größten Teil der Menschen zu. An dieser Stelle müssen wir also wieder einen Schritt zurück gehen, denn wenn wir wirklich die Wahrheit wissen möchten, so bringt uns die Religion leider nicht weiter. Wir müssen uns also die Frage stellen, was wir denn überhaupt noch sicher wissen können. Und an dieser Stelle setzt die Erkenntnistheorie an, von der Sie in der Schule mit Sicherheit schon einmal gehört haben. In der Philosophie hat man über viele Jahrhunderte das Wissen als *wahre* und *gerechtfertigte* Meinung bezeichnet. Wenn ich also behaupte etwas zu *wissen*, so muss das sowohl *wahr* sein als auch eine *Rechtfertigung* beinhalten, die mich zu dieser Annahme führt. Leider hat man Anfang des letzten Jahrhunderts dann aber mit einem einfachen Beispiel diese Definition von Wissen wieder aus den Angeln gehoben. Und dieses Beispiel ist denkbar einfach. Stellen Sie sich einmal vor, eine Bekannte schenkt Ihnen zum Geburtstag eine Taschenuhr. Eines Morgens um 8 Uhr bleibt die Uhr aber aus unerfindlichen Gründen plötzlich stehen ohne dass Sie das bemerken. Am Abend um genau 8 Uhr werden Sie dann von einem Fremden nach der Uhrzeit gefragt und natürlich werden Sie ihm sagen, dass es 8 Uhr sind. Nach unserer bisherigen Definition, *weiß* dieser Fremde die Uhrzeit jetzt, denn er hat schließlich die richtige Uhrzeit und auch eine Rechtfertigung für diese Uhrzeit. Diese Rechtfertigung und seine Meinung hängen aber leider in keiner Weise zusammen, sondern es ist lediglich Zufall, dass er jetzt die Wahrheit kennt. Und es hat hunderte von Jahren gedauert, bis jemand mit diesem Beispiel den Fehler in der bisherigen Definition fand. Es wurde also mit der Zeit immer klarer, wie schwer es ist eine wirklich zuverlässige Definition zu finden, was *Wissen* denn eigentlich ist. Ich persönlich habe die ganze Sache irgendwann einfach etwas vereinfacht und mich dazu entschieden nur noch die Dinge als mein Wissen zu betrachten, die ich entweder *beweisen* oder *erfahren* kann. Alle anderen Definitionsversuche der Erkenntnistheorie haben sich einfach viel zu weit von der Praxis entfernt, und mir bei meiner ursprünglichen Frage auch nicht mehr weitergeholfen. Es heißt ja auch nicht ohne Grund *Erkenntnistheorie*. Mit dieser neuen Einstellung habe ich ab diesem Tag die Welt betrachtet und erstaunliche Fortschritte gemacht. Eine bessere Herangehensweise die Wahrheit herauszufinden, habe ich bis heute nicht finden können. Ich kann zum Beispiel nicht *beweisen*, dass meine Mutter mich liebt aber ich kann es erfahren. Ich

*weiß* also, dass sie mich liebt.

Andererseits kann ich nicht *erfahren*, dass Eins plus Eins, Zwei ergeben aber ich kann es mit Hilfe der Logik *beweisen*.

Noch besser ist es natürlich, wenn beides geht. In der Physik konnte man beispielsweise beweisen, dass die Lokalzeit eines Objektes immer langsamer vergeht, je schneller es sich bewegt. Doch auch praktische Experimente haben diesen Zusammenhang gezeigt, also hat man es sowohl *erfahren* als auch *bewiesen*.

Ernsthafte Zweifel sollten Sie immer dann hegen, wenn Sie von etwas hören, was Sie selbst aber weder *beweisen*, noch *erfahren* können. Natürlich kann diese Sache trotzdem wahr sein, aber sie kann genauso gut auch falsch sein. Es ergibt also keinen Sinn diese Sache weiter zu untersuchen, oder sich überhaupt noch damit zu beschäftigen.

Und genau so ist es leider bei den Religionen, denn alle sind auf Dogmen gegründet. Und ein Dogma ist eine Aussage, die man weder *erfahren* noch *beweisen* kann. Aber das bedeutet natürlich noch längst nicht das Ende. Sie können auch ein spiritueller Mensch bleiben, obwohl die Religion keine befriedigenden Antworten für Sie parat hatte.

Ich war also an einem Punkt angekommen, an dem ich mich von allen Dogmen verabschiedete und mich auf meine neue Regel verließ. Anfangs fühlte ich mich noch sehr allein gelassen, denn es gibt fast keine Menschen, die so kompromisslos die Wahrheit gesucht haben, wie ich es getan habe.

Wenn es einen Schöpfer gab, so musste er den Menschen doch irgendetwas hinterlassen haben, was ihnen den richtigen Weg zeigte. Und warum ich an einen persönlichen Schöpfer glaube, habe ich Ihnen ja auf unserer Reise von Kairo bis hierher schon genau erläutert.

Sie könnten mich an dieser Stelle nun natürlich mit meinen eigenen Waffen schlagen und mir erklären, ich könne doch auch diesen Schöpfer weder beweisen noch erfahren. Aber genau deswegen bezeichne ich meinen Glauben ja auch nicht als Wissen. Ich habe eine Menge logischer Hinweise gefunden, die zwar auf einen Schöpfer hinweisen, jedoch natürlich auch kein exakter Beweis sind. Dennoch bin ich kein religiöser Mensch, denn ich konnte schließlich durch etliche Widersprüche *beweisen*, dass die Religionen falsch liegen müssen.

Dennoch war für mich mein eigenes Bewusstsein der durchschlagende Hinweis für die Existenz eines Urbewusstseins. Eigentlich habe ich nur die Gedanken von Descartes weiter geführt, der sich nur seiner selbst sicher sein konnte, weil er schließlich *dachte*.

Aber wenn es diesen Schöpfer gab, wieso zeigte er sich dann nicht? Und wieso hatte er uns keine heilige Schrift hinterlassen, die kein Leid über diese Welt bringt oder Menschen dazu veranlasst sich bis heute gegenseitig die Köpfe einzuschlagen? Wo genau hat dieser Schöpfer seine Spuren hinterlassen? Und eines Tages ist es mir dann plötzlich klar geworden. Wenn Künstler Botschaften an die Menschheit hatten, wo sonst hätten sie diese Botschaften verstecken sollen, wenn nicht in ihren eigenen Kunstwerken? Mir wurde plötzlich bewusst, wie sehr ich den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr gesehen hatte. Ganz nach dem Prinzip von Ockhams Rasiermesser wurde mir bewusst, dass auch hier der einfachste Erklärungsversuch, gleichzeitig auch der beste war. Unser Schöpfer hatte seine Botschaft an uns mit großer Sicherheit in seiner eigenen Schöpfung codiert. Er war somit gar nicht auf Menschen angewiesen, die sich um die Erhaltung seiner Botschaften kümmerte und diese im schlimmsten Fall auch noch missbrauchten. Auf diese Art und Weise begann ich mir die Schöpfung anzusehen um herauszufinden, welche Prinzipien ihr zugrunde liegen. Natürlich hat es nicht lange gedauert, bis ich dieselben Prinzipien identifizieren konnte, welche bereits in der Antike bekannt und von Sokrates thematisiert worden sind.

Das erste Prinzip nennt sich *Physis* und beschreibt unsere stoffliche Existenz oder einfacher ausgedrückt die Natur. Es handelt sich hierbei also grob gesagt um Dinge, wie Raum, Zeit und Materie. Die *Physis* wird schon seit jeher von den vier Wechselwirkungen beherrscht, also Gravitation, Elektromagnetismus, starker und schwacher Wechselwirkung. Außerdem wurde sie in Abhängigkeit von der Logik geschaffen. Der springende Punkt ist allerdings, dass die *Physis* von der Logik beherrscht wird. Unser Schöpfer konnte natürlich nichts erschaffen, was sich zum Beispiel selbst widerspricht, denn das hätte die Logik nicht zugelassen. Bis vor über zehntausend Jahren hat es im Universum ausschließlich die *Physis* gegeben und nichts anderes.

Das zweite Prinzip nennt sich *Metaphysis* und beschreibt alle Verbindungen, die es im Universum zu unserem Schöpfer gibt. Ein Beispiel für eine solche Verbindung ist unser phänomenales Bewusstsein, was mit den Gesetzen der Logik nicht erklärt werden kann. In der Philosophie ist diese Tatsache bereits sehr lange bekannt und wird als Qualiaproblem bezeichnet. Aber darüber haben wir ja in der Wüste bereits ausreichend gesprochen. Ein anderes Beispiel für eine solche Verbindung ist das *Virya*. Im Gegensatz zur *Physis* wird die *Metaphysis* jedoch nicht von der Logik beherrscht, sondern von etwas anderem. Mir wurde bewusst, dass die *Metaphysis* maßgeblich von *einem* Gesetz beherrscht wird. Dieses Gesetz wird bereits seit Jahrtausenden von den großen Meistern gelehrt und obwohl es sich jedem offenbart, der danach sucht, ist es trotzdem immer ein Geheimnis geblieben. Das Geheimnis schützt sich nämlich durch seine eigene Beschaffenheit von ganz alleine. Ich spreche an dieser Stelle von nichts anderem als dem Prinzip der Liebe. Am Prinzip der Liebe scheiden sich in der *Metaphysis* im wahrsten Sinne des Wortes die Geister. Wer sich am Prinzip der Liebe orientiert, wird in eine komplett andere Richtung gehen, als die Menschen, die dieses Prinzip ignorieren. Ich komme auf dieses Prinzip gleich wieder zurück. Ich möchte aber zuvor noch einmal kurz zusammenfassen, was wir wissen:

Es gibt insgesamt zwei Elementarteilchen, die allem Sein zugrunde liegen:

Die Logik und unseren Schöpfer.

Der Schöpfer hat mit Hilfe der Logik die *Physis* geschaffen, die vom ersten Elementarteilchen beherrscht wird. Also von der Logik.

Vor über zehntausend Jahren, hat der Schöpfer dann mit Hilfe der Logik auch noch die *Metaphysis* geschaffen und in die *Physis* hineingelegt. Die *Metaphysis* hingegen wird vom zweiten Elementarteilchen beherrscht. Unserem Schöpfer

An dieser Stelle wird es jetzt wichtig, denn Ihnen muss klar werden, dass diese Herrschaft nichts anderes als das gerade erwähnte Prinzip der Liebe ist. Unser Schöpfer ist also äquivalent mit dem Prinzip der Liebe. Wenn ich also ab jetzt von Liebe spreche, so meine ich damit automatisch unseren Schöpfer oder das Urbewusstsein. Alle drei Begriffe meinen dasselbe.

Vor vielen tausend Jahren, wurde also die von der Liebe beherrschte *Metaphysis* in uns hineingelegt. Ab diesem Zeitpunkt aber geriet leider eine Menge außer Kontrolle, denn plötzlich gab es zwei verschiedene Herrscher in uns. Unsere *Physis* wurde von der Logik beherrscht und unsere *Metaphysis* vom Prinzip Liebe. Es begann also in jedem Menschen ein schwerer Konflikt zwischen Logik und Liebe. Dieser Konflikt wütet nun schon seit geraumer Zeit auf diesem Planeten und es wird ihn auch noch sehr lange geben.

Wir haben auf der einen Seite unsere Grundbedürfnisse, die unser auf Logik basierender Körper verursacht, und die jede Sekunde unserer Existenz nach Befriedigung schreien. Und aus diesen Grundbedürfnissen, erwachsen weitere Wünsche, deren Stillung uns auf dieser Welt in den Wahnsinn treibt. Doch an dieser Stelle fängt das eigentliche Dilemma erst richtig an, denn es gibt schließlich mehr als nur *einen* Menschen mit diesen Wünschen. Und plötzlich tauchen andere Menschen auf, die ihre Wünsche besser stillen können und es kommt zu Neid und Eifersucht. Doch an dieser Stelle ist das Spiel leider noch nicht zu Ende, denn die Befriedigung eines Grundbedürfnisses unterscheidet sich schließlich nicht nur in der Quantität, sondern vor allem in der *Qualität*. Wenn Sie hungrig sind, so macht es einen bedeutenden Unterschied, *wie* Sie Ihren Hunger stillen. Wenn Ihnen kalt ist, so geht es heutzutage in erster Linie nicht mehr darum, ob Sie überhaupt etwas zum Anziehen haben, sondern vor allem wie es aussieht oder ob es in Mode ist. Sowohl unsere Grundbedürfnisse, als auch die Wünsche, die daraus folgen lassen sich auf verschiedene Art und Weise befriedigen und das aus der Erfüllung resultierende positive Gefühl variiert natürlich in Abhängigkeit von der gewählten Art und Weise. Doch kein positives Gefühl hält wirklich dauerhaft an, ganz egal wie sehr wir die Qualität steigern. Es gibt zahllose Beispiele von Menschen, die ihr Leben lang all ihre Grundbedürfnisse auf höchstem Level befriedigen konnten, und trotzdem nicht zufriedener waren, als andere. Oft trat sogar das genaue Gegenteil ein. Leider suggeriert uns aber diese Welt, dass es genauso ist. Wir werden täglich von den Medien bombardiert, die uns vorschreiben, was wir *haben* oder *sein* müssen, um unser Lebensziel erfolgreich erreichen zu können. Den Frauen wird der perfekte Body-Mass-Index vorgeschrieben

und wer Karriere macht und sich teure Autos und Häuser leisten kann ist angeblich glücklich. Und weil wir uns nicht nur über das, was wir *können* oder *besitzen* definieren, sondern auch über das, was andere Menschen über uns *sagen*, bauen wir eine Fassade auf, die immer prachtvoller und teurer wird, während wir dahinter langsam aber sicher unter dem schrecklichen Druck ersticken. Wir versuchen unsere guten Seiten zu präsentieren und leben jeden Tag in dem Glauben, wir seien erst dann gut genug, wenn unsere Fassade prächtiger ist als die der anderen. André Gide hat einmal gesagt, dass es besser ist für das, was man ist gehasst zu werden, als für das, was man nicht ist geliebt zu werden. Leider hat das scheinbar niemand wirklich verinnerlicht und das Heimtückische an diesem Strudel ist, dass es anfangs immer kurz funktioniert. Nach einem Erfolg fühlen wir uns tatsächlich besser und streben sofort nach der nächsten Stufe. Doch weil das positive Gefühl nie lange anhält, klettern wir die Leiter immer weiter nach oben und je dünner die Luft wird, desto herablassender und egoistischer, werden wir gegenüber den Menschen, die noch hinter uns liegen und desto neidischer werden wir auf die, die auf der Leiter noch über uns sind. Wir gönnen niemandem mehr etwas, weil wir selbst alles haben wollen. Doch natürlich verbergen wir sowohl den Neid, als auch die Herablassung hinter unserer Fassade, denn wehe jemand wirft einen Blick dahinter und findet heraus, wer wir wirklich sind. Haben Sie sich schon einmal in einem sozialen Netzwerk angemeldet und sich die Profile ihrer Bekannten angesehen? Und haben Sie auf nur einem der geteilten Fotos mal das Bild einer weinenden Teenagerin, ihrem alkoholkranken Vater oder ihrer psychisch labilen Mutter entdeckt? Vermutlich nicht, denn Internetprofile sind wie Fotoalben. Man hat den Eindruck alle Menschen auf den Fotos seien wunschlos glücklich und hätten ein perfektes Leben. Doch wie sieht es in Wahrheit aus? Besonders in der westlichen Welt nehmen Psychosen, Ehescheidungen, Betrug und Hass täglich zu. Die Menschen werden zunehmend unverbundlicher und perfider. Sie folgen alle dem unersättlichen Strudel aus Gier, der sie immer tiefer in Egoismus und Einsamkeit reißt. Denn hinter seiner Fassade ist jeder allein, egal wie viele Freunde er hat. Und wer allein ist, der wird vollkommen immun gegen das Prinzip der Liebe, welches der Schöpfer in uns alle hineingelegt hat. Ich will Ihnen an dieser Stelle natürlich nicht sagen, dass es grundsätzlich schlecht ist auf der Leiter des Lebens emporzusteigen. Aber das Prinzip der Liebe besteht nun einmal darin, dass alles Emporsteigen in dem Moment schlecht wird, wo es *ohne* Liebe geschieht.

Denn Gerechtigkeit ohne Liebe macht hart. Klugheit ohne Liebe macht gerissen. Freundlichkeit ohne Liebe macht heuchlerisch. Ordnung ohne Liebe macht kleinlich. Sachkenntnis ohne Liebe macht rechthaberisch. Ehre ohne Liebe macht hochmütig. Besitz ohne Liebe macht geizig. Glaube ohne Liebe macht fanatisch. Wahrheit ohne Liebe macht eitel. Erfolg ohne Liebe macht einsam. Leben ohne Liebe ist sinnlos. Liebe funktioniert immer nur wenn alle mitmachen, sonst klappt es nicht. (Gedankenexperiment: Brot stehlen)

Merken Sie langsam, worauf ich hinaus will? In dem Moment, wo wir durch unser Bewusstsein plötzlich fähig wurden zu lieben, wurde unsere Welt in ein Chaos gestürzt, denn ein Bewusstsein zu haben bedeutet nicht nur fähig zu sein zu lieben, sondern auch fähig zu sein sich *gegen* die Liebe zu entscheiden. Der Schöpfer war sich dieser Tatsache definitiv bewusst, doch er hat sich trotzdem dazu entschlossen diesen entscheidenden Schritt zu tun, weil es sich für die Liebe tatsächlich lohnt. Es ist also kein Wunder, wenn es mit dieser Welt zunehmend den Bach herunter geht, denn die Logik ist hart wie Stahl und führt unweigerlich zu der Illusion, andere Dinge seien wichtiger als die Liebe. Es erfordert für manche Menschen mehr als ein Leben um diese Erkenntnis überhaupt zu bekommen. Natürlich könnten Sie an dieser Stelle die Frage stellen, aus welchem Grund wir überhaupt von unserem Schöpfer einen Körper bekommen haben, denn scheinbar hätten wir ohne unseren Körper gar keine Bedürfnisse und die Logik hätte gar keine Chance gehabt uns in ein liebloses Leben zu führen. Ich habe auf diese Frage erst eine Antwort gefunden, als ich auf das *Virya* gestoßen bin, denn tatsächlich ist meine gesamte Theorie in der uralten Pyramide fast deckungsgleich niedergeschrieben. Was ich früher nur mit Hilfe meines Verstandes erarbeitet habe, fand an genau diesem Ort seine Bestätigung. Aus welchem Grund also wurde uns eine attraktive Alternative zur Liebe gegeben, obwohl diese Alternative unweigerlich in die Verzweiflung führt? Die Antwort ist, wenn man sie erst einmal gehört hat fast offensichtlich. Liebe erfordert *immer* ein

freiwilliges *Opfer*. Wenn man genau hinschaut, so entdeckt man dieses Prinzip immer wieder auf der Welt. Eltern, die ihre Kinder lieben, *opfern* sich für sie. Frauen, die ihre Männer lieben, *opfern* sich für sie. Männer, die ihr Land lieben, *opfern* sich für es. Das Opfer geschieht zwar oft nur in eine Richtung, aber es geschieht in jeder Liebesbeziehung immer früher oder später und es vertieft die Beziehung beispiellos. Wenn es kein Opfer gibt, so gibt es auch keine Liebe. Und ein Opfer hat leider am Anfang immer einen bitteren Beigeschmack. Natürlich darf man dieses Konzept nicht falsch verstehen. Wer zum Beispiel ohne Liebe etwas opfert, der wird sehr schnell verdrießlich und wirft der anderen Person im schlimmsten Fall sogar sein eigenes Opfer vor. Aus der Liebe folgt also immer das Opfer. Nicht umgekehrt.«

Cunningham hielt inne, als hinter ihnen die Scheinwerfer eines Wagens auftauchten. Er zog die Handbremse an und warf einen Blick in den Rückspiegel.

»Das Verhör ist also überstanden.«, murmelte er und wollte gerade die Beifahrertür öffnen, als Bobby ihn an der Schulter zurückhielt.

»Warten Sie. Sie haben mich noch gar nicht zu Wort kommen lassen. Ich habe noch eine Menge Fragen.« Cunningham zog die Augenbrauen hoch und lächelte.

»Ich fürchte wir müssen unser Gespräch später fortsetzen, aber ich denke für Eine Ihrer Fragen haben wir auch jetzt noch Zeit.« Bobby nahm ihre Brille ab und begann gedankenverloren die Gläser mit dem Zipfel ihrer Bluse zu polieren.

Dann sagte sie: »Ihrer Meinung nach erfordert jede echte Liebesbeziehung immer ein Opfer. Gleichzeitig haben Sie aber davon gesprochen, dass unser Schöpfer ebenfalls die Liebe sein muss, weil das Grundkonzept der Liebe schließlich in unserem Universum gilt. Wenn aber das Konzept der Liebe immer ein Opfer fordert, so muss auch unser Schöpfer ein Opfer gebracht haben, damit er selbst die Liebe erfahren kann.«

Cunningham sah Bobby mit der zufriedenen Miene eines Lehrers an, dessen Schülerin ihre Hausaufgaben besonders gut gemacht hatte. Dann antwortete er: »Ihre Frage ist sehr gut und aus genau diesem Grund beantworte ich sie auch mit einer Gegenfrage. Ich habe Ihnen ja schon erklärt, dass unser Schöpfer unser Universum deswegen geschaffen hat, weil es in der *Natur* eines Bewusstseins liegt, neue Dinge zu erschaffen. Weil unser Schöpfer aber gleichzeitig Liebe ist, so legt dieses Gesetz automatisch auch fest, dass seine Schöpfung nicht willkürlich sein kann, sondern maßgeblich von der Liebe beeinflusst wird. Liebe aber erfordert immer einen Gegenpol. Eine einzelne Person ist vollkommen unfähig zu lieben, wenn es kein Gegenüber gibt. Daher ist es auch so unlogisch, wenn die monotheistischen Religionen behaupten, Gott *sei* die Liebe. Das wäre ja so, als ob ein Funkgerät von sich behaupten würde: 'Ich bin Kommunikation.' Aus dieser Tatsache, folgt automatisch ein ganz bestimmtes Opfer. Können Sie sich vorstellen wovon ich spreche?«

Bobby legte die Stirn in Falten. Welches Opfer brachte ein Schöpfer, in dessen Natur die Liebe selbst lag? Plötzlich begann ihr Herz schneller zu schlagen und sie vergaß für einige Sekunden, wo sie war. Dann brachte sie heraus: »Das kann doch nicht Ihr Ernst sein?« Cunningham lächelte und öffnete die Wagentür.

»Ich kann Ihre Fassungslosigkeit verstehen. Ich war auch am Anfang schockiert, doch das ändert nichts an der Tatsache, dass es wahr ist.« Sie stiegen aus und beobachteten, wie eine Person aus dem Wagen hinter ihnen stieg. Doch es war nicht Lisa.

**32**

**To be continued...**